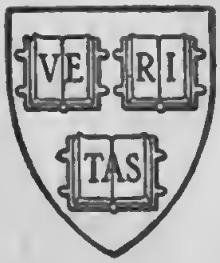
Alle guten Geister...

von Anna Schieber

51763
. 28



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Alle guten Geiſter ...

Roman

von

Anna Schieber

Vierzehnte Auflage

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn
1908

51763.42.28

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
JOHN GRAHAM BROOKS
APRIL 25, 1939

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.

Erſtes Buch

Digitized by Google

Erſtes Kapitel

Es ſind allerlei Leute, die ſich in dieſe Geſchichte hereindrängen. Es iſt eine ganze Verſammlung von Leuten, alten und jungen, und es iſt gar nicht leicht, ſie alle an den richtigen Platz zu ſtellen. Da ſind wohl ſolche darunter, die warten könnten, bis die Reihe an ſie käme. Zum Beiſpiel der Rektor Cabiſius, der mit ſeinen heitern, milden, jungen Augen durch den Garten geht und mit ſiebzig Jahren noch an die Freude glaubt, oder „jetzt erſt recht", wie er ſelber ſagt. Und der Turmwächter und Schneidermeiſter Nöſſel und ſeine Schweſter, Frau Judith, die ſo wunderbare Dinge ſah, und der alte Hollermann, und immer noch mehrere, da nun das Tor offen iſt. Da iſt der alte Hirt, der dreimal über den Stock ſprang, wenn er ſein Morgengebet verrichten wollte, und der ſinnige Küfermeiſter Riedel, von dem auch einiges zu ſagen ſein wird. Sie alle könnten wohl warten, bis die Reihe an ſie kommt, denn das Warten haben ſie unter andern guten Tugenden durch ein langes Leben hindurch gelernt und wenn ſie gefragt würden, ſo würden ſie ſagen, wie ſo oft im Leben: nur immer die Jugend voran. Wir Alten gehen gern einen ſachten, behaglichen Schritt, und dann: es iſt auch beſſer, die Jungen im Aug' zu behalten. Und die Frau Rektorin Cabiſius würde nach ihrer Gewohnheit ein paar raſche, trippelnde Schritte machen, dem Mittelpunkt zu, und dann wieder ſtehen bleiben und ihrem Mann zunicken: ſo komm doch, Alter. Ich ſehe nicht ein, warum du dich ſo hinten hältſt.

Und dann würde sie selber zu ihm zurücktreten und nur die kleine Gertrud vorschieben und mit bescheidenem Stolz sagen: das Kind hat heute seinen ersten Schritt gemacht; das darf nicht übergangen werden.

So soll nun die Frau Rektorin Recht behalten, und der erste Schritt in das Buch hinein soll auch von einem ersten Schritt ins Leben hinein handeln. Und die andern mögen ihm zusehen, und es wird nach und nach ein jedes seinen Platz in der Geschichte finden, die einen kommend, die andern gehend, ganz wie im Leben draußen auch. Und es wird Lichter und Schatten darin geben und zuletzt wird die Sonne über die Schatten siegen, wie das so ihre Art ist.

* * *

Es ist wohl der Mühe wert, von dem ersten Schritt zu reden. Da ist so eine lange, lange Bahn, es ist nicht zu sagen, wieviel Schritte darauf zu tun sind. Und niemand weiß, wann er sie zum erstenmal betritt, was er auf ihr finden wird. Wo sollte sonst ein junges Menschenwesen den Mut hernehmen, sich auf die Füße zu stellen und sich auf den Weg zu machen?

Der Frühlingssonnenschein lag auf der alten Stadtmauer, auf den Giebeldächern des Städtchens und auf den Gärten, die in der Hut der Stadtmauer und der Giebeldächer lagen und sich darauf besannen, daß es ein schönes, festliches Ding um Frühling, Leben, Werden und Wachsen sei.

Die Luft war voll Schwalbengezwitscher und Starengeschwätze. Auf dem Kirchendach klapperten die Störche, in den Blüten der Frühkirschenbäume summten die Bienen wie toll vor ausgelassener Daseinsfreude. Eine

Katze ſchnurrte auf dem Bretterzaun. Es war kein übler Zeitpunkt, den erſten Schritt zu wagen.

„Freude, Tochter aus Elyſium," ſang die Schöpfung und ließ alle Inſtrumente dazu klingen. Es war ihr einerlei, daß es Leute gab, die behaupteten, es ſei nicht der Mühe wert, in dieſe Welt herein geboren zu werden.

Der Rektor Cabiſius gehörte nicht zu ihnen. Er ging in den ſonnigen Wegen auf und ab, beſah ſich ſeine Obſtbäume, wie ſie mit ausgebreiteten Armen auf ihren Frühling warteten, paffte große und nicht beſonders zierliche Rauchwolken aus ſeiner langen Pfeife, und nahm ab und zu dieſe Pfeife aus dem Mund, um damit irgend eine Melodie zu taktieren, die ihm durch den Sinn zu gehen ſchien. Vielleicht war es dieſelbe Melodie, die durch die Luft ſchwirrte; wer kann das wiſſen? Er ſah nicht aus, als ob er irgend jemandem hätte den freundſchaftlichen Rat erteilen mögen, nicht in dieſe Welt herein geboren zu werden.

Sein Haar war grau; auf der Stirn lagen ein paar tiefe Querfalten, und unter den Augen hatte er unzählige feine Fältchen, ein ganzes Heer von Fältchen.

Aber was waren das für junge Augen, warme, lebendige, ungetrübte, die zwiſchen den Fältchen heraus ſahen, ſo, als ob ſie ſagen wollten: „Ach, das iſt ja alles nur äußerlich, das Alte, Graue, Faltige, Mitgenommene. Wenn ihr da innen hinein ſehen könntet, wie da Leben iſt. Aber das könnet ihr nicht."

Ihn freute der Frühling. Er nahm ſich das Recht dazu, ſich zu freuen trotz allerlei trübem, das ihn durchaus aus dem Winter herüber begleiten wollte. Und es iſt nicht zu ſagen, wieviel Trauriges ein ehrlicher Menſch, der es von Herzen mit der Freude halten will, durch ſie

beſiegen kann. Die lieblichſten Frühlingswunder zeigt ſie ihm, und ein ſolches zeigte ſie ihm jetzt eben, als er ſtillſtehend nach dem grünen Raſenfleck hinüberſah, wo auf einem ausgebreiteten, großen Tuch ein kleines Menſchenkindlein ſaß. Es krabbelte mit den Händchen nach den roſa Blütenblättern, die der junge Pfirſichbaum über ihm von Zeit zu Zeit niederſchweben ließ. Und als ſich einige davon etwas zu entfernt niederließen, da kam ihm das Verlangen, ſie zu holen.

Und da geſchah es, daß das Kindlein ſeinen erſten Schritt auf dieſer Erde machte, den erſten von ſo vielen, die ihm zu tun vorbehalten waren.

Die runden Händchen faßten den ſchlanken Stamm als Stütze, und als die Füße feſt ſtanden, etwas geſpreizt und unſicher freilich, aber doch wirklich und wahrhaftig auf dem Grund, da ließen die Händchen los. Und da geſchah der erſte Schritt.

Der Großvater ſah ihm zu. Er klopfte die Pfeife aus, legte die Hände auf den Rücken und ſah in das blühende Wunder hinein, ſtill, und ein wenig bewegt, und ein wenig beluſtigt. Das war ſo etwas Selbſtändiges, was da vor ſeinen Augen geſchah, da regte ſich ſo eine junge, ſichere Kraft, die etwas werden wollte. Mit ernſtem Geſicht vollbrachte die kleine Enkelin ihre brave Tat.

Aber dann kam die Angſt über ſie. Da war ſolch ein großer, leerer Raum, in den ſie ſich hineingewagt hatte; darin war ſie ſo allein. Sie ſtreckte die Händchen aus und wußte nicht weiter.

Nun war es Zeit für das Alter. „Da," ſagte der Großvater und trat vollends heran. Er ſtreckte ſein langes Pfeifenrohr aus. „Halt's feſt," ſagte er. Da ſchloſſen ſich die kleinen Fingerchen darum, da kam nun die

Sicherheit wieder, die im Alleinſein ſo kläglich vergangen war. Da war ja nun eine Stütze, und der unendliche Raum war liebevoll ausgefüllt durch ein Menſchengeſicht.

Und nun machten die beiden jungen Leute eine große, große Wanderung mitſamen, wohl fünf, ſechs Schritte, und immer das Pfeifenrohr zwiſchen ihnen als Halt und Leiter. Dann nahm der alte Herr das koſtbare, kleine Menſchenwunder in die Arme, und ſah zu, wie es über das ernſthafte Geſichtchen flog, wie lauter Sonne; da war ein Leuchten des Glücks zu ſehen; bis unter die braunen Härchen auf dem runden, weichen Kinderkopf alles ein Lachen und ein Stolz.

„Ja, ja," ſagte er, „ja, ja, das hätten ſie ſehen ſollen," und er meinte damit nicht die Leute im Städtchen, die Nachbarn und Freunde, ſondern zwei andere Menſchen, die vor allen hierhergehört hätten.

„O du Symboliſte," ſagte ſeine kleine, heitere, behende Frau, als ſie ſpäter las, was ihr Mann in das Büchlein geſchrieben hatte, in dem er denkwürdige Ereigniſſe zu verzeichnen pflegte, „o du Symboliſte," das ſagte ſie öfters, wenn er mit weitſichtigem Blick in die Lebensfernen in den kleinen Geſchehniſſen des Tages wie durch einen Spiegel den tiefen Sinn des Lebens ſah. Das war ihm eigen, und ſie war ſtolz auf ihn und liebte ihn, gerade ſo, wie er war. Aber darum konnte ſie es doch nicht unterlaſſen, ihn zu necken. Es hätte ihm auch gefehlt, wenn ſie es eines Tages nicht mehr getan hätte.

Der Eintrag in das Büchlein aber lautete:

„Das war nun der Anfang. Sie hat ſich tapfer auf den Weg gemacht, allein und ohne Hilfe. Das iſt gut und nötig. Es wird noch oft nötig ſein, daß ſie das tut. Aber, o du Kind meines Kindes, mögeſt du

nie im Alleinſein des Lebens vergeblich die Hände ausſtrecken nach einem, der dir die Leere fülle.“

Jetzt eben kam die Frau Rektorin eilfertig durch den Küchengarten geſchritten und trat zu den beiden. Sie hatte graues Haar, wie ihr Gatte, und äußerlich betrachtet, hatte ſie keinerlei Grund, ſo ſtrahlend auszuſehen, wie ſie es wirklich tat. Es lag eine traurige Geſchichte in dem Lebensjahr, das die kleine Gertrud ſchon hinter ſich hatte.

War nicht ihr Vater der jüngſte Sohn der beiden alten Leute und ſeiner Mutter Liebling geweſen? Und hatten nicht beide Eltern das junge Pflänzchen auf Erden zurückgelaſſen, nachdem ſie es in die Hut der Alten gegeben hatten?

Was für ein wackerer Helfer iſt doch ein Kinderlachen, wenn es gilt, über ſo viel Leid und Sorgen hinüber wieder froh und jung und hoffnungsvoll zu werden.

Es war ein Feſttag heute. Die Großmutter erfuhr das fröhliche Geſchehnis und wollte es auch mit ihren eigenen Augen ſehen; und als das geſchehen war, da ſtimmten die drei, wenn's erlaubt iſt, ſo zu ſagen, ein Terzett an, das mit reinen Tönen in das Frühlingsorcheſter hinein klang: „Freude, ſchöner Götterfunken!“ Gertrud fing an. „Mama, Mama,“ rief ſie, und darauf folgte allerlei Kauderwelſch, das man nicht widergeben kann.

Was die beiden Alten dazu taten, eignet ſich gleichfalls nicht für den Druck, und ſo muß auch der Text hier verſchwiegen bleiben und, zuſamt der Melodie, dem Ahnungsvermögen derer überlaſſen werden, die gleich dem Herrn und der Frau Rektor ſchon die Sonne haben durch Tränentropfen hindurch ſcheinen ſehen.

Zweites Kapitel

Es erkälte ſich niemand, wenn unmittelbar nach dieſem linden, ſonnigen Tag im Frühling von Schnee und Eis, Nordoſtwind, knarrenden Wetterfahnen und Neujahrsglückwünſchen die Rede iſt. Denn man kann ſich ja ebenſowohl die Seele erkälten, als den Leib bei ſolch einem ſchroffen Wechſel. Und der Leſer teilt nicht den Vorzug, den die Leute von Wiblingen haben, daß nämlich ſeit dem letztgenannten Tage alle Jahreszeiten in guter Ordnung an ihnen vorbeigezogen ſind, wie das in dem Kreislauf der Dinge liegt, der ſich ſeit den Tagen Noahs nicht geändert hat. Die Erde hat ſeitdem einige Male ihre gewieſene Bahn um die Sonne gemacht, und es liegt jetzt der Winter über der nördlich gemäßigten Zone.

* * *

Unter der Tür von ſeines Vaters Haus ſtand ein Bub von zehn Jahren. Er hatte einen kurzen, ſteil aufſtrebenden Haarſchopf, blaurote Ohren und ein vergnügtes Geſicht. Die Hände hatte er in den Taſchen vergraben. Er ſah nicht aus, als ob er ſie an dieſem ſicheren Zufluchtsort zu Fäuſten geballt hielte.

Auf der Straße lag ein friſcher Schnee, der über Nacht gefallen war. Am Himmel hing weißes, zerriſſenes Gewölk und dazwiſchen ſah ein kräftiges, reines Blau heraus. Es fuhr ein ſcharfer, luſtiger Wind durch die Straßen. Er wirbelte einzelne Schneeflocken in der Luft umher, bis er ihnen geſtattete, ſich zu ihren Vor-

fahren zu verſammeln und tat ſehr herriſch, weil er zugleich mit dem neuen Jahr in Wirkung getreten war.

Dem Jungen gefiel es nicht übel bei dieſem Zuſtand der Welt. Er ließ ſich auf die Naſe ſchneien und pfiff dazu vor ſich hin. Über ihm baumelte an einem eiſernen Haken die große, goldene Bretzel, die das Abzeichen des Hauſes war. Der Wind ſpielte mit ihr und ſie knarrte beim Hin- und Herſchwanken wie ein ungeöltes Wagenrad. Er hieß Franz Ehrenſperger und ſein Vater hieß auch ſo, und vor ihm hatte deſſen Vater und Großvater auch ſo geheißen. Und über ihnen allen hatte die goldene Bretzel gebaumelt und im Winde geknarrt und ſie war von jeder neuen Generation friſch vergoldet worden. Die Ehrenſperger hatten es dazu. Sie hatten von jeher ihr Brot zu backen gewußt, wie es ſich gehörte und ihre Mitbürger erkannten das auch an. Es war zu erwarten, daß auch Franz der Junge in ſpäteren Jahren die Bretzel neu vergolden würde; es lag gar kein Grund vor, etwas anderes anzunehmen.

Und ſo konnte er an dieſem Neujahrsmorgen wohl mit Seelenruhe ins Wetter ſchauen und, wenn ihm die erfreuliche Gegenwart nicht genügte, auch in eine erfreuliche Zukunft blicken, die wie eine weiße, ſaubere, wohlgeebnete Landſtraße vor ihm lag und an der es freundliche Raſtorte zur Rechten und zur Linken gab.

Es iſt nicht geſagt, daß er es getan habe. Der Erbe des Hauſes Ehrenſperger war nicht ſo veranlagt, daß er allzuweit in die Ferne geſehen hätte und mit neun Jahren pflegt man das auch nicht zu tun. Jungfer Lieſe tat es für ihn; und ſie tat es mit Wohlgefallen, mit innerlichem Schmunzeln. Sie ſtand hinter dem Ladentiſch und verkaufte die Neujahrsbretzeln und legte den

honorigen Kunden noch eine extra obendrauf zusamt dem Prosit Neujahr, das sie mit wohlwollend zugespitztem Munde im Namen der Firma aussprach. Und lächelte breit und sonnig, wann die Kundschaft ebenfalls ihre Glückwünsche hergab und legte sie alle säuberlich auf die Seite, einen zum andern, nicht für sich, behüte, für das Haus, und für den Franz besonders. Es war eine stattliche Anzahl von Bretzeln, die sie verkauft, und von Glückwünschen, die sie eingeheimst hatte, Jungfer Liese konnte schon mit Behagen um sich blicken. Drinnen in der Ladenstube saß Franz Ehrensperger, der Ältere, und hielt einen kleinen Nicker im Großvaterstuhl. Das runde Haupt mit dem Doppelkinn ruhte auf dem Brustlatz der weißen Schürze, die Hände waren auf dem stattlichen Bauch gefaltet, er drehte noch halb im Traum die Daumen umeinander, dann hörte auch diese Bewegung auf. Über ihm an der blauen Tapetenwand hingen ein paar Öldruckbilder, ein Ritter und ein Edelfräulein; sie sahen einander mit feurigen Blicken an. Der Mann unter ihnen schlief in Gelassenheit und Jungfer Liese sah ihm durch das Guckfenster in der Zwischentür zu, es war ihr erbaulich zu Mute.

Sie war vor zwei Jahren ins Haus gekommen, eine arme Base des Hausherrn, aus einem ärmlichen, mageren Leben heraus, selbst ein leibarmes Persönchen, das, wie der Herr Vetter in einer scherzhaften Stunde sagte, „wohl hätte eine Gais zwischen den Hörnern küssen können." Seither war ihr außer einigen Anfängen zur körperlichen Rundung ein unbegrenzter Respekt gegen alles, was nahrhaft, wohlhabend und stattlich aussah, angewachsen. Sie bewegte sich ehrfürchtig zwischen den Mehlsäcken und Brotschränken des Hauses und wenn sie

mit dem Inhalt der ledernen Geldtaſche klimperte, ſo tat ſie es verſtohlen und mit Furcht vor böſer Hoffart.

Es ſtolperte etwas die Treppe vom Oberſtock herunter und dann kam ein kleiner Ehrenſperger herein, der jüngere Sohn des Hauſes. Er hieß Georg und ſeine Zukunft war noch nicht ſo über jeden Zweifel hinaus klar und ſichergeſtellt wie die ſeines Bruders. Es hatte noch Zeit dazu, denn er war erſt acht Jahre alt, aber das hinderte Jungfer Lieſe nicht, ihn zuweilen mit einigem Mitleid zu betrachten, weil er ja doch ſpäter einmal ins Leben hinaus mußte, Gott mochte wiſſen, wohin. Inzwiſchen tat ſie ihre Pflicht an ihm. Es wäre ein anderer Grund zum Mitleid vorhanden geweſen, da nämlich die Mutter der Kinder ſeit Jahren fern von ihrer Familie in einer Anſtalt lebte und kaum eine Ausſicht war, daß ſie je wieder einmal geſunden Geiſtes zu den Ihrigen zurückkehre. „Aber," ſagte dieſe ihre Stellvertreterin, wenn die Rede drauf kam, „ein Kreuz iſt ein Kreuz, der Herr Vetter muß es tragen, und er trägt es auch, das muß man ihm laſſen. Die Kinder vermiſſen nichts. Denn erſtens ſind ſie zu jung dazu, und zweitens bin ich da." Und ſie ſpitzte den Mund zu einem beſcheidenen Lächeln und ſchluckte alles Lobenswerte, das ſie über ſich ſelbſt zu ſagen gehabt hätte, hinunter, doch ſo, daß es der Beſchauer wenigſtens ahnen konnte. Georg wollte durch den Laden eilfertig ins Freie entwiſchen. Aber ſeine Ziehmutter hatte erſt noch Pflichten an ihm auszuüben. „Halt," ſagte ſie und faßte ihn am Grips, „an dieſem heiligen Neujahrsmorgen willſt du mit Mehl am Ärmel und einem ſolchen Strobelkopf hinaus? Und in der Küche biſt du mir geweſen und haſt einen Rußfleck am Kinn." Und ſie begann ihn zu ſäubern und zu bürſten,

und machte des Rußflecks halber ihren Schürzenzipfel auf ſehr natürliche Art feucht. Der Junge tat borſtig, wie ein Igel, aber das half nichts, er mußte aushalten. „So," ſagte Jungfer Lieſe und gab dem aufrechtſtehenden Haar des Buben noch einen Strich nach hinten, „ſo, jetzt biſt du ſauber, um und um. Paß' auf, verlier' dein Sacktuch nicht wieder, wie geſtern. Und ungebetet kommſt du mir auch nicht hinaus. Das walte Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geiſt. So leg' doch die Hände zuſammen, Bub', es hat keine Art, dazu mit den Füßen zu trippeln."

Es iſt betrüblich zu ſagen, aber Georg lief ihr unter den Händen weg, eh' ſie noch Zeit gefunden hatte, ihre Ermahnung zu beendigen

Draußen rief eine helle Stimme ſeinen Namen. Da tat er einen Ruck und ſchlüpfte hinaus. Jungfer Lieſe ſtand und ſchüttelte den Kopf, und mit ihr ſchüttelt ihn vielleicht mancher, der es lieſt.

Und es iſt nur zu hoffen, daß wir zu einer anderen Zeit erfahren, daß noch allerlei Gutes in dieſes junge Leben hereinkam, dem es nicht unter den Händen weglief, und daß ſich noch andere Hände fanden als die der braven Jungfer Lieſe, um es ihm darzureichen. Denn es war nicht jedermanns Meinung gleich der ihrigen, daß die Kinder der traurigen Frau, deren Geiſt hinter ſchweren Riegeln ſaß, keinerlei Mangel an irgend einem Gut aufzuweiſen hätten.

„Georg," rief es noch einmal, „komm ſchnell, ſonſt kommen wir zu ſpät zum Läuten, es muß gleich anfangen."

„Natürlich," ſagte Jungfer Lieſe hinter ihrer Ladentür, „natürlich, iſt mir doch das Mädchen, die Gertrud,

ſchon wieder auf der Gaſſe, und ſtapft durch den Schnee wie ein Storch, in ihren roten Strümpfen. Und Röcke bis an die Knie, und alles fliegt an ihr, das Haar am meiſten. Behüt' mich. Wenn ich ihre Großmutter wär'." Es verlautete auch diesmal nicht alles, was ſie zu ſagen hatte, vielleicht verſagte ihr die Phantaſie, wann ſie verſuchte, ſich an die Stelle der Frau Rektorin Cabiſius zu verſetzen.

Drittes Kapitel

Inzwiſchen ging die Jugend ihrer Wege und überließ das Alter ſeinen Betrachtungen.

Es führte eine ſteile, ſchmale Gaſſe gleich hinter dem Bäckerhaus in die ſogenannte alte Stadt hinunter, in der die Kirche ſtand, ein ſchmuckloſes, nüchternes, weißgetünchtes Bauwerk, an dem nur der Turm bemerkenswert war, der, eine viereckige, trotzige Maſſe, hoch, frei und ſtark aufſtieg und über die nah herangebauten Häuſer hinwegragte, wie ein großer Mann über die Menge der Durchſchnittsmenſchen. Auf der Höhe dieſes Turmes, gleich über den Glocken, hauſte der Nacht- und Feuerwächter Nöſſel, der auch zugleich Flickſchneider war. Er hatte mehr als die Hälfte ſeines Lebens dort oben zugebracht. Jetzt war er ein alter Mann. Aber immer noch ſtieg er zweimal in der Woche ſeine hundertundfünfzig Treppenſtufen hinunter, um die geflickten Gewänder an ihren Ort zu bringen und neue Schäden zur Heilung mit ſich hinauf zu nehmen.

Wann er ſchlief, wußte man nicht ſo recht. Die Mitbürger hörten, ſofern ſie nicht im Schlafe lagen, mit Behagen ſein halbſtündliches, hellbimmelndes Glockenzeichen durch die Nacht klingen und zogen ſich getroſt die Decke über die Ohren, da ja außer dem Herrn im Himmel auch noch der alte Nöſſel auf dem Turm über die Sicherheit der Stadt wachte. Am Werktag flickte er die Löcher, die der Kampf ums Daſein in die Gewänder riß, und außerdem beſorgte er an Sonn- und Feiertagen und zu den Betzeiten das Läuten der Glocken. Er ſaß nie unter den Andächtigen in der Kirche, ſondern blieb in der Höhe bei den Glocken und ſtreckte ſeinen grauen Kopf durch ein Mauerloch, das eigens zu dieſem Zweck ausgehauen war, faſt an der Decke des Kirchenſchiffs, der Gemeinde und dem Pfarrer entgegen. Begann der letztere dann das Vaterunſer, ſo verſchwand, zur großen Befriedigung der Schuljugend, die hierauf faſt mehr achtete als auf das Schlußgebet, der Kopf an der Öffnung und allſogleich begann das Läuten.

Dieſem wichtigen und intereſſanten Mann war der Beſuch der Kinder zugedacht, und es war nicht das erſte Mal, daß er denſelben entgegennahm. Er galt auch nicht ihm allein, ſondern ebenſowohl der Mitbewohnerin des Turmes, deren Bekanntſchaft nicht lang mehr wird auf ſich warten laſſen, und deren Daſein die freundliche Fülle an lebendigen Geſtalten vermehrte, die das Jugendbilderbuch der Kleinſtadtkinder aufzuweiſen pflegt. „Gehſt du mit, Franz?“ fragte Gertrud und pflanzte ſich vor dem größeren Nachbarsſohn auf. „Dann komm, aber ſchnell.“ Franz bejahte, um aber ſchon an der Ecke wieder umzukehren, da ihm, wie er ſagte, von Jungfer Lieſe ein Apfelkrapfen auf die Ofenplatte gelegt ſei und

derſelbe ſicherlich jetzt im richtigen Wärmezuſtand ſich befinde.

Georg ſtrebte mit langen Schritten voran; er hörte mit Wohlgefallen das leiſe Knirſchen des leichtgefrorenen Schnees und ſah die ſcharfumriſſenen Abdrücke ſeiner genagelten Schuhe in der reinen weißen Decke; auch trieb ihn die Furcht, zu ſpät zu dem erwünſchten Genuß des Läutens zu kommen, zur Eile. So blieb Gertrud, die ſich mit Franz aufgehalten hatte, einen Augenblick zurück, und ihr Spielkamerad ſah ſich erſt mahnend nach ihr um, als ſich, aus einem Haus der engen Gaſſe kommend, ein drittes Kind zu ihr geſellte. Es war ein zierliches, feingebautes Mädchen mit rötlichblondem Haar, das in Locken unter einem hellgrünen Samtmützchen hervorquoll. Auf dem Kragen des weiten und etwas eigenartig zugeſchnittenen Mäntelchens lag ein Machwerk von gelblichen Spitzen. Die ganze Erſcheinung machte nicht den gewöhnlichen Eindruck, den die Bürgerskinder, auch die beſſerſituierten, in einem kleinen Städtchen zu machen pflegen.

Das Kind gehörte der Putzmacherin Maute, einer, wie ſie ſelbſt von ſich ſagte, „unglücklichen, verlaſſenen, aber nicht herabgekommenen Frau, die nur zu gutmütig und zu ideal für dieſe Welt ſei.“ Man war gewöhnt, es in einem etwas ungewöhnlichen Aufputz zu ſehen. Und die Leute verziehen die Abweichung von dem allgemeinen Geſchmack, da ja die Frau ohnehin weder zu den Vornehmen, noch zu den Geringen ſo recht gehörte, und da ſie mit praktiſchem Sinn einſahen, daß in einer ſolchen Hantierung, wie die Putzmacherei, doch immer Reſte übrig blieben, die dann das Kind vollends auftrage. Es hieß Lore und war, obgleich im gleichen

Alter wie Gertrud, viel kleiner, zarter und zierlicher als dieſe.

„Komm mit, Lore,“ ſagte Gertrud, die eine beſondere Vorliebe für alles Feine, Zarte und Schwache hatte und die „die Affenlore“ ſchon öfters mit Mut gegen die Angriffe der Schulkinder verteidigt hatte. „Darfſt du mit auf den Turm? Erlaubt's deine Mutter?“ Lore nickte glücklich. Sie war ſo viel allein und mußte ſich ſo oft anders fühlen als die andern, daß ſie es als Glück empfand, wenn gute Bürgerskinder ſie als eins der ihrigen an ſich zogen. Die Frau Putzmacherin nickte mit etwas ſtruppigem Kopf aus dem Fenſter, als die Kinder abzogen; Georg blieb ſtehen und ſagte bockig und mit offener Geringſchätzung: „Die ſoll mit? Die hat ja doch Angſt vor den ſteilen Treppen und dann erſt noch vor den Glocken.“ Er hatte noch keinen offenen Sinn für die Anmut und ſchätzte Größe und Kraft mehr als Zierlichkeit. Aber die Kleine wußte ſich einzukaufen. Sie zog ein ſchwarz und weiß gefleckes Kaninchenſchwänzchen aus der Manteltaſche. „Da, willſt du das?“ fragte ſie. „Es iſt ein Tintenwiſcher. Ich habe gar keine Angſt, die Gertrud hält mich ſchon.“ Da nahm der Junge das Schwänzchen und dann gingen ſie mitſammen durch den Schnee. „Guck einmal,“ ſagte Gertrud, „meine Füße ſind grad ſo groß wie die deinen.“ Sie ſetzte vergnügt ihre breiten, kräftigen Stiefelabdrücke neben die ihres Freundes und verhieß ihm, der es ſich auch von ihr gefallen ließ, daß ſie immer mit ihm Schritt halten würde und ebenſo groß, kräftig und geſcheit zu werden gedenke; „oder auch noch ein bißchen mehr,“ ſetzte ſie hinzu, zog aber das letztere willig zurück, als Georg aufzubegehren drohte. Im Grunde war es ihr nur um

die keckliche und ungeminderte Kameradſchaft zu tun, nicht um den Wettbewerb. Während nun die beiden in gleichem Schritt und Tritt kräftig auszogen, trippelte Lore in ihren Fußtapfen hintendrein, flink und leicht und immer noch einen eigenen, kleinen Fußabdruck in den großen der Vorgänger hineinſetzend und kam ſo faſt mit ihnen und ohne Schaden ihres zierlichen Schuhwerks am Fuß des Turmes an.

„Das iſt nun wieder ſo eine Neujahrsbetrachtung.“ Meiſter Nöſſel ſetzte die Hornbrille mit den runden Gläſern auf und ſah zu, wie eins ums andere von den blühenden Kindergeſichtern aus dem dunklen, engen Treppenhaus auftauchte und ans Licht des Glockenbodens kam. Und dann wünſchten ſie ihm ein gutes Neujahr und er nickte ernſthaft und ſagte: „Das iſt wie eine Neujahrsbetrachtung, ſag' ich. Da kommet ihr ſo herauf zu mir und ſtehet da, breit und keck, und ſeid ſchon ein Stück ins Leben hineingewachſen und kaum war's doch, daß ihr hereingekommen ſeid, in die Welt, mein' ich, nackt und bloß, wie der Pſalmiſte ſagt. Und vordem ſind eure Väter da heraufgeſtiegen und haben mir am Läuten geholfen, und ſind nun ſchon dahingegangen. Heißt das, deiner nicht, Georg, aber herauffſteigen tut er auch nicht mehr, er iſt zu dick dazu. Und deine Mutter ſitzt im Dunkeln und muß in Geduld warten, bis ihr Gott wieder das Licht anſteckt, und war ein ſchönes Mädchen zu ihrer Zeit und mein Sohn hätte ſie gern gefreit, aber ſie hat ihn nicht genommen. Und ſo gehen denn die Jahre dahin und man weiß nicht, was noch kommt und iſt das Beſte, daß unſer Herrgott noch immer auf ſeinem Stuhle ſitzt, und wollen wir denn in Gottes Namen ans Läuten gehen, und er walte das zu Anfang,

Mittel und Ende.“ Damit nahm er die Brille ab und ſteckte ſie in die Taſche, und ſeinen jungen Gäſten, ob ſie ihn gleichwohl nur halb verſtanden hatten, war es zu Mute, als ob ſie durch die Dachluken hindurch den lieben Gott auf ſeinem Stuhle ſitzen ſähen und wie er nun das Zeichen zum Beginn des Läutens gäbe. Sie faßten mit zager Hand nach dem Strick der beiden kleinen Glocken, indeß Meiſter Nöſſel die große anzog. Lore drückte ſich in die entfernteſte Ecke an die Wand. Und dann war es nicht anders, als ob hier oben die Brunnenſtube des Zeitſtroms ſei, und die Wellen kämen aus innerem Trieb zu Tage und ſtrömten über und zu den Schalllöchern hinaus und würden ein Meer und füllten die ganze Welt, und überall müßte man ſie rauſchen hören, hier oben am lauteſten und fernhin leiſer und leiſer und bis in den Himmel hinein. Und dann ſchwiegen ſie; leiſe klang noch einmal ein Ton auf, noch einer, dann verzitterte nur noch der Nachhall in der Luft.

„So und nun geht in die Stube hinauf zur Judith und wärmt euch.“ Meiſter Nöſſel klappte ſein Lädchen an der Mauerluke auf und ſetzte ſich in Poſitur. Drunten in der Kirche begann die Orgel zu tönen, es flogen einzelne Laute von ihr bis hierher, und dann ſchwoll der Gemeindegeſang, der die Kirche füllte, über, und bis in die Stille hier herauf. Den Kindern war es, als ob er aus einem fernen, unſichtbaren Lande komme, demſelben, in das ſie vorhin zu ſehen meinten, und ihre jungen Seelen regten ſich und ſchwangen leiſe mit und verſuchten, aufzuflattern, als ob ſie irgendwo zu Hauſe wären, nicht hier. Aber ſie wußten nicht, wo.

Und dann ſchlichen ſie auf den Zehenſpitzen die Treppe hinauf und als Lore einen ungeſchickten Tritt auf

einen aſtigen Knorren tat, der mitten auf einer ausgetretenen Stufe hervorſah, denn die Treppe war ihr noch ungewohnt, und es polterte etwas, da gab ihr Georg einen Schubs und ſagte leiſe und eindringlich: „Du Trampelliese.“ Und das Wort war nicht aus einem ſtreitſüchtigen Bubenherzen, ſondern aus dem Bedürfnis heraus geboren, daß die Feierlichkeit des eben vergangenen Augenblicks ungeſtört nachhallen könne, und mangelte nur der Feinheit. Die konnte er ſich aber noch erwerben.

* * *

„Da ſeid ihr denn nun,“ ſagte Frau Judith und öffnete ihre Stubentür, daß das helle Licht des Wintertags in breitem Strom aus der lichten Stube auf die dunkle Treppe floß. „Da ſeid ihr denn wieder einmal heraufgekrabbelt, und wißt ihr auch, wie lang es her iſt, ſeit ihr das letzte Mal hier oben waret? Ganze ſechs Wochen iſt es her und ſeither war ſo viel zu ſehen von meinen Fenſtern aus, und das iſt nun alles vorbei und kommt nicht mehr. Nun mögt ihr hinausſehen, ſo viel ihr wollt, es iſt nur Schnee zu ſehen, ſonſt nichts.“ „Ach, gar,“ ſagte Gertrud und lachte ein bißchen unſicher, „laß mal ſehen, Frau Judith, es muß doch ſonſt noch was da ſein,“ und ſie zog ihren Kameraden, der mit großen, erſchrockenen Augen daſtand, mit ans Fenſter. „Siehſt du, du mußts ihr auch nicht immer gleich glauben, Georg,“ rief ſie in ausbrechendem Jubel, „da ſind alle Häuſer und Gaſſen und der Himmel, und die Raben auf den Bäumen! O, o, Frau Judith, der Großvater ſagt's auch immer, daß man dir nicht alles glauben ſoll. Und jetzt ſagſt du gleich, was alles noch zu ſehen war, ſo lang wir nicht hier waren. Komm, Lore, ſetz' dich

nur hier auf den Schemel und nimm deine Mütze herunter, denn jetzt erzählt Frau Judith so lang fort, daß mans gar nicht sagen kann."

„So meinst du?" Frau Judith stand an der Krücke in der Mitte der Stube und ihr breites Gesicht glänzte vor unsäglichem Vergnügen. Sie versuchte vergeblich, zu tun, als ob sie heut nichts wüßte; Georg sah so flehentlich drein und nahm die kleinste Weigerung so ernst, daß ihr das Herz zerschmolz. Und Gertrud pflanzte sich kriegerisch vor ihr auf und ihr ehrliches, rundes Kindergesicht flammte. „So, nun setz' dich einmal in deinen Stuhl und fang' an," sagte sie. „Du kannst sagen, von was du willst, es wird doch eine Geschichte draus. Und mein Großvater kommt auch nächstens, das hat er noch extra heut morgen gesagt, und dann will er mit dir eine Reise machen, ins Jugendland, hat er gesagt und du wissest schon, wo es liege. Aber das ist ja auch bloß Spaß, du kannst ja gar nicht verreisen. So, jetzt fang an."

Lore saß ganz still. Die beiden andern waren hier so zu Hause, das konnte sie wohl sehen, sie aber fühlte sich fremd und scheu in ihrem Putz und ihrer ganzen Art. Die Mutter hatte sie heut früh vor den Spiegel gestellt. „Herzig siehst du aus," hatte sie gesagt, und noch anderes. Von der Zukunft, und daß Schönheit ein Reichtum sei. Jetzt hätte sie gern den Staatsmantel ausgezogen, wenn nicht darunter ein zerrissenes Werktagskleidchen gewesen wäre.

Da strich ihr plötzlich eine große, weiche Hand sacht und leise über das Haar. Sie duckte sich wie ein Vögelchen unter der ungewohnten Berührung. „Ich kenn' dich schon, du Kleines," sagte Frau Judith. „Bist noch nie bei mir gewesen, gelt. Aber ich kenn' dich doch. Ich tu' dir

nichts, mußt dich nicht ſo ducken.“ Und Georg und Gertrud nickten ihr zu: „Sie tut dir nichts, natürlich nicht; mußt dich nicht ſo ducken,“ ſagten ihre Geſichter. Da fing ſie plötzlich an zu lachen, und lachte und lachte, und hielt ſich die Hände vors Geſicht und die Locken fielen ihr drüber her. Und kein Menſch wußte, warum ſie lachte, und ſie fragten und fragten, und lachten endlich mit und wußten auch nicht, warum, und als Frau Judith ihr die Hände vom Geſicht zog, da waren ſie naß, über und über.

„Behüt uns,“ ſagte Frau Judith leiſe, und dann fing ſie an, zu erzählen, was ſie von ihrem Fenſter aus geſehen habe all' die Zeit daher.

Sie kam nie mehr hinunter, ſeit ſie ein hölzernes Bein und eine Krücke hatte, das war ſchon 10 Jahre her. Meiſter Nöſſel war ihr Bruder. Er hatte ſie ſich da herauf geholt, nachdem man ihr im Krankenhaus das Bein abgenommen hatte. „Und das iſt ein ſolches Stück Arbeit geweſen,“ ſagte ſie und meinte nicht ihr Unglück, ſondern die Reiſe auf den Turm, daß ich nun hier oben bleibe, bis mich einmal die ſchwarzen Männer holen. Es ſei denn, fügte ſie hinzu, „der Turm falle vorher ein, was aber nicht wahrſcheinlich iſt. Da käme ich dann freilich ſchneller hinunter als ein Vogel fliegt.“ Sie war in dieſen Jahren und bei der ſitzenden Lebensweiſe ungeheuer in die Dicke und Breite gegangen und es war ein gruſelig machender Genuß, ſich auszudenken, wie das alles vor ſich ging. Es war alles, wie im Märchen; man konnte nie wiſſen, was mit Frau Judith geſchah und mit dem Meiſter Nöſſel und mit dem ganzen Turm. Unten auf ebener Erde, da ging alles ſeinen nüchternen Gang. Aber hier oben, es war nicht aus-

zuſagen, was man hier oben alles erleben konnte. „Ja,“ ſagte Frau Judith, „und darum möchte ich auch nicht für Geld und einen neuen Fuß wieder in die Unruhe da hinunter, wo man nicht weiter ſieht, als bis an die nächſte Mauer. Wenn man nun zehn Jahre hinter einander hat am heiligen Abend die Chriſtbäume im Himmel brennen ſehen. Ja, im Himmel, und das iſt ſicher, denn von hier aus ſieht man mitten hinein, wenn man rechte Augen hat und die Zeit nicht verpaßt, wo er offen iſt.“

Daran war nicht zu zweifeln. Und wenn auch Gertrud hie und da den klugen Kopf ſchüttelte, im Grunde glaubte ſie es doch. Um es recht zu ſagen: es war wie im Märchen vom unſichtbaren Königreich. Die Königin ging an Krücken und kochte mühſelig in irdenen Töpfen im Ofen, und der König war ein zuſammengeſeſſenes Männlein und flickte den Leuten die Hoſen. Und die meiſten Leute wußten nicht, daß ſie ein Land hatten und ein Reich. Aber das tat nichts zur Sache. Das konnten die Leute halten, wie ſie wollten. Man konnte daran nur ſehen, daß ſie nicht desſelben Landes waren. Die beiden wußten es ſelber und das war die Hauptſache. Der Rektor Cabiſius wußte es auch, und ſeine Frau, und der alte Korbmacher Hollermann. Und die Kinder, die faſt am beſten, obgleich ſie keinen Namen dafür hatten.

Da ſaß denn die Frau Judith Tag für Tag an ihrem Fenſter und nähte. Und dann kam die Sonne herauf und lachte, übers ganze Geſicht, zu ihr herein, und daſſelbe tat Frau Judith, zu ihr hinaus. Und die Spatzen kamen, die ihr Neſt an der Dachrinne hatten, und die Schwalben ſtrichen hin und her und ſchwatzten von ihren Erlebniſſen, und im Winter, wenn ſie fort waren, hockten doch die Raben flügelſchlagend auf dem

Dach und holten ſich mit Geſchrei die Brocken, die ihnen Frau Judith zuwarf. Zuweilen kam eine große, ſchwarze Katze und guckte mit blanken, grünen Augen ins Fenſter und machte einen Buckel und ſtellte den Schwanz in die Höhe. Und alle dieſe Geſchöpfe wußten ſo viel zu erzählen, von den Leuten im Städtlein unten weniger, aber ſonſt eine ganze Menge wunderbarer Sachen, und das taten ſie ſonſt niemanden, als nur der Frau Judith und etwa, der Verwandtſchaft halber, ihrem Bruder; und daran „konnte man es mit Pelzhandſchuhen greifen", wie der Rektor Cabiſius ſagte, „daß etwas Beſonderes an ihnen ſei." Am Abend war es noch viel wunderbarer. Da kam der Mond und füllte die Stube bis in den letzten Winkel mit ſeinem Licht, „und," ſagte Frau Judith, „wenn wir noch eine zweite hätten, dann bekämen wir die auch noch voll, aber wir haben nur die eine, und das iſt gerade gut, denn dann haben wir alles näher beieinander." (Es war faſt alles „gerade gut", und das ſei das königlichſte an der Frau Judith, ſagte ihr alter Freund, der Rektor, und da er ſie ſo genau kannte, ſo mußte er es ja auch wiſſen.)

Da glänzte dann die ganze Gegend in einem ſilbernen Schimmer, das ganze Tal war wie ein leiſe wallendes Meer von geheimnisvollen, verhaltenen Lichtfluten; das Städtlein und die Wieſen und Berge und Wälder, alles ruhte auf dem klaren Grund und die Flut ging hoch darüber hin. „Und da iſt es denn, als ſollte man mitſchwimmen," ſagte Frau Judith zu den Kindern, „zum Fenſter hinaus und ganz weich und ſachte durch die Luft, nicht fliegen, ſchwimmen. Aber ſeht ihr, ich bin zu ſchwer dazu, das iſt der einzige Grund, warum ich's nicht tue. Aber das kommt noch." Und die Kinder

horchten, mit großen Augen ſahen ſie in Frau Judiths Geſicht. Ja, die war freilich anders, als andere Leute. Man konnte nie wiſſen, was mit ihr noch geſchehe. Sie wußten auch wohl, daß oben, ganz weit oben über den Wolken der liebe Gott ſitze und, Meiſter Nöſſel hatte es geſagt, direkt durch die Fenſter hier in die Stube ſehe, da man ſich denn freilich wohl in acht nehmen müſſe, daß alles mit Ehren zugehe, weil man ihm ja doch nicht unter die Augen treten möchte mit irgend einer zweifelhaften Sache.

Ob denn, fragte Georg einmal, der liebe Gott auch in die Taſchen ſehe? Es war ihm nicht recht behaglich dabei, das konnte man ihm anſehen. „Natürlich," ſagte Meiſter Nöſſel, „in die Taſchen, und durch und durch." Da drückte ſich der Bub ſo an der Wand hin und ſuchte mit guter Manier zur Tür hinaus zu kommen, und polterte die Treppen hinunter, daß er ſich faſt überſchlagen hätte. Unten aber auf dem Kirchplatz gab er Kindern und Hunden ein Feſt mit zerdrückten, verkrümmelten Eierwecken, die er ſich aus der Backſtube gemauſt hatte und die ihm plötzlich die Taſchen verbrennen wollten. Es war ihm noch nicht ſo ganz wohl dabei, er hätte ſie am liebſten wieder nach Haus getragen. Aber wer konnte ſie ſo noch gebrauchen? Auch war niemand da, bei dem man eine Losſprechung von dem unbehaglichen Gefühl erhoffen konnte, das ſich da auf einmal eingeſtellt hatte. Da mußte es denn auch ſo gehen. Er kehrte die Taſchen um, daß der liebe Gott ſo recht deutlich ſehen konnte, es ſei nichts unrechtes mehr darin, und dann ließ er ſie fröhlich heraushängen und erſtieg neuerdings die Höhe mit verhältnismäßig gereinigtem Gewiſſen.

Meiſter Nöſſel ſchien nichts gemerkt zu haben. Er ſaß auf ſeinem Tiſch und flickte einen Arbeitskittel, und

als das geſchehen war, putzte er noch die Flecken heraus, mit Waſſer und grüner Seife, und bügelte die Runzeln glatt, und es war nichts zu verbergen, in der ganzen Stube nicht. Und das war eine ſo fröhliche Sache, daß man den lieben Gott wohl einladen konnte, zuzuſehen. Meiſter Nöſſel aber blinzelte zu Frau Judith hinüber, und ſie zu ihm. Und er nahm die Brille ab, deren er nur in der Nähe bedurfte, und ſah mit hellen Augen über ſein Königreich hin. Das reichte, ſo weit man ſehen konnte, und noch weiter, und die Beiden nahmen es niemanden weg und niemand hatte einen Schaden davon. Denn es war ihnen alles zu eigen, weil ſie ſich an allem zu erfreuen vermochten. Und ſie „fülleten die Erde und machten ſie ſich untertan“ mit ihren ſtillen und fröhlichen Gedanken; und alle guten Geiſter halfen ihnen dazu.

Viertes Kapitel

Es ſaßen drei alte Männer beiſammen auf dem Kanapee. Es war ein breites, geräumiges, altes Kanapee, ohne Sprungfedern und ſchwellende Polſter, hart und zuſammengeſeſſen, und es hatte einen rot und blau gewürfelten Überzug. Die drei Männer hatten bequem Platz darauf; es tat ihnen auch in ihrem Behagen keinen Eintrag, daß ſie mit den Ellenbogen zuſammenſtießen, wann einer ſich rührte, um ſeine Pfeife friſch zu füllen. Sie waren alle drei Wiblinger Stadtkinder, der Rektor Cabiſius, der Korbmacher Hollermann und der

Meiſter Nöſſel. Einſt waren ſie miteinander auf einer Schulbank geſeſſen und hatten miteinander in den Freiſtunden ihre überſchüſſige Kraft vertobt. Dann waren ſie ihrer Wege gegangen, ein jeder den ſeinigen, und hatten nichts mehr von einander gewußt. Und nun waren ſie alte Männer und ſaßen eng beiſammen, und waren hier zuſammengekommen, um eine Reiſe in ihr Jugendland zu machen.

Auf dem Tiſch ſtand Frau Judiths braune Kaffeekanne, und Frau Judith hantierte am Ofen mit den Töpfen und bereitete den Trank. Sie konnte gut mitreden, denn ſie war einſt als wildes Mädchen mit den drei Jungen über die Hecken geſtiegen, und ſie war, wie ſie ſelbſt ſagte, „jetzt noch jünger, als ſie alle drei zuſammen.“

Die Frau Rektorin ſaß im Lehnſtuhl und klapperte mit ihren Stricknadeln, als ob es ums Geld geſchähe. Sie hatte einen kleinen Ärger zu verſtricken. Denn erſtens war ſie kein Wiblinger Stadtkind und konnte darum die Reiſe nicht ſo recht mitmachen. Und zweitens verſpürte ſie einen unangenehmen Kitzel in der Naſe, weil ſich ihr Gemahl mitten zwiſchen die zwei alten Schulkameraden geſetzt hatte, und weil er nun ſoeben ſagte: „Aber natürlich dutzen wir uns. Das wäre noch ſchöner. Wie, ich ſoll wohl Herr Hollermann ſagen?“ Denn der alte Korbmacher war die ganze Zeit bisher in der Fremde geweſen und war nun vor kurzem in ſeine Heimat zurückgekehrt, ohne Frau und Kinder und ohne viel Habe, und wohnte in einem Häuschen ganz draußen an der alten Synagoge, die auf freiem Felde ſtand, und ſchien der Frau Rektorin ganz und gar kein Mann zu ſein, mit dem ſich ihr Gatte zu dutzen brauche.

Er war ihm einerlei, das wußte ſie wohl, was die andern „Herren“ des Städtchens zu dem Verkehr ſagen würden, er war darum doch überall beliebt. Aber das ſchloß nicht aus, daß es ihr nicht einerlei war. Sie hatte ſonſt gute Augen, die wohl geeignet waren, durch abgetragene Kleider und kümmerliche Geſichter und Geſtalten hindurch zu ſehen und ſich die Seele eines Menſchen anzuſchauen und zu fragen: „Was biſt du für ein Menſch? Ich meine, du ſelbſt, dein eigentlichſtes Ich. Biſt du ein froher Menſch, ein wackerer, ehrlicher, tapferer? Oder ſchleppſt du dich mit dem Leben? Und warum?“

Aber heute abend waren ſie nicht ſo hell wie ſonſt. Sie war eine Dekanstochter, ihr Großvater war Oberamtsrichter geweſen. Das ſtieg ihr noch hie und da nackenſteifend auf. Und nun ſaß der Mann hier auf dem alten Kanapee und tat, als ob er ſein Leben lang als Handwerksburſche durch die Welt gezogen wäre. Er war ja doch auf Schulen geweſen. Er war ja doch akademiſch gebildet und war Rektor der Lateinſchule. Und nun ſagte er eben: „Ach, Hollermann, weißt du noch, wie wir zu deinem Großvater auf die Weide gingen? Weißt du noch, wie ſein ſchwarzer Schäferhund nach der Flöte tanzte, immer rundum, hinter ſeinem eigenen Schwanz drein?“

Sie war noch nicht recht reif für die Jugenderinnerungen. Sie hatte heiße Backen. Warum war ſie auch mitgegangen? Was hatte ſie keuchen müſſen die engen Wendeltreppen herauf. Aber ihr Gatte hatte es gewollt. „Du wirſt deine helle Freude haben, Anne,“ hatte er geſagt. „Es wird ſein wie eine laterna magica, immer ein Bild nach dem andern. Wie ein leibhaftiges Stück Jugend wird es ſein.“ Er war ein großes Kind.

Er ſah es gar nicht ein, daß er denn doch etwas anderes geworden ſei, als der Flickſchneider und der Korbmacher. Warum hatten ſie ſich nicht auch geregt? Warum waren ſie nicht auch ſo klug? „Was," dachte die Frau Rektorin, „nun ſoll ich wohl einen Kranz mit ihnen halten, immer reihum, bei uns, und auf dem Turm, und in der Villa Hollermann, dem windſchiefen Lehmhäuschen? Das könnte eines Tags mit uns umfallen und dann hieße es in der Stadt, daß wir ganz ordnungsgemäß mit unſeren beſten Freunden zuſammen unter den Trümmern liegen."

Die Phantaſie der Frau Rektorin war im beſten Zug, ins Kraut zu ſchießen und ganz üppige Blüten zu treiben. Die Stricknadeln klapperten dazu. „Man kann die Menſchenfreundlichkeit auch zu weit treiben," eine Nadel; „wenn das mein Großvater wüßte," die zweite; „aber ſo iſt mein Mann, immer iſt er ſo," die dritte. Da fühlte die Frau Rektorin eine leichte Berührung am Arm. Sie kannte ſie. Das war ihr Mann, der ſie über den Tiſch herüber mit der Mundſpitze ſeines Pfeifenrohrs antippte, ganz leicht und leiſe. Und als ſie aufſah, mit einem hellen, raſchen Blick, da lagen ſeine Augen auf ihr; ſein ganzes Geſicht fragte in das ihrige hinein und gab zugleich die Antwort, lächelnd und warm, und ein bißchen beluſtigt. „Ja, was iſt denn, Anne? Was denkſt du dir denn für krauſe Sachen zuſammen, Weib? Biſt doch ſonſt ſo klug. Ein bißchen Kaſtengeiſt, was? So, jetzt komm, jetzt laß das; jetzt paß einmal auf, was das für Leute ſind, du haſt ja ſelber deine Freude dran. Alle guten Geiſter, Anne. So, ſo." Er nickte ihr noch ein paarmal zu, kaum merklich, die andern ſahen von dem allem nichts. Aber es war, als ob man einem Kind beſchwichtigend auf den Rücken klopft, ganz

ſachte und gelind. Da glätteten ſich die Wogen. Da fiel es ihr wieder ein, wie er ſie gelehrt hatte, durch ſich ſelbſt, durch ſein eigenes, ehrliches, aufgeſchloſſenes Weſen, all' die Jahre daher, ſeit ſie ſeine Frau war, an das unſichtbare Königreich der ſchlichten, frohen, kindlichen Menſchen zu glauben und ſie ſich unter allen Hüllen herauszuſuchen, und ſie als Landsleute der beſten Art zu begrüßen. Und ſie war froh, daß nur er ihre Gedanken geleſen hatte, und nickte ihm auch zu und ſchüttelte ſich ein wenig, als wolle ſie etwas los werden. Und dann legte ſie den Strickſtrumpf in den Schoß und die Hände behaglich übereinander und hörte zu, wie die Bilder der Vergangenheit lebendig wurden und ins Reden kamen.

Sie tat einen ſuchenden Blick nach dem alten Korbmacher hin. Der hatte ein braunes, hageres Geſicht und hängte die Schultern etwas nach vorn, und über den Augen liefen die dichten, ſtruppigen Brauen zuſammen. Die Augen ſelbſt und der Mund aber waren weich, faſt kindlich, als wären ſie nicht auf einer beſchwerlichen, weiten Lebensreiſe geweſen. „Der muß wohl fromm ſein," dachte die Frau Rektorin, „ſo auf eine ſtille, in ſich gekehrte Art. Der muß wohl nicht viel wiſſen von den Dingen rings um ihn her. Der hat ſich da innen irgend etwas aufgebaut, das wird man ja noch erfahren, was."

Und ſie war ſchon geneigter, ihm zu verzeihen, daß er's im Leben nicht weiter gebracht habe.

„Ja," ſagte er jetzt eben, „ich habe oft an ihn gedacht, draußen herum, an meinen Großvater, meine ich, den alten Schäfer Hollermann. Meinen Vater hab' ich nie gekannt und meine Mutter war ſo ſtill und gedrückt, wie meine

Großmutter laut, ſtark und entſchloſſen. Da ſagte er, als ich noch ein kleiner Knirps war, oft zu mir: „Komm, Bub, geh' mit mir hinaus, das iſt nichts für uns zwei. Geh' mit mir auf die Weide.“ Da ſaß ich denn unter einem Weidenbuſch und ringsum war die Welt ganz rund um mich her, ich ſaß ganz in der Mitte. Die Schafe graſten auf den Brachäckern, die Staren ſaßen ihnen auf den Rücken, und flogen ab und zu, und mein Großvater ſtand und lehnte ſich auf ſeinen Stock und ſah ſtill um ſich. Es muß im Frühling geweſen ſein. Er ſagte nie viel. Aber wenn er auf der Flöte blies, dann verſtanden wirs Beide, der Schäferhund und ich. So war es uns auch zu Mut, gerade ſo. Das kann man nicht ſagen. Ich habe die Flöte überkommen, ich habe ſie noch.

Er ſchwieg wieder und ſah ſtill vor ſich hin. Da kam Frau Judith in den Kreis. „Jetzt das von dem Stock,“ ſagte ſie, „das war das Geheimnisvollſte, was man ſich denken kann, das iſt ein Märchen.“

„Ja,“ ſagte er, „das iſt es auch, warum ich ſo viel an ihn dachte in der Welt draußen. Wenn die Leute ſo alles wußten, und ſich ſtritten um das Wahre, und dabei ſo unruhig wurden und arm. Dann dachte ich an den Stock.

Mein Großvater war ſo, was man einen unwiſſenden Menſchen nennt. Er konnte weder leſen, noch ſchreiben, und auswendig gelernt hat er nur einen einzigen Vers aus dem Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Das verdroß die Großmutter und ſie hielt ihm hundert Mal vor, daß ſie ihn eigentlich lieber nicht hätte nehmen ſollen, „wenn er,“ ſagte ſie, „nicht ſonſt ſolch ein guter Kerl wäre,“ und daß er eigentlich auch gar kein rechter

Chriſt ſei. Auch ſagte ſie des öfteren, daß ſie über ſeine Zukunft in jenem Leben ihre ſtarken Zweifel habe, da er ja nicht einmal den Katechismus könne, und daß ſie ſich jedenfalls werde einen anderen Platz ausſuchen müſſen. Dazu lächelte er aber nur vor ſich hin und ſah ſo nach ſeinem eiſenbeſchlagenen Schäferſtock hin, der in der Ecke ſtand, als ob der es beſſer wiſſe. Und das war auch ſo, denn der Großvater legte ihn jeden Morgen quer vor ſich hin auf die Erde, wenn er draußen war bei den Schafen. Und dann legte er die Hände zuſammen und ſprang darüber, ein, zwei, dreimal. Er ſagte nichts dazu, ich habs oft genug geſehen. Aber ſein Geſicht war feierlich und feſtlich dabei. Ich glaube doch, daß er den Schäferſtock vor unſern Herrgott hingelegt hat und nachher wieder in Gottes Namen aufgehoben.

Das iſt ſo mit mir gegangen, und daß er dabei fröhlich war und lieb und ohne Streit. Und ich hätte manchmal ſagen mögen, wenn ſich einer abmühte mit Grübeln und Sorgen und dabei das Licht in ſeinen Augen erloſch: „Leg' deinen Stock hin und ſpring' in Gottes Namen drüber."

Da waren ſie eine Weile ſtill und ſtießen große Rauchwolken aus und ſahen, ein jeder, in ihre vergangenen Wege hinein und die noch kommenden derer, die ſie lieb hatten, und waren eine Gemeinde untereinander. Frau Judith nickte ſtark und fröhlich mit dem Kopf. Das war ſo ihre Art, wenn ihr innerlich etwas Frohes aufging. Und die Frau Rektorin ſchluckte tapfer den Antrieb hinunter, den ſie einen Augenblick lang hatte, zu ſagen, daß der alte Schäfer doch wohl ein halber Heide geweſen ſein möchte, wenn auch vielleicht ein frommer.

Ihr Töchterlein fiel ihr ein, das ſie einſt mit ſechs Jahren in den Sarg gelegt hatte, unter lauter Blumen. Und ihr Gatte, wie der damals ſagte: „Beſſeres kann keinem widerfahren, als nach einem Kinderleben zu ſterben als ein Kind.“

Und es wurde ihr warm ums Herz; da ſchwieg ſie.

* * *

Sie hatten ſich viel zu erzählen aus den langen Jahren ihrer Lebenswanderung. Sie blieben nicht an den Kindertagen ſtehen. Das hatten ſie gern gewollt. Aber das Leben trat vor ſie hin und ſagte: und dann, und dann. Da kamen ſie über die Grenzen der Jugend hinaus, und ſprachen von Lehr- und Wanderjahren, von Hochzeit, Geburt und Tod. Meiſter Nöſſel hatte ſein Weib verloren, und Frau Judith ihren Mann, und der Rektor Cabiſius ſeine Kinder, und der Korbmacher hatte weder das eine noch das andere jemals beſeſſen. Da kamen ſie in ihrer Rede nach und nach darauf, daß der Menſch in das Leben hereingeboren werde als ein junger Baum, den man ins Land pflanzt, und der des Sonnenſcheins bedarf und der Stürme und all' des Wechſels von Trockenheit und Erdfeuchte, Froſt und Hitze, um daran ſtark zu werden und fruchtbar und eigenſtändig, „und,“ ſagte der Rektor Cabiſius, „ſeine Wurzeln tief und feſt in den Grund zu verſenken, den keiner ſieht und jeder bedarf“. Aber ſie machten nicht viele und kluge Worte darüber, denn ſie waren einfache Leute, und was das Leben ſie gelehrt hatte, das war mehr in die Tiefe gegangen, als in die Breite.

Nur die Frau Rektorin ſagte, aus ihrem wallenden Großmutterherzen heraus: „Aber den Kindern möchte

man doch manches Harte erſparen. Wenn ich an Gertrud denke, und daß das Leben ſie ſo rütteln ſollte. Ich mag nicht daran denken. Sie iſt ſo zur Freude geſchaffen.“ „Darum wird ſie auch zur Freude gelangen, das iſt ſicher,“ ſagte ihr Mann herzlich und bot ihr über den Tiſch herüber die Hand, und die andern ſahen mit ſtillen Augen zu.

Fünftes Kapitel

So hatte Georgs und Gertruds Freundſchaft angefangen; das lag ein paar Jahre zurück.

Es war ein Drehorgelmann durchs Städtchen gezogen, ein alter Invalid mit einem luſtig zwinkernden Geſicht und einem großen, roten Schnauzbart. Der rechte Ärmel hing ihm ſchlaff herunter, die Orgel trug er an einem Riemen, der über die Achſel ging; mit der linken Hand drehte er die Kurbel herum, da kamen die Lieder aus dem Kaſten heraus, eins ums andere. Es waren deren vier. Ein Choral; da horchten die alten Leute auf und die ganz einfachen, frommen Gemüter. Sie unterbrachen ihre Hantierung, legten den ſchrillen, gellenden Tönen den Text unter, den ſie aus dem Geſangbuch kannten und nickten beifällig. Und die alten Weiblein, die unter den knoſpenden Akazienbäumen des Marktplatzes ihre Enkel hüteten, ſummten mit, und ſuchten in der Rocktaſche nach einem Stück Kupfergeld. Dann ein Marſchlied, wie es die Soldaten ſingen, wann ſie heim-

ziehen vom Exerzierplatz. Da hörten die Gesellen in den Werkstätten auf zu hämmern, und den Mägden, die am Spültrog standen oder die Straße kehrten, schwellte sich die Brust. Denn mit dem Lied zogen ganze Regimenter an ihnen vorbei, junge, starke Burschen, so recht aus dem Vollen. Der Oberlehrer Hölzle in der Knabenvolksschule ging von Fenster zu Fenster und schloß alle Flügel. Denn nun schallte das dritte Lied herauf: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.“ Und in der Schule wollte mit einem Mal alles jung werden. Was Geographie von Hindostan! Was Stromgebiet des Ganges! „Ins Feld, in die Freiheit gezogen.“ Die Buben rutschten hin und her und hatten nicht übel Lust, auszubrechen. Es war auch solch eine starke, frische Frühlingsluft draußen. Darum schloß Herr Hölzle die Fenster. Denn er dachte, daß fern von der Versuchung, fern von der Übertretung sei. Und dann fuhr er fort, von der Höhe des Himalaja zu sprechen. Gegenüber war die Lateinschule. Da bog sich ein grauer Kopf aus dem Fenster und ein heiteres Gesicht sah auf den Markt hinunter, wo der alte Kriegsmann seine Orgel drehte und ein immer feurigeres Tempo anschlug. Denn er war jetzt von einer ganzen Schar umgeben. Aus allen Häusern und Höfen und Nebengäßchen quoll es von Kindern, solchen, die noch in dem glücklichen, freien Alter standen. Sie drängten sich um ihn und als er weiter ging, die Hauptstraße entlang, schwärmten sie mit, stolpernd und keuchend vor Eifer, ihm ganz nah zu sein, und traten einander auf die Schuhbänder, bis einige fielen, und die Mütter hintendrein rannten, um ihre Sprößlinge unter ihre Augen zurückzuholen.

Da gab die Oper Martha noch das vierte Lied her: „Ach, ſo fromm, ach, ſo traut“. Das ſchmolz nur ſo hin. Und die Amtsdienersfrau Ramsler putzte ihrem Jüngſten das Näschen mit der Schürze und ſchneuzte hernach ſich ſelbſt in Rührung. Denn das Lied hatte ſie einſt in einem Biergarten gehört, in Blechmuſik, damals, als ſie mit ihrem Ramsler verſprochen war, und es war ſchön geweſen damals.

Als der Rektor Cabiſius das noch mit angeſehen hatte, trat er vom Fenſter zurück zu ſeinen Lateinern.

Er hatte vorhin ſeine Enkelin unter der horchenden Jugend entdeckt. Sie war mit großen Augen in dem Schwarm geſtanden, die Hände auf dem Rücken, und hatte den Tönen nachgeſpürt, wie ſie ſo unbegreiflich aus dem braunen Kaſten kamen, eine Welle nach der andern. Da hatte er ihr zugerufen; es war ein gutes Stück vom Hauſe weg: „Verlauf' dich nicht, Gertrud, hörſt du?“ Und ſie hatte, wie erwachend, zu ihm hinaufgeſehen und dann lachend den Kopf geſchüttelt. „Verlaufen? Nein, nur noch ein Stückchen mit dem Mann.“

Da war er zufrieden geweſen. Sie war fünf Jahre alt damals, und ein feſtes, ſtämmiges, kleines Mädchen. Sie ſtand ſo wacker unter all' den andern. Das freute ihn. Er dachte nicht, daß ſeine Frau unter der Haustür ſtehe und mit der Hand über den Augen Ausſchau halte, bis das Kind ſein Geldſtück abgegeben habe und wieder komme, um dann, „als ein nettes Kind“ im Garten zu ſpielen. Er war ſo ſorglos. Es fiel ihm gar nicht ein, eine Topfpflanze aus dem Kind zu machen, und es wurde denn auch keine, obgleich die Großmutter hie und da einen Anlauf nahm, wenigſtens ein Honoratiorenkind zu erziehen.

Die Drehorgel tönte ferner und ferner. Es hatten ſich nur wenige Leute im Städtchen über die Muſik, die ſie hervorbrachte, geärgert, und dieſe Wenigen konnten nun aufatmen. Die andern, die ſich gefreut hatten, nahmen ihre Arbeit wieder auf, und da und dort ging einem und dem andern noch eine der Melodien durch den Kopf. Draußen auf einem Grasrain ſetzte ſich der Invalide nieder und begann das Geld, das in ſeiner Mütze lag, zu zählen. Da ſtanden noch zwei Kinder vor ihm. Sie waren, jedes für ſich, nicht bewußt miteinander, hinter ihm hergegangen, bis er hier anhielt. Das eine war ein Bub. Er hatte ein blaſſes, ſommerſproſſiges Geſicht und ernſthafte Augen, die auf den Orgelkaſten blickten, als könnten ſie etwas aus ihm herausholen. „Iſt es jetzt ganz aus? Iſt nichts mehr da drin?“, fragte er und machte ein ſehnſüchtiges Geſicht. Der Invalide lachte. „Haſt du etwas?“ fragte er zurück. „Es iſt ſchon noch etwas drin, aber nicht für nichts. Haſt du Geld?“ Da ſchoß dem Buben das Blut ins Geſicht vor hilfloſer Scham. Er wendete ſich ab und ſuchte in ſeinen Taſchen. Da kamen ein paar alte Brotrinden hervor, ein Stück Bindfaden und ein Stück farbiges Glas. Das Glas hielt er zögernd hin, ohne etwas zu ſagen; vielleicht fand es Gnade vor dem Orgelmann, wann er es ſah. Der lachte noch viel lauter. „Ha, ha,“ lachte er, „damit willſt du mich wohl bezahlen? du Knirps! ha, ha, das iſt gut. Du, das kann man nicht eſſen, das Glas.“ Da kamen dem Buben die Tränen. Er ſchämte ſich ſo ſehr und hätte ſo gerne noch etwas Muſik gehört. Ganz voll Waſſer ſtanden ſeine Augen; da fuhr er ſich mit dem Ärmel darüber und ſchluckte und ſchluckte. Das kleine Mädchen, das daneben

ſtand, ſah es. Es war auf eigene Fauſt hier heraus gekommen. Aber nun war es plötzlich ganz lebendig dabei. „Warum lachſt du ſo, Mann?“ fragte es zornig. „Jetzt weint er, ſiehſt du's? Da, ſo nimm das Bildchen, es iſt eine Roſe drauf. Jetzt mach' Muſik, du mußt nur da herumdrehen, ich habs gut geſehen.“ Der Junge ſah mit Staunen auf die Beſchützerin, die ihm ſo unverhofft erwachſen war. Sie war nicht größer als er, aber viel kecker, ſo wie Kinder ſind, deren fröhliche Zuverſicht noch nirgends ſchmerzhaft beſchnitten und zur Schüchternheit herabgedämpft iſt. Da kam wieder ein wenig Lebensmut in ſeine Augen. Der Invalid lachte, daß es dröhnte. Aber es war ein wohlgefälliges Lachen. Mit der Fauſt ſchlug er auf die Drehorgel, da erhob ſich ein leiſes Schwirren und Klingen darin. „Friß mich nicht, Kleines,“ ſagte er. „Ich werd' doch noch lachen dürfen. Wenn man bloß noch einen Arm hat und ſich ſein bißchen Notdurft muß zuſammendudeln, und ſoll nicht einmal lachen dürfen. Was hat man denn ſonſt, he? Das ſag' mir.“

Sie ſah ihn groß an. Einer, der ſolche Muſik machen konnte, und fragte ſo. „Wo iſt dein anderer Arm?“ fragte ſie. „Laß einmal ſehen, unter dem Kittel.“

„Der? liegt in Frankreich begraben,“ ſagte er. „Dort liegt er und ich plage mich hier herum mit dem einen. Wenn das nicht zum Lachen iſt, was denn ſonſt? Den hat mir eine Kugel weggeriſſen. Aber davon verſteht ihr nichts. Oder, verſteht ihr das, warum die Leute einander die Arme wegſchießen und die Füße, und einander totſchießen? Ich meine, Leute, die gar nichts von einander wiſſen, bloß ſo von Weitem her; bloß weil ihnen das einer befiehlt? He, verſteht ihr das?“

Nein, das verſtanden ſie nicht. Muſik wollten ſie hören; das andere, das war ihnen eine dunkle Sache. Arme und Beine wegſchießen? Sie waren noch nicht ſehr lang in der Gegend, das will ſagen, auf der Welt. Es war da noch ſehr viel Freindes, das ſie noch nicht kannten.

„Ja ſo," ſagte der Invalide. „Ja ſo, ja, ihr krieget noch ein Lied da heraus; heißt das, das Mädel kriegt eins. Du kannſt dich in ein Mausloch hinein ſchämen, Bub, daß du dich hinſtellſt und heulſt. So, angefangen. Aufgepaßt."

Da drehte er ſeinen Handgriff herum und drehte ein Lied heraus. Noch eins. „So, das gefällt euch wohl?" ſagte er, als die Beiden horchten, wie die Mäuſe. Sie nickten nur. Es war wohl jetzt unwiderbringlich zu Ende? Denn der Invalide ſtand auf und hängte ſich ſeinen Kaſten um.

„Da müßt ihr eben ſehen, daß ihrs auch einmal ſo weit bringet, als ich," ſagte er. „Das iſt ein feines Leben, das könnt ihr glauben. Seht ihrs, ich habe die Taſchen voll Brot. Was will man mehr? So weit könnt ihrs auch bringen."

„Wir haben daheim den ganzen Laden voll Brot und Wecken," ſagte der Bub, „und noch Feinbackwerk, ſo viel, daß mans gar nicht zählen kann." Er hatte einen gewaltigen Anlauf dazu genommen, um auch etwas Rechtes zu ſagen; da ſchoß er übers Ziel hinaus und protzte. Das hatte er nicht beabſichtigt.

„Aber ich will auch Muſik machen, wann ich groß bin, und dann mach ich ſo viel Muſik, den ganzen Tag, und hör' nicht immer gleich auf, wie du. Bis ich genug habe, ſo lang ſpiel' ich." Da wurde er wieder rot. Denn

der Orgelmann ſah ihn ſo ſpöttiſch an, daß er in ſeine vorige Verlegenheit zurückfiel.

„So," ſagte er. „Aha. Da ißt du dich zuerſt dickſatt und dann, wenn du noch kannſt, dann kommt die Muſik dran. Aha. Da ſetzſt du dich wohl an den Backofen dazu? Bis du genug haſt, ſo lang tuſt du das alles? Du Teigprotz."

Ganz erſtaunt ſahen ihn die Kinder an. Da kam ſolch ein verbiſſener Grimm heraus. Sie faßten einander an der Hand. Sie verſtanden nicht, daß behagliche Sattheit und ein geruhlicher Sitz in der Ofenwärme dem landfahrenden Mann ein Paradies war, in das er nie gelangen konnte, und daß ſeine Grobheit unwillige Bewunderung des Verſagten ſei. Es paßte nicht zu dem luſtigen Geſicht, das der Invalid den ganzen Morgen gemacht hatte. Es war wie einer der ſchrillen, gellenden Nebenaustöne, die ſeine Orgel oft mitten in eine heitere Melodie hineinwarf. Aber die Kinder verſtanden dieſen Ton aus einer fremden, düſteren Welt nicht. Sie kehrten ſtill um und ließen ihre Hände ineinander und ſahen ſich nur noch einmal ſchüchtern nach dem Mann um, wie er davonſtapfte zwiſchen den hellbegrünten Hecken und immer noch den Kopf ſchüttelte und einmal mit dem Fuß aufſtieß, daß der Kaſten ſchütterte.

„So, jetzt laß ihn," ſagte Gertrud, da der Bub blaß und ſtill neben ihr hertrottete. „Jetzt gehen wir heim; meine Großmutter wartet. Haſt du auch eine Großmutter? Dann ſagſt du's ihr, das von dem Mann."

„Nein," ſagte er; „eine Großmutter? Nein."

Er war kein Prahlhans. Es war ein ſchüchternes Kind, und hatte allen Mut zuſammengenommen, um ſich auch an der Unterhaltung zu beteiligen. Die Muſik und

das kecke kleine Mädchen hatten ihn so kühn gemacht. Nun war er gewaltig aus dem Sattel geworfen.

„Aber einen Großvater, das haſt du doch?“ ſagte Gertrud. Sie ſagte es ſehr eindringlich, denn es war ihr unbehaglich, zu fühlen, daß ſolch etwas durchaus Nötiges in irgend einem Leben fehle.

„Nein,“ ſagte der Bub noch einmal. „Einmal, da habe ich einen gehabt, aber das iſt ſchon lang. Da war ich noch ganz klein. Der iſt geſtorben.“ Es war eine durchaus kühle Mitteilung.

„Hm,“ ſagte Gertrud, (das hatte ſie von dem Rektor Cabiſius aufgeſchnappt), „gerade wie mein Vater und meine Mutter. Die ſind auch geſtorben, wie ich noch klein war. Sie ſind im Himmel. Meine Großmutter hat's geſagt.“

Und auch das war ohne Trauer ausgeſprochen. Es fehlten zwei gute, ſtarke Ringe an der Kette, die das Kind mit dem Leben verband. Aber es war darum nicht in ſteuerloſem Nachen auf der See, es war nur um ſo feſter an das vorige Glied angebunden.

Die zwei Alten ſtanden unter der Gartentür, als die Kinder herankamen, denn der Rektor war inzwiſchen aus der Schule heimgekommen, und nun mußte er mitanhören, daß das Kind anfange, auszureißen und daß er wohl ein wenig Schuld daran ſei. Das Keckliche, Ungebundene, ſagte die Großmutter, das habe es von ihm. Und er ließ das über ſich ergehen mit ſeinem guten, ſtillen Lächeln. Da kam die Erwartete um die Ecke und zog den kleinen Buben mit ſich. „Großvater,“ ſagte ſie, „du mußt ihm auch noch Muſik machen, noch ſchönere, als der Orgelmann. Er hat keinen Großvater und niemand.“

„Was?“ ſagte der Rektor, „niemand? Biſt du nicht ein kleiner Ehrenſperger?“ Gehörſt du nicht dem Bäcker drüben am Marktplatz? Was faſelſt du da, Gertrud?“

Da trat ſeine Frau dazwiſchen. „Nein, laß nur, Mann,“ ſagte ſie, und war ganz Güte und Mütterlichkeit, „es iſt doch ein armes Kind, das weiß ich. Er hat eine Mutter und doch keine. Er hat nicht umſonſt ſolch ein freudloſes Geſicht.“

Wißt ihr, wie das iſt mit der Liebe? Das iſt wie mit dem Apfelbaum im Garten der Frau Holle, der ſtand und rief: „Pflücke mich, pflücke mich, meine Äpfel ſind alle miteinander reif,“ und als das Kind kam und anſtieß, da rollte ihm der ſchwere Segen in den Schoß.

So ſchwer von Reichtum und Früchteſegen ſteht ein liebereiches Herz, und wartet, ob nicht irgend eine Leere ſei, in die es ſeine Fülle gießen könne, und iſt noch dankbar und froh, daß es wieder Raum gewinnt zu neuen Trieben. Sie hatten ſchon ſo vieles aus ihrem Leben hingegeben, das ſich hatte von ihnen lieben laſſen, die beiden alten, jungen Leute. Und da noch quellendes Leben in ihnen war, das lieben mußte, ſo kam das den anderen zugute.

Ich will nicht hoffen, daß irgend jemand abſprechend den Kopf ſchüttelt, wann von dem warmen, weiten Herzen der Frau Rektorin die Rede iſt. Etwa, weil er ihr den kleinen Hochmutsanfall vom vorigen Kapitel ſtark ins Wachs gedrückt hat. Trug nicht der große, alte Zwetſchgenbaum in meiner Großmutter Garten alljährlich außer den ſüßen Früchten eine Anzahl aus der Art geſchlagener merkwürdiger Knorpeln, die wir „Zwetſchgennarren“ nannten? Und verſpeiſten wir dieſe ſäuerlichen Dinger nicht mit beſonderem Behagen als eine heitere Merk-

würdigkeit des Alten, um uns nachher mit umso größerer Luſt an die Erzeugniſſe ſeiner beſten, ſüßeſten Säfte zu machen?

Lächelte nicht ihr Gemahl ſelbſt ſein helles, humorvolles Lächeln zu ihren kleinen Schwächen? Und traute er ihr nicht darum doch das Beſte, Reichſte zu, das in dem fruchtbaren Boden eines liebreichen Herzens gedeihen kann?

Er aber mußte es doch wohl wiſſen.

So wunderte er ſich denn auch gar nicht, daß ſie den kleinen Georg von dieſem Tag an ins Herz ſchloß, und ihm eine Heimat darin ſchuf. Das begab ſich ganz von ſelbſt, es war weiter nicht die Rede davon. Sie hätte ſich das Kind nicht ins Haus geholt. Sie wäre nicht hingegangen und hätte geſagt: „So und ſo. Ich weiß wohl, daß ſie das Unglück haben mit der kranken Frau, Herr Ehrenſperger. Schicken Sie mir die Kinder, oder wenigſten den Kleinen, den Georg. Man muß einander beiſtehen, das iſt Chriſtenpflicht.“ Das hätte ſie nicht getan. Aber als der ernſthafte Bub' ſo unter ihrer Gartentür ſtand an Gertruds Hand, und nicht recht Leben zeigte, da nahm ſie ihn mit hinein. Natürlich. Was denn weiter?

„Der Drehorgelmann hat wahrſcheinlich Hunger gehabt, ihr Lämmer,“ ſagte ſie, „nicht nach alten Brotrinden, die in ſeiner Taſche waren, ſondern nach etwas Beſſerem, das ihr noch nicht ſo verſteht; da hat er denn ſo ein wenig gepoltert. Wenn die Leute Hunger haben, darf man ihnen nichts übel nehmen.“ Die Beiden ſaßen hinter dem Tiſch und biſſen tief in dickgeſtrichene Geſälzbrote und nickten einander mit blaurot verſchmierten Geſichtern zu, und waren geborgen in einem Hafen, in den weder der eine noch der andere Hunger Zutritt hatte

Die Alten aber ließen mit Vergnügen ihre reifen Äpfel von den Zweigen fallen. „So, du möchteſt gern noch mehr hören, Bub'?“ ſagte der Rektor. „Das kann wohl ſein.“ Und ging ans Klavier und ließ die Saiten tönen. „Ich hatt' einen Kameraden,“ ſpielte er, und behielt dazu die Pfeife zwiſchen den Zähnen und ſah ſich drunterhinein nach den Kindern um. „Noch eins, Großvater,“ ſagte Gertrud. Da ſpielte er ein altes Studentenlied: „Es hatten drei Geſellen ein fein Kollegium.“ Und es kam ihn an, daß er die Pfeife neben ſich legte und dazu ſang.

„Aber Mann,“ ſagte ſeine Frau. „Iſt das auch ein Kinderlied?“ Nein, ſo eigentlich nicht, gab er zu, aber ſie hätten doch ihr helles Vergnügen daran gehabt, und ob das nicht genug auf einmal ſei?

Sie kam mit Waſſer und Schwamm und wuſch ihnen die Geſichter ab. Und konnte es nicht laſſen, den kleinen Buben in die Backe zu kneifen und nachher ſänftigend darüber zu ſtreichen. Es war ihr darum, ihm einen Kuß in ſein ernſthaftes Geſicht hinein zu geben. Aber den hielt ſie noch zurück. Sie wollte ihn nicht ſcheu machen. Das Kneifen tat auch heute denſelben Dienſt.

Es fing etwas an, in dem Kinderherzen auseinanderzugehen. Es war, wie wenn ſich ein grünes Blättlein in der Sonne auseinanderwickelt.

Da war früher einmal, als Georg noch auf ungeſchickten Füßen von einem Stuhl zum andern trippelte, eine Frau geweſen, die hatte ihn auch gewaſchen und auch, — in die Backe gekniffen hatte ſie ihn wohl nicht, aber ähnlich mußte es doch geweſen ſein. Sie hatte

ſpäter viel geweint. Es war einmal ein kleines Kindlein dageweſen, das war durch irgend einen Unfall bald wieder geſtorben, und ſie hatte ſich ja wohl die Schuld daran zugemeſſen und hatte Tag und Nacht geweint. Es war oft laut dabei zugegangen. Das lag alles noch in unklaren Umriſſen in dem Gedächtnis des kleinen Buben. Dann war ſie eines Tages nicht mehr dageweſen. Das ſei die Mutter, ſagte Franz, der wußte es noch beſſer, der war zwei Jahre älter. Dem ſagten es auch die Mägde genau. Sie ſei hinterſinnig geworden, ſagten ſie, und das ſei ſchlimmer als tot und werde nie mehr anders. Denn ſonſt könnten ſie eine neue Mutter bekommen und damit ſei nun nichts. Der Vater ſprach nie davon. Er ſprach überhaupt ſelten etwas mit Georg, er wußte nichts mit dem ſtillen Kind anzufangen. Er tat ihm weder wohl noch weh. Nun war Jungfer Lieſe da, erſt ſeit kurzem. Die ſprach viel und hatte viel an ihm zu hantieren, zu putzen, zu flicken, zu erziehen. Sie hatte ſich ſozuſagen mit aufgeſtülpten Ärmeln an ihre Aufgabe gemacht. Aber das ließ er ſo über ſich ergehen. Seine Seele, die lag wohl noch in der Knoſpe, die regte ſich nur ſo hie und da ein wenig. Aber jetzt, heute. Es war ihm ſo wunderlich zu Mute. Er mochte ſich nicht rühren. Es war, als ob ſonſt alles aus wäre. Darum blieb er ruhig ſitzen, bis irgendwo eine Glocke läutete und der Rektor ſagte, daß das die Betglocke ſei und daß er jetzt nach Haus gehen müſſe. „Ja, und morgen kommſt du wieder," ſagte Gertrud, „und morgen komm' ich wieder," ſagte Georg, und der Rektor ſetzte auf dieſes Verſprechen einen ungeheuren Handſchlag. Einen Handſchlag, der an Kraft und Wärme alles übertraf, was Georg in den ſechs Jahren ſeines Lebens in dieſer Art

kennen gelernt hatte und dem er ſeine kleine, braune Bubenhand und ſein ganzes erwachende Ich ohne Widerſtand auslieferte.

Sechſtes Kapitel

Es war einmal ein Menſch, der ſaß ganz im Dunkeln. Er hatte ſich ein Haus gebaut und daran die Fenſter vergeſſen; es war ein einfältiger Menſch. Da ſaß er nun und ſann, wie er Licht in ſein Haus bringen könne. Denn daß es draußen die Welt erfüllte, das ſah er, wenn er unter ſeine Tür trat. Und er ging aus, nahm einen Sack mit, in den ließ er die Sonne ſcheinen, dann, als er voll von Licht war, band er ihn zu und trug ihn in ſein Haus. So tat er eine lange Zeit und wunderte ſich, daß es nicht hell werden wollte, wenn er den Sack aufband und ausleerte. „Es iſt noch nicht genug," ſagte er und ging aufs Neue, Licht hereinzutragen. Es war ein hartes Leben. Es war nur zu ertragen durch die ſtete Mühe, die er ſich machte. Denn die Mühe hat doch immer irgend eine Hoffnung, etwas zu erreichen, ſei es noch ſo wenig.

Da, als er eines Tages lange ausgeweſen war, fand er, als er heim kam, die Wände ſeines Hauſes eingeſchlagen. Das hatte ſein Feind getan. Der hatte ihm einen rechten Schabernack antun wollen. Nun konnte das Licht herein. Es ſtrömte durch das ganze Haus und drang in alle Ecken. Ganz voll von Licht war das Haus. Aber nun war es auch zerſtört. „Das ſchadet

nichts," ſagte der einfältige Menſch vergnügt, „wollen ſchon ein neues kriegen." Von dem neuen Haus iſt nichts geſagt. Da wird er ja wohl das Licht hereingelaſſen haben.

* * *

Es war ein großes, weißes Haus mit unzähligen Fenſtern. Es ſtand abſeits von dem Lärm der Gaſſen. Ein großer, ſchattiger Garten war rings darum her; die alten, hohen Bäume reichten mit ihren oberſten Zweigen bis an das Dach. Aber es ging ein hoher, eiſerner Zaun um den Garten; an der Eingangspforte war ein Wächter und er ließ nur hinein und heraus, wen er des Ein- und Ausgangs für berechtigt hielt. Die Fenſter waren vergittert. Es waren Gefangene des Geiſtes, die in dem hohen Hauſe wohnten, Leute, die in irgend einer Art im Dunkel tappten. Sie konnten ſich oder andere ſtoßen, wenn man ſie draußen in der Weite gehen ließ. Darum hielt man ſie hier verwahrt. Es war wohl der eine und der andere darunter, der nur für eine Zeitlang hier Zuflucht ſuchen mußte, der, ſo hoffte man, bald wieder hinaus konnte in das freie Licht. Aber es waren ihrer mehr, hinter denen ſich das eiſerne Gittertor für immer geſchloſſen hatte. Was man ſo menſchlich „immer" heißt, die Spanne Zeit, von der ein alter Dichter ſagte, daß ſie „dahinfahre wie ein Rauch". Es iſt nicht ſo weit her mit dem „immer" eines Menſchenlebens. Aber es kann doch lang währen, für den, der wartet, bis eine Zeit um die andere verſtreicht, in Not der Gegenwart und Angſt vor dem Künftigen.

Es war wohl viel Angſt und Not in den Gemächern des Hauſes. Wache, helle Pein, die ſich ihrer bewußt

war, und die zu Zeiten ihr Elend in lauten, ſtarken Tönen hinausſchrie, als ob es die Tür des Himmels aufſtoßen müßte; dumpfe, unklare Angſt, unter der ſich der Geiſt wand, der aufwachen wollte und nicht konnte. Lächelndes, blödes Elend, das ſeiner ſelbſt vergeſſen hatte und mit der Not ſpielte, wie das Kind, das in der Wolfsgrube ſaß unter jungen Wölfen und ſie mit dem Löffel aufs Maul ſchlug im Spiel: „Geh weg, oder ich geb' dir eins."

Man kann nicht ſagen, daß eins oder das andere das größte Elend von allen ſei. Man darf wohl die Augen aufheben und ſagen: „Sondern erlöſe uns von dem Übel." Es iſt gut, es iſt wohl gewiß gut, daß das „für immer" eines Menſchenlebens nicht gar ſo lang währt, wenn man das betrachtet.

Da war eine Frau, eine von denen, die keine Ausſicht hatten, wieder mit hellen Augen durch die Welt zu gehen. Sie war noch jung; es ſollte noch ein langes Leben vor ihr liegen, wer konnte das wiſſen? Als ſie hereingebracht worden war, hatte ſie immer in die dunkelſten Ecken geſehen, ratloſe Angſt im Geſicht, und hatte geweint und gewimmert. „Nein, es iſt nicht tot. Laßt es mich noch einmal verſuchen, nur noch einmal. Ich kann nichts dafür. Nein, ich kann nichts dafür. Kann auch ein Weib ihres Kindes vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?" Ihre Reden und ihre Gedanken gingen durcheinander. Die Krankheit hatte ſich in das Gewand der Schuld verkleidet. Die ſaß nun neben ihr und ſah ſie ſtarr an und ſagte: „Das war wohl ſo: ‚du warſt in der Backſtube, als das kleine Kind ſo allein in dem großen Bett lag. Das war dir wohl wichtiger, daß das Geſchäft blühe? Du

hatteſt es wohl ſo eilig mit dem Reichwerden? Da ſchrie das Kind, und kam ins Ausgleiten, das arme kleine Ding. Und kam unter das große Deckbett. Da erſtickte es. Das war zu ſpät, daß du es aufhobſt und all' die Mühe daran wandeſt, ob es nicht wieder erwache. Du hätteſt bei ihm bleiben ſollen. Was? Das litt der Mann nicht? Das Gepimpel mit dem Kleinen, ſagte er? Iſt er die Mutter oder du?

Es war auch noch nicht getauft, nicht wahr? Es war doch ſchon acht Wochen alt? Ihr hattet keine Zeit, weil Oſtern ſo nahe war und Konfirmation und ſonſt noch allerlei Feſtliches; da blühte das Geſchäft. Das ging ja vor, natürlich, man konnte es ſpäter taufen. Dazu iſt es nun viel zu ſpät. Man kann nicht wiſſen, kein Menſch weiß, was aus dem kleinen Seelchen geworden iſt. Und du biſt ſchuldig. Doch, das biſt du."

So redete die Krankheit, die in dem Gewand der Schuld mit der jungen Frau hier hereingekommen war. Da ſchloß ſie die Augen, um ſie nicht zu ſehen. Aber das nützte nichts. Sie drang auch durch die Lider. Sie war überall und immer wach. Es war ein dunkles, dunkles Haus, in dem die Frau ſaß. Da ſchickte ſie ihre irren hilfloſen Gedanken aus, um etwas Licht hereinzubringen. Aber ſie verſtanden es nicht. Einer kam und ſagte: „Irgendwo iſt Gott, du mußt beten." Der wußte, daß ein Licht ſei. Aber er konnte es nicht hereintragen. Da fing die Frau an: „Wenn wir in großer Angſt und Pein, und wiſſen nicht wo aus und ein, und finden weder Hilf noch Rat"; da gingen alle ihre Gedanken rundum und wußten immer nur bis zu dieſer Stelle zu ſagen. Das währte eine lange Zeit. Da fand ſie eines Morgens die Wärterin, wie ſie ein kleines

Bündel aus Tüchern ſorgfältig zuſammenwickelte und es an die Bruſt drückte. „Schlaf, Kindlein, ſchlaf,“ ſang ſie leiſe. Das tat ſie nun immer. Sie ließ das Bündel nicht mehr aus den Armen, niemand durfte es berühren. Seitdem weinte ſie nicht mehr. Sie ſang und lächelte, und trug das Bündel umher. Wenn ſie nicht hie und da mit großen, ſuchenden Augen, wie in ſich ſelbſt hineinſchauend geſtanden wäre, ſo hätte man nun denken können, ſie habe es aufgegeben, nach Licht auszugehen. Aber auch das kam nur noch ſelten vor.

Da, nach Jahren, kam einer mit einer blanken Axt, der hatte den Auftrag, ihr die Wände ihres dunklen Hauſes einzuſchlagen. Er zerſtörte es nicht ganz und gar auf einen Hieb. Er ſtieß ein Loch hinein, da flog viel Staub und Lehm und Mörtel davon, und etwas Helle kam zu dem Bewohner herein. Dann wartete er ein paar Tage. Er war kein Feind, er handelte, wie ſchon geſagt, im Auftrag, und nun ſollte er ſeinen letzten, ſtärkſten Hieb noch ſparen. Vielleicht wäre das Licht ſonſt gar zu blendend geweſen, wer kann das wiſſen? Alſo wartete der Tod noch. Es kam eine Krankheit an die junge Frau, eine von denen, die man eine Erlöſung nennt, weil ſie raſch und ſicher die Körperkraft aufzehren, und ein ſanftes Ende der Pein bringen. Sie hatte ein paar Tage im Fieber gelegen und faſt nichts geredet. Nun ſchlug ſie die Augen auf; es war mitten in der Nacht. Oder, es ging ſchon etwas gegen den Morgen hin. Das Fenſter ſtand offen. Draußen in den Bäumen wehte ein ſachter Wind, ſie rauſchten leiſe. Die Welt lag in tiefem Schlaf, es war ganz ſtill ringsum. Die Kranke hob den Kopf ein wenig und wandte die Augen nach dem Fenſter. Da ſtand der Morgenſtern

hoch am Himmel über den Baumkronen. Die waren in tiefem Schatten, oben aber leuchtete in der faſt durchſichtigen Glocke des Sommernachthimmels der Stern in wunderbarem Glanz. Den hatte ſie lang nicht geſehen. Sie hatte in den trüben Nächten ihrer Krankheitsjahre keine Augen für die Schönheiten der Welt gehabt; ſie hatte immer ins Dunkel geſehen.

Sie ſtrich ſich über die Stirn. Da war ſo etwas Freies. War da nicht ein Band geweſen? Wo mochte das hingekommen ſein? Wer war ſie, und wo?

Da ſah ſie das Gitter am Fenſter; hinten in der Stube brannte ein kleines Nachtlicht, nur eines Funkens groß. Aus dem anſtoßenden Gemach, deſſen Tür offen ſtand, verkündeten kräftige Atemzüge, daß dort jemand ſchlief, das war die Wärterin. Auf dem Stuhl am Bett lag ein Paket, aus Tüchern zuſammengebunden, mit einem Band umwickelt. Da kamen ihr die Gedanken wieder, ſchreckhaft und ſchwer. Aber doch anders, als ſeit langem. Sie griff nicht nach dem Bündel. Die Frucht, die ihr ans Herz kroch, war die Frucht vor etwas Geweſenem. Ob es vorbei war? Ob das abziehende Schatten waren, die wie wogende Nebel durch ihren Kopf zogen? Abziehende und nicht kreiſende, die nur einen Augenblick frei ließen, um dann wieder deſto feſter einzuziehen? Wie war das nur? Sie war ſo müde, ſie konnte kaum eine Hand rühren. Aber als ſie ſo hinausſah in die ſtille Sommernacht, und das milde Licht des Sterns auf ihr Lager fiel, da verſuchte ihr Geiſt, ſich zu regen. Man weiß nicht, was ſie erlebte, bis der Morgen kam. Der Arzt ſagte, als er die Veränderung ſah, das ſei von dem Fieber. Aber, ſagte er draußen, das helfe nun nichts, denn die Lebenskraft ſei

am Erlöſchen. Das ſei hie und da, daß ſolch ein heller Schein komme vor dem Ende. Denn ſie lag mit einem ſtillen, ſanften Geſicht da, und in den Augen war geiſtiges Leben, kein irres Flackerlicht mehr. Und ſie hatte vorhin gefragt, wie das denn ſei, ſie habe doch zwei kleine Buben, und, nach einigem Zögern, und einen Mann? Die lebten ja doch noch? Und klagte, mit einem Lächeln, das wie um Entſchuldigung bittend war, daß ſie ſich auf nichts recht beſinnen könne, ihr Kopf ſei ſo müde. Da ging der Tag ſo hin, und gegen den Abend ſagte ſie, ſchüchtern wie ein Kind, das zaghaft eine Bitte tut, von der es denkt, daß ſie ungeheuer ſei, — ob das denn möglich wäre, daß die Ihrigen herkämen? Oder ob das gar zu weit ſei? Denn ſie wußte nicht recht, ob ſie in der gleichen Welt lebe mit denen, nach denen ihr aufwachendes Ich mit ſeinen erſten Regungen verlangte.

Ja, ſagte man ihr, das könne freilich wohl ſein. Gut könne das ſein, ſie ſolle ruhig einſchlafen und morgen werden ſie wohl da ſein, denn es gehe heut in der Nacht noch ein Brief ab.

Siebentes Kapitel

Den folgenden Tag haben die Ehrenſpergerskinder mit allen Einzelheiten im Gedächtnis behalten. Es war der Feiertag Petri und Pauli, und ſie zogen ſo recht in der Morgenfriſche aus, um den Kirſchbäumen in der Wingerthalde einen Beſuch zu machen. Jungfer Lieſe

ſah ihnen mit Behagen nach. Sie hatte beiden Brüdern tags zuvor das Haar glatt abgeſchoren und ſie heute, den Kirſchbäumen zulieb, in verwaſchene Drilchkleider, mit neueingeſetzten Ellbogen und Hoſenböden geſteckt. Es rührte ſie in ihrem eigenen Buſen, daß ſie dem Herrn Vetter, der ja ihr Nächſter unzweifelhaft war, ſo getreulich „ſein Gut und Nahrung helfe fördern und behüten". „Denn," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „wo viel iſt, will mehr hinkommen," und meinte damit die Ehrenſpergershabe, deren Vermehrung ſie mit erbautem Gemüt zuſah. Sie glaubte nicht befürchten zu müſſen, daß ihr dieſer erfreuliche Lebenszweck abhanden komme, auch nicht im Fall, daß, wie ſie ſagte, „unſer Herrgott nun richtig ein Einſehen habe, wie das ja an der Zeit ſei mit der Frau." Denn der Herr Vetter war allmählich ein bißchen bequem, und ein bißchen ſehr korpulent geworden, und er ließ ſich die brave Fürſorge der Jungfer Lieſe ſowohl für ſich ſelbſt als für ſein Haus immer behaglicher gefallen. Es muß bezeugt werden, daß ſie nicht daran dachte, die Nachfolgerin der erſten Frau zu werden. So hoch verſtiegen ſich ihre Gedanken nicht. Das wäre ja außer aller Standesordnung geweſen und ſolche Durchbrechung der bürgerlichen Schranken begehrte ſie nicht für ſich. Auch war ihr jüngſt der letzte breite Schaufelzahn, der noch ihren Oberkiefer geſchmückt hatte, entfallen. Das gemahnte ans Altwerden, wie das fallende Laub an den Winterſchlaf der Natur. Es ſollte ihr lieb ſein, wenn alles ſeinen Gang weiterging, und daß das geſchehe, hoffte ſie mit Zuverſicht.

So waren die Gedanken, die ſie den Söhnen des Hauſes nachſandte, freundlicher und gedeihlicher Art und kamen auch nicht ans Stocken, als an der Ecke noch

Gertrud und Lore ſich zu den Beiden geſellten. Warum ſollten ſie ſich nicht Geſellſchaft mitnehmen? Die Kirſchbäume ſtanden zum Brechen voll, es kam auf ein paar Spatzen mehr oder weniger nicht an. Als die leuchtenden blaugrauen Flicken, das Werk ihrer Hände, verſchwunden waren, kehrte ſie ins Haus zurück.

Es führte ein ſteiler Weg zwiſchen Weinbergen zu der ſonnigen Höhe empor, auf der das Baumgut lag. Georg wußte ſpäter noch genau, als ob ihm das lebendige Bild vor der Seele ſtünde, wie ihnen beim Aufſteigen die hellroten Herzkirſchen aus dem grünen Laub entgegenleuchteten, gleich einem freudigen, erſprießlichen Lebenszweck, der dem Wanderer zuruft: „Hoch, immer höher, Mühe iſt nichts, Schweiß iſt nichts, denn hier bin ich, hier oben. Nun komm.“

Das und anderes gehörte für ihn zu dem Inhalt des Tages, der ihm in ſeinem Verlauf noch einmal und dann nicht wieder ſeine Mutter zeigte und der ihm darum koſtbar vor andern Tagen war. Er konnte es die wenigen Male, die er in ſeinem Leben davon redete, nur ſchwer unterdrücken, alle Einzelheiten dazu zu erzählen.

Er mußte von dieſem Tag zehren, ſo oft ſein Herz zu ſeiner Mutter wollte. Da konnte er nichts entbehren, was damit zuſammenhing.

Zwei Handwerksburſchen ließen ſich aus dem Geäſt des Schwarzkirſchenbaumes fallen, der weiter hinten, dem Waldrand zu, ſtand, als ſie die Kinder kommen ſahen. Vielleicht vermuteten ſie ein Gefolge von Erwachſenen hinter ihnen. Da verlor einer von ihnen beim Herabgleiten ſeinen einen durchlöcherten Stiefel, der ihm ſchlapp genug um den Fuß gehangen haben mochte. Den warfen ſie ihm in hellem Mutwillen nach. Dann ging es über

die Kirſchbäume her. Lore blieb unten ſtehen und zog, auf den Zehenſpitzen ſtehend, einen niedrig hängenden Zweig um den andern zu ſich heran, um ihn abzuernten. Dann ſetzte ſie ſich in den Schatten und wartete, bis ihr die andern hie und da eine Handvoll Kirſchen ins Gras warfen. Es lag von Anfang an nicht in ihrer Art, auf Bäume zu ſteigen. Gertrud ſaß oben in dem großen Herzkirſchenbaum, Georg gegenüber. Hoch über ihnen beiden kletterte Franz in den äußerſten Zweigen, wo die ſüßen Früchte in der Sonne kochten. „Du, ſagte Georg unter's Eſſen hinein, „muß dir was ſagen. Meine Mutter iſt krank, anders, weißt du, als vorher. Sie liegt im Bett und hat immer die Augen zu. Jungfer Lieſe hat's zur Frau Metzger Konz geſagt. Vielleicht ſtirbt ſie; wahrſcheinlich ſtirbt ſie, hat ſie geſagt.“ „Wie die meinige.“ Gertrud nickte ſachverſtändig. „Guck' einmal, da ſind lauter Zwillingskirſchen, die kann man ſich an die Ohren hängen. Streck' mir deinen Kopf herüber, ſo, noch ein bißchen näher, jetzt haſt du Ohrringe. Wart' einmal, ich hänge mir auch an.“ Da fing ſie an zu lachen. „Weißt du, wer wir jetzt ſind? Der Kaufmann Henne und ſeine Frau. Guten Morgen, Mann. Du, weißt du, warum die immer ſo große goldene Ohrringe tragen, er und ſeine Frau und ſeine Söhne, und glaub' ich noch die Magd? Soll ich dir's ſagen? Ich weiß es von Frau Judith; aber man weiß nicht, ob es auch ſo iſt. Alſo: da war einmal einer von ihnen, glaub' ich, ſein Großvater, der war ſo krank, daß ihm kein Doktor mehr helfen konnte; er mußte bald ſterben und das wollte er noch nicht. Da ging er in den Wald und ſetzte ſich unter einen Baum und ſeufzte ganz laut und ſagte ſo vor ſich hin: „Wenn es doch nur etwas gäbe, das mir

die Krankheit aus dem Leibe zieht. Da ſtehen die Kräuter um mich herum und ſind ſtark und friſch. Wer weiß, was ſie für Kräfte haben? Warum muß ein Menſch krank ſein? Das iſt etwas Fremdes, Böſes. Das iſt wider die Natur."

Da regte ſich etwas neben ihm, und was er für eine große Baumwurzel gehalten hatte, war ein altes Männchen. Das ſtand auf und ſtellte ſich vor ihn hin und ſagte: „Da haſt du recht. Krank ſein muß einer nicht. Aber die Kräuter tun's nicht. Da hilft nur das lautere Gold, das ganz tief aus der Erde kommt." Da griff es in ſeine Kitteltaſche und holte ein paar große, goldene Ohrringe heraus. „Die mußt' du in den Ohrläppchen tragen," ſagte er. „Die ziehen dir die Krankheit aus dem Leibe. Das reine Gold verzehrt alle böſen Säfte."

Der alte Kaufmann Henne beſah ſich die Ohrringe. Sie waren groß und ſchwer, kein Menſch trug ſolche. Was würden die Leute ſagen zu dem ſonderbaren Schmuck? Aber das war ja doch einerlei. Wenn man darum geſund wurde. Da ſtach er ſich Löcher in die Ohren und hängte die Ringe hinein. Und, ſagte Frau Judith, dann ſei er ganz ſtramm und aufrecht nach der Stadt zurückgekehrt und habe noch lang gelebt.

Seither müſſen alle Hennes ſolche Ringe tragen. Zuerſt, wenn ſie geboren werden, kleine, und dann immer größere. Wenn einer ſtirbt, begräbt man ſeine Ohrringe beſonders in der Erde. Ein Jahr lang, dann ſind ſie wieder zu gebrauchen, dann hat die Erde alles angezogen. Da war eine Tochter von dem vorigen Henne, die wollte nicht anders ſein als andere Leute und hängte ſich die Ohrringe aus, wenn ſie aus dem Haus ging. Die wurde krank und ſtarb."

„O du," ſagte Georg, „die wäre wohl ohnehin geſtorben." Er nahm ſich den hängenden Schmuck von den Ohren und aß ihn auf. Er war ihm nicht mehr recht geheuer. „Das iſt wohl nur ſo eine Geſchichte."

„Was für ein Unſinn," ſagte Franz, der auch zugehört hatte, „damit iſt gar nichts anzufangen. So iſt's: Als der alte Henne, der vorige, das Haus baute, da drang das Grundwaſſer vom Stadtbach her in den Keller. Da war alles feucht im Haus und ſie kriegten alle miteinander entzündete Augen, nur der Knecht nicht, der hatte kleine, goldene Knöpfchen in den Ohren von ſeinem Taufpaten her.

Da ſagte der alte Henne: „Iſt wenig Gold gut, ſo iſt mehr beſſer," und ließ gleich für die ganze Familie Ringe machen, wie ein guter Schlüſſelring in der Größe. Da wurden ſie geſund, und jetzt iſt das Haus lange trocken, aber jetzt ſind ſie's gewöhnt. „Ja, und wenn ſie einer ablegt, dann zieht ihm irgend was aufs Herz. Die Entzündung," ſagt Jungfer Lieſe, „und dann ſtirbt er."

„Ach, das iſt ja einerlei," ſagte Gertrud. „Das ſind alles ſo Geſchichten. Willſt du gleich die Steine heraustun, Franz! Wenn man einen Kirſchenſtein ſchluckt, wächſt einem ein Baum im Magen. Der zerſprengt einen, dann muß man ſterben. Das ſagt Frau Judith."

„Ach, immer mit eurer Frau Judith. Immer mit eurem Sterben." Franz war ein bißchen erſchrocken. Da tat er ärgerlich: „Wenn ihr ſonſt nichts wißt."

„Die Mutter muß auch," ſagte Georg. Das ging ihm heute ſo neben allem her. Nicht als Schmerz gerade. Er war jetzt zehn Jahre alt und als ſie von ihren Kindern ging, in das dunkle Haus ihrer Seele, da war er erſt zweijährig geweſen. Die par ſchattenhaften Züge,

die noch von ihr in ſeinem Herzen lebten, waren immer bläſſer geworden. Da hatte er angefangen, ſich ein neues Bild von ihr zu ſchaffen; abends, wenn er im Bett lag. Das bekam von ihm alle ſchönen freundlichen, ſtarken und liebenswerten Züge zugeteilt, die er irgend an andern Menſchen ſah. Aber auch die Menſchen ſeiner Umgebung arbeiteten an dem Bild, und fügten traurige, mitleidenswerte, grauſige und ſogar ſchuldige Züge hinzu. Da mit einem Wort und dort mit einem. Das gab eine Miſchung von Wonne und Grauſen in die Gedankenwelt des kleinen Buben hinein. Es war nur ein Traumbild, das ihm ſterben wollte. Aber es war ihm nun doch, als ob er nie mehr abends unter der Decke ſeine ſtillen Fäden in Furcht und Liebe zu dieſem Bild hin ſpinnen könne. Es gab doch auch eine Leere. Er wußte nichts, das an deſſen Stelle treten könne. Er konnte mit niemand davon reden; am Tag dachte er auch nur ſelten daran; nur heute ging der Gedanke ſo mit ihm. Darum fing er immer wieder davon an.

„Das kann man noch nicht wiſſen," ſagte ſein Bruder Franz. „Wir müſſen noch Kirſchen brechen zum Heimbringen. Gib einmal den Korb herauf, Lore."

„Lore! Die ſchläft ja wohl?" Nein, das tat ſie nicht. Sie hatte ſich aus den trockenen, harten Kirſchen eine breite, prächtige Halskette gemacht, immer einen Stiel neben den andern mit rotem Garn gebunden. Die hatte ſie nun umgehängt, gerade als ſie gerufen wurde. Das mußte zuerſt in Ordnung ſein.

„Da," ſagte ſie dann. „Nein, ich ſchlafe gar nicht. Guckt einmal. Bin ich nicht ſchön?" Sie ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und drehte ſich einmal im Kreiſe.

Doch, das war ſie. Das ſahen auch die anderen. Wie die roten, ſchimmernden Früchte um den weißen Hals lagen, der, gleich den Armen, entblößt war; wie die loſen, rotblonden Haare auf das hellblaue Kleidchen fielen. Nein, ſie wußten nicht ſo recht, warum Lore ſchön ſei; ſie fühlten es mehr. Sie war ſolch ein kleines, feines, leichtes Ding. Es tat nichts, daß ſie in der Schule ſelten etwas recht konnte, und auch nicht, daß ſie bei den Spielen immer zimpferlich tat. Sie mochten ſie doch gern dabei haben. „Wißt ihr was?“ ſagte Franz einmal, „zum Wegblaſen iſt ſie. Wie Mehlſtaub iſt ſie,“ ſagte er und wählte den Vergleich aus ſeinem künftigen Handwerk, „man muß nur blaſen, dann fliegt ſie.“ „Nein,“ ſagte Georg, „wie ein Löwenzahnſtengel; wenn man bläſt, fliegen die Samen hinaus, und ſo fliegt ihr Haar, aber Lore ſelber? Die ſteht doch feſt auf den Füßen.“ Er war gründlicher, er konnte nicht recht ſolch ungenaue Vergleiche leiden.

Franz ſah von ſeinem hohen Sitz aus wohlgefällig auf Lore herunter. „Du Krott,“ ſagte er. Das ſollte eine Schmeichelei ſein; ſo faßte ſie es auch auf. Sie lachte vergnügt und hüpfte ein paar Schritte gegen den Abhang zu. Da ſah man den ſteilen Weg hinunter und weit über das Tal hin. „O,“ rief ſie und drehte den Kopf zurück, „da kommt Lude. Der rennt, was er kann. Jetzt iſt er an den Staffeln. So rennt kein Menſch ſonſt den Berg herauf. „O, jetzt verliert er ſeinen Schlappſchuh. Schon wieder! Jetzt nimmt er beide in die Hand und läuft in den Strümpfen.“

Lude war der Bäckerlehrling. Es war ſchon bemerkenswert, daß er es ſo eilig hatte, er gehörte im gewöhnlichen Leben nicht gerade zu den Haſtenden. Er

war klein und rund und ſah meiſtens ſchläfrig aus. Er wollte ſicher etwas anderes, als etwa Kirſchen brechen.

Ein paar mal ſtand er ſtill und ſchnappte nach Luft, dann trabte er vollends weiter den ſteilen letzten Stich herauf. Nun kam er heran. „Was iſt, Lude?“ Sie fragten alle miteinander. Da ſtieß er unter Puſten und Schnauben heraus: „Heimkommen ſollet ihr. Aber ſchnell; was ihr laufen könnt. Ihr müſſet verreiſen. Es iſt, es iſt, da hin, wo, wo die Frau iſt. Euer Vater hat ſchon ſeine ſchwarzen Hoſen an; er geht auch mit.“

Da waren ſie ſchon vom Baum herunter und rannten davon. Keines von ihnen ſagte ein Wort. Was war da zu ſagen? Da war etwas zu erleben. Der Vater hatte die ſchwarzen Hoſen an. Und ſie ſollten dorthin reiſen; das war etwas Wirkliches, das war nicht mehr nur Gerede und ausgemaltes Phantaſiewerk. „So wart doch, Georg,“ rief Gertrud, als ſie den langen Sprüngen ihres Kameraden nicht mehr nachkam; „du rennſt auch gar zu arg.“ Da blieb er ſtehen und ſah ſich um, aber nur einen Augenblick. „Du gehſt ja doch nicht mit,“ ſagte er, und dann rannte er weiter, bis ins Tal und bis nach Hauſe.

Da hatte auch Gertrud ihr Erlebnis des Tages, das ſie nicht vergaß. Da war eine Sache, das nur ihn anging, ſie nicht, und die ſie nicht mit ihm teilen konnte.

Da hatte ſie einen ſchweren Satz aus dem Katechismus des wirklichen Lebens zu lernen. Er handelte davon, daß kein Menſch dem andern überall hin folgen kann und daß man ſich darin ergeben muß, zu Zeiten draußen zu ſtehen, während der andere, mit dem man gleichen Schritt halten möchte, drinnen im Haus ganz allein ein

Stück weiter lebt, in Luſt oder Leid, oder in Mühe, die beides in ſich ſchließt.

Sie lernte heute nur die äußeren Umriſſe davon. Es war ſchon dafür geſorgt, daß ſie ſpäter wieder und wieder daran zu lernen hatte. Es war auch für heute ganz genug. Das geht nicht nur ſo wie eine Kopfarbeit. Sie ſtampfte mit dem Fuß auf aus einem machtloſen inneren Grimm heraus. Und dann fing ſie an zu laufen, daß die Röcke flogen. Nach Haus, nach Haus. Sie wollte nicht ſo allein zurückbleiben. Lore? ja, die ſtieg behutſam hintendrein; und oben im Kirſchbaum ſaß Lude, der ſich für die vorige Eile durch einen behaglichen Schlendrian und einen Schmaus bezahlt machen wollte. Aber ſie war dennoch allein.

Darum lief ſie, was ſie konnte, daß ſie nach Hauſe kam.

Der Bäcker Ehrenſperger hatte nicht nur die ſchwarzen Hoſen an, die dem Lude ſolchen Eindruck gemacht hatten, ſondern auch die Weſte und den Rock. Er ſah unbehaglich und hilflos genug aus in dieſem feierlichen Anzug, der ihm doch von Jungfer Lieſe als paſſend und erforderlich für die heutige Fahrt aufgenötigt war. An der Weſte hatte ſie findig das Rückenfutter auseinandergetrennt; das klaffte nun unter dem Rock; da ſchloſſen vorn die Knöpfe über Bruſt und Bäuchlein. Aber der Rock. Der war nach allen Seiten hin zu eng. Vorne ſtand er weit offen. Aber am Rücken und an den Schultern verſpürte der Mann ein beſtändiges Ziehen und Drücken. Ihm war, als knacke da und dort etwas. Das waren wohl die Nähte? Es war ihm unbehaglich zu Mute. Innerlich und äußerlich. Die Reiſe ſchuf ihm auch ein Mißbehagen. Er war nicht aufs Abſonderliche, Tragiſche angelegt. Und dies hier war abſon-

derlicher als alles, was er bisher erlebt hatte. Denn hin und her beſehen, was ſollte er dort? Er hatte immer unweigerlich bezahlt, was die Sache koſtete. Aber, noch einmal, perſönlich gefragt, was ſollte er dort? Es war ihm unzweifelhaft unbehaglich zu Mut. Da war ſolch' eine fremde, andersartige Welt; ſo eine gewiſſe, geiſtige Macht, eine düſtere, tragiſche. Es war ihm, als ſollte er mit Geiſtern aus dem Jenſeits in Verbindung treten. Wie ſollte er ſich da benehmen? Was ſollte er ſagen? Er hätte gern einen tüchtigen Kuchen eingepackt und ſich mit dieſer Gabe von der perſönlichen Verpflichtung gelöſt, der er ſich unterworfen fühlte. Aber das war ja wohl nichts. Wie hatte es in dem Eilbrief geheißen, der vor einer Stunde in den Vormittagsnicker des Meiſters hereingefallen war?

„Ihre Frau, von deren Krankheit Ihnen bereits Anzeige gemacht iſt, hat, nicht ganz ungewöhnlicherweiſe, noch eine faſt vollſtändige Klärung ihrer Sinne erlebt und verlangt in dieſem wachen Zuſtand nach Mann und Kindern. Sollten Sie, wie anzunehmen iſt, dieſem Wunſch zu entſprechen gedenken, ſo wird es gut ſein, dies unverzüglich zu tun, da die Kranke ihrer Auflöſung in den nächſten vierundzwanzig Stunden entgegengeht."

Dieſem Ruf war nicht zu entgehen. Den letzten Wunſch eines Sterbenden muß man erfüllen. Das wurzelt tief im Volk, im Menſchen überhaupt. Es iſt wohl die unbewußte Hochachtung vor der Majeſtät des Todes. Der Menſch, der vor ſolch einem Gegner ſteht, iſt ernſt zu nehmen und nimmt ſich ſelber ernſt.

Ja, er mußte hin.

Da kamen die Buben an, und bekamen, mitten in der Woche, friſche Hemden, und wurden mit den Sonn-

tagsanzügen bekleidet. Und Jungfer Lieſe ging geſchäftig hin und her und ſteckte ihnen noch ein Extrataſchentuch ein. „Ihr werdet's brauchen," ſagte ſie.

Dann gingen ſie zur Bahn und wagten alle drei nicht umzuſehen auf der Straße und gingen ungelenk dahin, wie Leute tun, die ſich beobachtet fühlen. Denn unter den Türen der Werkſtätten, und auf den Hausſtaffeln, und unter den Fenſtern erſchienen die Nachbarn und ſtießen einander an und flüſterten vernehmlich: „Da gehen ſie. Es iſt eine Erlöſung. Es iſt eine Wohltat, daß die Frau ſtirbt. Aber hinreiſen? Da können ſie etwas Schönes erleben. Nicht für hundert Mark in ſo ein Haus." Und die andern ſagten: „Da können ſie nicht anders. Es ſtirbt eins nur einmal."

Durch das Getuſchel hindurch gingen die drei, mit verlegenen Geſichtern, und waren froh, als ſie in der Bahn ſaßen.

Sie ſprachen unterwegs nicht viel miteinander. Hie und da fing einer der Buben etwas an. Aber der Vater gab nicht recht Antwort. Wie mochte ſie ausſehen, ſeine Frau? Was konnte ſie mit ihm reden wollen? Er hatte ſie einſt gern gehabt; ſie war ein feines, blühendes Mädchen und eine fleißige, rührige, mütterliche junge Frau geweſen. Aber als das Unglück geſchah und dann die Krankheit kam, ja, er hatte ihr wohl ſo ein bißchen Vorwürfe gemacht damals; („das hätte ein anderer auch getan," dachte er), da hatte er nichts mehr mit ihr anzufangen gewußt. Seitdem war ſie ihm wie geſtorben. Und nun lebte ſie noch einmal auf und wollte mit ihm reden.

Das ging rundum mit ihm. Da konnte er nicht auf die Fragen ſeiner Söhne hören.

Und als, kurz vor dem Eintritt durch das eiſerne Tor, ſchon das Haus mit den Gitterfenſtern vor Augen, Franz ſeinen Rockflügel ergriff und ſagte: „Könnte ich nicht lieber draußen warten? Ich, ich möchte lieber nicht mit hinein," da kam es ihm vor, als ob die Kinder doch wohl nicht recht auf den Beſuch bei ihrer Mutter vorbereitet ſeien.

Und er wollte noch raſch ſeiner Pflicht Genüge tun, als Mann und Vater, und gab ſeinem Lieblingsſohn, obgleich er ihm ſeinen Wunſch mehr als nur nachfühlen konnte, eine Ohrfeige, daß ihm der Hut aufs Pflaſter fiel, und ſagte: „Was? Draußen bleiben? Das könnte dir paſſen. Du gehſt mit hinein, ſag' ich und beſuchſt deine Mutter, wie ſichs gehört. Bleib' ich vielleicht draußen?" Und er fühlte ſich nach dieſer Tat und Rede ſicherer und erhobener als zuvor.

Da ſchritten ſie miteinander durch das Tor und gingen über Treppen und lange Gänge, und hörten unterwegs allerlei Töne, die ſie nicht verſtanden und die ihnen Herzklopfen machten, weil ſie nicht wußten, von welcherlei Weſen ſie kamen. Und dann tat ſich ihnen eine Tür auf; helles Licht kam durch das breite, geöffnete Fenſter in den Raum, den ſie betraten; und Georg Ehrenſperger, der Jüngſte, der von allen Dreien am meiſten mit Herz und Sinnen dabei war, dachte mit Staunen, daß Meiſter Nöſſel, der Flickſchneider auf dem Turm, nichts Rechtes gewußt habe.

Denn er hatte geſagt, daß die Mutter im Dunkeln ſitze und warten müſſe, bis ihr Gott das Licht wieder anzünde.

Und hier war helles Licht.

Oder? Oder war das bereits wieder angezündet?

Aber es war helles, gewöhnliches Tageslicht, ſolches, in dem alle Menſchen wandeln. Es war gar nichts Abſonderliches dabei.

Auch die Frau, die in den weißen Kiſſen ruhte und ihnen entgegenſah, war weder ſo beſonders ſchön noch ſo beſonders ſchrecklich, wie das abendliche Phantaſiegebild, das die Stelle einer Mutter bei ihm vertreten hatte, wechſelsweiſe geweſen war.

Sie hatte ein weißes, ſanftes Geſicht, und Augen, in denen das ganze Leben zuſammengedrängt ſchien, ſuchende, bittende, hungrige Augen; man wußte nicht, ob ſie lachen oder weinen, ſich fürchten oder ſich freuen wollten. Es war wohl das alles miteinander, und löſte ſich in raſchem Wechſel in ihrer Seele ab. Sie hatte geſcheiteltes Haar; links und rechts hing ihr eine Flechte davon über die Schulter und lag auf ihrer Bruſt, blond und ſilbern gemiſcht und verlor ſich unter der Bettdecke.

Die Hände hatte ſie ſchwer auf der Decke liegen; da hob ſie mit Mühe eine davon zum Willkomm, und ließ ſie wieder fallen. „Da ſeid ihr," ſagte ſie. „Das ſeid ihr? ach!" Denn ſie hatte kleine, zwei- und vierjährige Kinder verlaſſen. Die waren ihr wieder ans Herz getreten, als ihr Ich zu ſich ſelber kam. Nun ſtanden ein par ſonnverbrannte, halbwüchſige Buben an ihrem Bett, und traten näher, als ihnen ihr Vater einen kleinen Puff von hinten her gab, und machten verlegene Geſichter.

„Grüß Gott," ſagte der Kleinere und ſah ſie ſo von unten herauf an. Da fand er, daß hier nichts zu fürchten ſei, und daß er ſchon lang mit dieſer Frau zuſammengelebt habe, irgendwie und wo. Und auch, daß ſie ſowohl mit Frau Judith, als mit der Rektorin Cabiſius

irgend eine Ähnlichkeit habe; er beſann ſich nicht, welche, er fühlte ſie nur. Vor denen aber war er längſt nicht mehr ſcheu. Da war er es auch vor ihr nicht mehr. „Ich glaube doch,“ ſagte er ſpäter, als er ſich ſelbſt beſſer verſtand, „ich glaube doch, daß mir damals einen Tag lang meine Mutter gehört hat, wie eine Mutter ihrem Kind gehört, und ich auch ihr.“

Denn es währte an jenem Tag nicht lange, da ſaß Georg auf dem Bettrand und hatte ſeine rauhe Bubenhand in die feine, weiße, heiße Hand ſeiner Mutter geſchoben. Und ſie holte die eine und andere Frage aus ſich heraus, Fragen, wie ein Kind ſie tut, und ſah ihn an, als trinke ſie etwas Langentbehrtes, Friſches aus ſeinem Geſicht und aus ſeinen Reden.

Der Bäcker Ehrenſperger war froh, daß er nicht viel zu ſagen brauchte. Sie waren Beide etwas hilflos, als ſie verſuchen wollten, einander ein Wort zu ſagen. Die Frau bekam einen Augenblick eine heiße Röte in die Wangen; er war ihr fremd geworden, er war wohl nie ſo recht ein Teil ihres Weſens geweſen. Da ſetzte er ſich auf einen Stuhl, der am Fenſter ſtand und ſah mit Erleichterung, daß Georg die Sache in die Hand nahm. Er ertappte ſich nach einer Weile darauf, daß er die Daumen umeinander drehte. Das war ihm ſo zur Gewohnheit geworden; ſo oft er in Ruhe daſaß, tat er ſo. Da hörte er erſchreckt auf; es war wohl nicht paſſend heute. Aber nach ein paar Minuten fing er wieder an. Die Uhr auf dem Türmchen, das zwiſchen den Bäumen herausblickte, zeigte auf ein Uhr. Da ſtand er auf und ſagte, er wolle mit den Kindern gehen, etwas zu eſſen. Franz griff nach ſeinem Hut, er war mehr als Georg Fleiſch von ſeines Vaters Fleiſch; er wußte

hier auch nicht recht etwas anzufangen. Georg rührte ſich nicht. „Laß mich da," ſagte er. Da leuchtete aus den Augen der blaſſen Frau ein Strahl, als ob ein helles Licht ſich darin ſpiegele, und ſie drückte in ihrer Schwachheit leiſe die Kinderhand, als ob ſie ſie feſthalten wolle für immer. Ihre Gedanken gingen wohl nicht weit hinaus. Jetzt war immer.

Da ließen ſie ihn ſitzen und gingen.

Sie kamen lang nicht wieder.

Als ſie wiederkamen, hatte Georg eine kleine Mundharmonika an den Lippen, die er meiſt in der Taſche bei ſich trug. Er blies darauf, weich und ſachte, als ob er fühle, daß hier herein keine lauten Töne paßten. Es war keine eigentliche Melodie, es war nur ſo ein Tonreigen, nicht tonreicher, als das Geplätſcher eines Bächleins iſt. Aber ſie waren froh dabei, beide.

„Willſt du wohl?" ſagte der Vater, „das fehlte noch, Muſik machen."

Da lächelte die Kranke. „Nein, laß ihn," ſagte ſie, freier als zuvor, „er hat mir geſagt, daß er etwas werden will, bei dem man Muſik machen kann. Laß ihn."

Dann ſah ſie aus, als ob ſie einſchlafen wollte.

Georg hielt ihre Hand und fühlte, wie die Pulſe in den Fingerſpitzen pochten, als ob das Leben überall da innen gegen die Wände ſtieße und heraus wolle. Und einmal klopfte es hart und ſtark unter der leichten Decke der Mutter, „klopf, klopf, klopf."

„Mutter, was klopft ſo bei dir?" fragte er.

Er ſagte heute in jedem Satz „Mutter."

„Das iſt mein Herz," ſagte ſie müde.

„Laß einmal hören." Da legte er ſeinen runden Bubenkopf auf die Decke. Sie lächelte.

Sie lächelte auch noch, als die Wärterin wieder hereinkam und zu dem Mann ſagte: „Sehen Sie doch,“ und den Buben von ihrer Bruſt wegnahm und auf den Boden ſtellte.

„Bſt,“ ſagte er, „es klopft nicht mehr. Ich habe den Kopf draufgelegt, jetzt hat es aufgehört.“

Aber er wußte nicht, was das war.

„Nein,“ ſagte die Wärterin, „es klopft nicht mehr.“

Da hatte nun der Mann mit der Axt, der Tod, den letzten Hieb getan. Da hatte der Bewohner nicht mehr ſeines Bleibens in dem Haus. Es tat ihm auch nicht mehr not.

Er hatte heute ein freundliches Licht und eine kleine, keimende Liebe geſehen, und die Augen waren ihm davon groß und froh geworden.

Nun waren ſie ja wohl ſtark genug, in eine Flut von Licht und in eine große, überwallende Liebe zu ſchauen, die in dem neuen Haus auf ihn warten mochten.

Aber unſere Sprache hat kein Wort, davon zu reden.

* * *

Die Stadtzinkeniſten hatten den Trauerchoral vom Wiblinger Kirchenturm geblaſen und waren eben die Treppe hinuntergepoltert, um nun auch auf dem Weg zum Kirchhof zu blaſen. Es war nächſtens Zeit, ans Läuten zu gehen.

Die beiden Freunde, der Korbmacher Hollermann und der Turmwächter Nöſſel, hatten ſtill zugehört und in wandernden Gedanken der Lebenden und der Toten gedacht und daß ſie wohl alle in guten Händen ſeien und alle einmal mütterlich nach Hauſe geleitet werden.

Sie hatten es nicht beredet; ſie wußten einer des andern Gedanken auch ohne das.

Da griff der Turmwächter auf den Sims über dem einen Fenſter und holte da ein Buch herunter und las, da ſchon auf der Straße unten der ſchwarze Wagen über das Pflaſter raſſelte, eine Stelle, die angeſtrichen war und bei der ein getrocknetes Kräutlein lag:

„Denn die Welt iſt vor dir wie ein Stäublein an der Wage und wie ein Tropfen des Morgentaus, der auf die Erde fällt.

Aber du erbarmſt dich über alles; denn du haſt Gewalt über alles.

Denn du liebeſt alles, was da iſt, und haſſeſt nichts, das du gemacht haſt; denn du haſt ja nichts bereitet, dazu du Haß hätteſt.

Wie könnte etwas bleiben, wenn du nicht wollteſt? oder wie könnte erhalten werden, das du nicht gerufen hätteſt?

Du ſchoneſt aber aller; denn ſie ſind dein, Herr, du Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geiſt iſt in allen!“

Als er das geleſen hatte, nickte er zufrieden mit dem Kopf und legte das Buch wieder an ſeinen Ort.

„Da brauchen wir uns ja nicht weiter den Kopf zu zerbrechen,“ ſagte er. „Da verſammeln ſie ſich nun allmählich, da unten um die weiße Kapelle her, und liegen ganz ſtill, ein jedes an ſeinem Ort. Und haben viel Qual und Unruhe hinter ſich, und Sorgen, und haben viel Umwege gemacht, da man nicht wiſſen könnte, ob ſich auch nur eins von ihnen nach Hauſe findet, wenn das nicht wäre, davon hier geredet iſt: „Denn ſie ſind dein, du Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geiſt iſt in allen.“

„Ja," ſagte Hollermann und ſetzte die Schildkappe auf, um zu gehen, „es wird uns ja wohl zu gut gehalten werden, daß wir davon reden als einfältige Leute, die wohl wiſſen, daß unſer Herrgott ein ganzes Stück klüger iſt als wir.

Nämlich, daß wir das nicht in unſer Herz hineinbringen, das mit dem großen Unterſchied drüben, der nicht auszuſagen ſei und nicht aufhöre; und das mit dem Gedanken, daß Gott es mit etlichen ſeiner Kinder in alle Ewigkeit nicht mehr zurecht bringe und ohne ſie leben müſſe in ſeiner himmliſchen Herrlichkeit und Pracht. Da man ihm doch zutrauen möchte, daß er ſie alle herausholen möchte aus Sumpf und Feuer und dem Tod und ſie endlich einmal bei ſich zu Haus ſein laſſe, wenn's genug iſt mit der Plage."

Der Flickſchneider hatte die Brille eingeſchoben und ging mit ſeinem alten Kameraden das Treppchen hinab zum Läuten. „Wir haben wohl nicht ſo den Verſtand," ſagte er. „Das liegt uns nur ſo im Gemüt. Etliche ſagen, die Bosheit ſei allzugroß, und etliche wieder anders; es ſei, als ob drüben die Geiſter ineinander flöſſen, wie die Bäche in die Flüſſe, und die Flüſſe ins Meer, da man die Waſſer nicht mehr unterſcheidet und alles ein großes Wallen iſt. Aber das iſt uns nicht bekannt und das wird auch ſo recht ſein, damit wir unſeres Weges gehen wie die Kinder, und nicht gar ſo klug ſein wollen."

Da ließen ſie die große Frage, die ſie nicht um der Frau willen allein aufgeworfen hatten, der das Läuten galt, ſondern die je und je ihre Herzen bewegte in Hoffnung und demütigem Vertrauen.

Unten bliſen die Stadtmuſikanten einen Trauermarſch aus aller Kraft ihrer Lungen, und gingen die

Ehrenſpergersbuben hinter dem Sarg her mit neuen Kleidern und Blumenſträußen, und ſchritt der Bäckermeiſter zwiſchen zwei Anverwandten einher, ernſthaften Geſichtes und in einem Rock, der breit und weit genug war, als ein ſtattlicher Witwer, und ging Jungfer Lieſe in der Zahl der Frauen als leidtragende Verwandte des Hauſes, das Taſchentuch zwiſchen den Händen. Es war alles, wie es ſein mußte, denn das Beſondere, das um die Frau her war, das hatte der Tod ausgelöſcht.

Gertrud ſtand in der Reihe mit den ſingenden Schulkindern; und als ſie ihren Kameraden ſah, der mit einem merkwürdig erloſchenen Geſicht nach dem ſinkenden Sarg blickte, da war es ihr doch, als müſſe ſie neben ihm ſtehen, als gehe das gar nicht anders an. Und ſie verſtieß gegen alles Herkommen, wie das raſch und lebhaft empfindende Menſchen zuweilen tun, und ſchob ſich leiſe, einen Schritt um den andern, zwiſchen den Männern des Gefolges und etlichen Cypreſſen und Grabkreuzen durch, bis ſie dicht hinter Georg ſtand und ihn ſachte am Ärmel zupfte. Jungfer Lieſe warf einen vernichtenden Blick nach ihr und vergaß einen Augenblick, zu ſchluchzen.

Aber das ſchadete nichts. Darum hatten die zwei Kinder doch zu dieſer Stunde einen Teil aneinander, und konnten das dunkle Kapitel des Lebens, das ſie nicht recht verſtanden und das hier ſeinen Schlußpunkt erhielt, ſchließen laſſen, um ſich nach Kinderart ihrem eigenen Weg zuzuwenden. Sie nahmen etwas von dem Vergangenen mit da hinein und holten es hie und da geſprächsweiſe heraus, wenn ſie im Dämmer beiſammen waren. Aber das Düſtere daran, das ging nicht mit. Das zerfloß im Nebel, nur das Lichte, Freundliche blieb. Es war den Kindern doch ſpäter, als hätten ſie einmal

Mütter beſeſſen. Das machte, daß ſie das Wenige, das ſie von dieſem Schatz beſaßen, miteinander zu teilen wußten, da wuchs es daran.

Achtes Kapitel

„Mutter," ſagte Lore, das Kind der Putzmacherin Maute, „du mußt ſchnell was anziehen. Da kommt die Frau Rektor Cabiſius aufs Haus zu. Sie macht ſo kurze, raſche Schritte, wie ein Mädchen geht ſie und iſt doch ſchon eine alte Frau. Das heißt, wenigſtens hat ſie ganz graues Haar. Und überall hält ſie den Rockſaum hoch; ſieh' mal, Mutter, da iſt doch tiefer Schmutz auf der Gaſſe, und ſie hat nie ein Tüpfelchen Schmutz an ſich." Lore ſaß am Fenſter und ſah in den kleinen Straßenſpiegel, der da angebracht war und durch den man alles beobachten konnte, was draußen vorging, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Ihre Mutter ſaß ihr gegenüber. Sie hatte die Haare auf Papilloten gewickelt und war mit einer Nachtjacke bekleidet, die, der fehlenden Knöpfe wegen, am Hals mit einer blitzenden Hutagraffe zugeſteckt war. Sie hatte eben noch an einem beſtellten Samthut geſtichelt; nun ſtand ſie auf und ging ins Nebenzimmer. „Sag', wenn ſie kommt, ich käme ſogleich," ſagte ſie im Hineingehen. „Und, Lore, räum' noch raſch ein bißchen auf." Denn es fiel ihr nun plötzlich auf, daß das Waſchgeſchirr noch auf dem Tiſch ſtand und Kämme und gebrauchte Kaffee-

taſſen ſich mit Seidenbändern und Hutformen auf der Kommode breit machten. Da nahm das Mädchen einen Anlauf und trug einiges ins Nebenzimmer. Dort ſtellte ſie es auf den Boden. Und anderes ſtreifte ſie mit raſcher Hand in eine geöffnete Schublade; und fuhr mit einem Pfauenwedel über die Kommodenplatte und legte raſch eine Decke auf den Tiſch. Es ſah nicht mehr ſo übel aus im Zimmer, wenn man nicht gerade kritiſch hinſah.

Da klopfte es, und als die Frau Rektorin eintrat, kam ihr Lore entgegen, friſch und zierlich, wie ein Bachſtelzchen und bat, Platz zu nehmen, nur einen Augenblick zu warten, da die Mutter ſogleich kommen werde. Sie habe nur etwas Notwendiges zu ſchaffen, das gleich erledigt ſei. Darauf ſetzte ſie ſich wieder an ihren Fenſterplatz und hob ſittig an, zu häkeln. Irgend etwas Zartes, Zierliches, es gab einen Halskragen, das konnte man ſchon erkennen.

Die Uhr tickte, es war ſtill im Zimmer. Draußen rieſelte der Regen herunter und klopfte hie und da ein wenig an die Fenſterſcheiben. Von der nahen Kirche her hörte man vereinzelte Orgeltöne; irgend ein muſikbefliſſener Unterlehrer übte ſich da.

Die Frau Rektorin ſaß und ſah nachdenklich aus.

Sie ſah dem Spiel der feinen Hände des Kindes da auf dem Fenſtertritt zu. Es war eine wahre Freude, zuzuſehen.

Warum machte ſich nur Gertrud nichts aus ſelbſtgehäkelten Halskragen? Warum war ſie ſo ganz anders als alle Mädchen, die die Frau Rektorin kannte?

Sie ſaß in ihres Großvaters Studierſtube und lernte Latein von ihm. Ja, Latein. Und ihre Großmutter

richtete jetzt und immer die Frage an das Weltall, was ein Mädchen mit Latein zu tun habe? Aber hier war niemand, der ihr Antwort gab.

Sie, nämlich Gertrud, war groß und ſtark für ihr Alter und hatte ein kluges, etwas breites, offenes Geſicht, und ihre Bewegungen erinnerten etwas an die einer jungen Dogge.

Sie war die Freude der beiden Alten. Ja, unſtreitig auch die ganze Freude ihrer Großmutter. Aber das verhinderte nicht, daß die Frau Rektorin in einer eiferſüchtigen Regung „ihres Nächſten Schönheit“ begehrte; nicht für ſich, für das Kind, und daß ſie innerlich bereit war, etwas von „der unnötigen Gelehrſamkeit, mit der ſie mein Mann füttert“, dafür dranzugeben.

Sie hatte jetzt nicht lang Zeit, ſich den Tauſch auszudenken, denn nun kam die Putzmacherin herein und fing ſogleich eine wortreiche Entſchuldigung an, daß ſie habe warten laſſen. „Es iſt immer ſo vieles im Haushalt, wenn man alles ordentlich haben will,“ ſagte ſie, und vielleicht glaubte ſie es in dieſem Augenblick ſelbſt, daß ſie alles ordentlich haben wolle, obgleich ſie ſoeben aus ihrer Schlafſtube kam, in der das Chaos herrſchte.

Und dann fing ſie an, mit Hutformen, Samt und Spitzen zu hantieren und Lore verließ ihren Fenſterplatz und ihre Handarbeit, um bald die Stecknadeln, bald eine Schere, bald das Metermaß zu ſuchen. Denn die Frau Rektorin ſollte mit einer neuen Winterkopfbedeckung verſehen werden. Das war aber ſo, daß die neue der alten immer noch ein wenig ähnlich ſein mußte, und es gehörte eine gewiſſe Kunſt dazu, einen neuen, haubenähnlichen Hut, (oder eine hutähnliche Haube, was in der Wirkung auf eins herauskommt,) zu ſchaffen, der weder modern

noch altmodiſch, weder ärmlich, noch großartig war. „Sondern der," ſagte die Frau Rektorin, „auf meinen eigenen Kopf paßt und nicht auf den von hundert anderen Menſchen."

Ja, das war immer eine Art von Kunſtwerk, ſo einfach es ausſah und Frau Maute war die Erſte und Einzige, die die ſchwierige Frage mit einer Art von Genialität zu löſen wußte. Es gibt allerlei Bande, die ſich um die Menſchen ſchlingen, und das Geſchick der Frau Maute, einen äſthetiſch befriedigenden Hut für die Frau Rektorin herzuſtellen, war ſo eine Art von Band, das die beiden Frauen nach einer gewiſſen Richtung hin umſchloß.

Aber es war ein Band, das im Begriff war, ſich zu löſen.

„Das wird nun der letzte Hut ſein, den ich der Madam Cabiſius mache," begann die Putzmacherin das Geſpräch. (Sie war nicht davon abzubringen, ihre honorigeren Kundenfrauen mit Madam' zu titulieren und die Rektorin Cabiſius ließ ſich das nun allmählich gefallen, weil Widerſpruch nichts nützte und der Klügſte nachgibt.)

„Was, den letzten?" fragte ſie. „Das muß merkwürdig zugehen. Entweder ſterb' ich bald, oder ſterben Sie bald, oder, was iſts? am Ende iſt Maute wieder aufgetaucht und Sie gehen mit ihm und dem Kind nach Amerika, wohin er damals verſchwunden ſein ſoll?"

„Ach, Madam Cabiſius ſcherzen. Madam Cabiſius wiſſen wohl, daß Maute für mich abgetan iſt. Und wenn er auch mit Gold überzogen käme, und kniete hier vor mir nieder, da, wo Madam Cabiſius ſitzen, ich ließ' ihn knieen. Ich nähme das Kind an der Hand und ſagte: „Maute, du weißt, daß du mich verlaſſen haſt.

Keine Widerrede, das haſt du. Ich habe das Kind und mich ernährt und werde es ferner ernähren und brauche dein Gold nicht. Und dann würde ich ihm die Tür aufmachen. ‚Bitte, hier iſt die Tür,‘ würde ich ſagen.“

Und damit machte ſie ein paar Schritte nach der Tür hin, um ſie für den Abzug des imaginären Maute zu öffnen, beſann ſich aber und kehrte wieder um. Lore ſtand mit aufgeſtützten Armen am Tiſch und ſah und hörte dem Schauſpiel zu, das ſie offenbar nicht zum erſten mal genoß.

Die Rektorin zupfte Frau Maute am Ärmel. „Das Kind,“ ſagte ſie mahnend.

„Ja, das Kind, das iſt noch mein Troſt. Ich ſag's alle Tage: Lore, du biſt mein Troſt, denn ich bin eine verlaſſene, unglückliche Frau.

„Ich bin viel zu ideal, das iſt mein Hauptfehler.“

„Ja, aber warum wollen Sie mir keinen Hut mehr machen? Das möcht' ich wiſſen.“

Denn die Rektorin war über dieſen Punkt noch ebenſowenig aufgeklärt, als wir es ſind.

„Alles wegen des Kindes, Madam Cabiſius. Denn das Kind iſt alles, was ich habe, und es ſoll glücklicher werden, als ſeine Mutter. Das ſag' ich immer: Lore, du ſollſt glücklicher werden als ich.

Darum habe ich beſchloſſen, nach Tübingen zu ziehen. Madam Cabiſius müſſen nicht denken, daß es um meinetwillen ſei. O nein, mir iſt alles recht, mir iſt's auch in dieſer kleinen Stadt recht, obgleich faſt niemand Sinn für den höheren Geſchmack hat, außer der Madam Cabiſius, und — noch ein paar wenigen.

Aber dort kann ich mich beſſer aufſchwingen. Ich bin ſo ſehr für den Aufſchwung. Das ſagte ſchon

Maute immer, obgleich ich ſonſt nicht viel auf ſeine Meinung gebe: ‚Henriette, du biſt viel zu ſchwunghaft.‘

Er verſtand mich nicht. Das hat uns getrennt.

Dort kann ich einen Laden mieten und das beſſere Publikum gewinnen. Und vielleicht nehme ich Studenten in möblierte Zimmer, ſpäter dann.“ Frau Maute ſah in dieſem Augenblick außerordentlich ſchwunghaft aus. Man ſah ordentlich ihr Mutterherz durch die Falten ihrer geblumten Bluſe ſcheinen. Denn das mit dem Laden und den möblierten Zimmern geſchah ja nur des Kindes wegen, dem ein beſſeres Los bereitet werden ſollte, und dem zuliebe die Mutter ſich in jede verlangte Höhe zu ſchwingen bereit war.

„Mutter, dein Haar,“ ſagte Lore leiſe.

Denn es hatte ſich ein dünnes, rotblondes Zöpfchen unter den Spitzen des Morgenhäubchens vorgeſtohlen und wippte auf der geblumten Bluſe auf und nieder, alle ſchwungvollen Bewegungen ſeiner Trägerin begleitend.

„O, es iſt mir nicht bange,“ ſagte Frau Maute, und ſchob das Zöpfchen wieder an ſeinen Ort. „Ich kann mit allerlei Leuten verkehren. Wenn ich ſonſt nichts gelernt hätte, ſo hätte ich doch das gelernt. Und nun gar mit jungen Leuten. Wenn man ſelbſt Mutter iſt und das Leben kennt. Ich werde ſie mütterlich beraten, meine Studenten, meine ich. Daran werden Madam Cabiſius nicht zweifeln.“ „Madam Cabiſius“ hatte wohl ſo ihre Zweifel, aber dieſe waren von einer Art, die hier nicht ausgeſprochen werden konnte.

Darum ſchwieg ſie darüber und dachte nur im Stillen: „Ich bin froh, daß Gertrud nicht zu ſtudieren hat. Mütterliche Beratung. Ich danke.“ Und dann bot ſie ihren grauen Kopf her, um ſich das werdende

Kunſtwerk aufprobieren zu laſſen, und ſah unter Samt und Spitzen hervor mitleidig auf das junge Kind, das zu ſeinem Beſten an dem Aufſchwung der Mutter teilnehmen ſollte.

„Soll mich wundern, was ſie aus dem Mädchen macht,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie auf dem Nachhauſeweg mit hochgehaltenen Röcken durch den Schmutz der Straßen ſtieg. „Einreden läßt ſich da nichts. Nun ja. Mit ihren Hüten war ich immer zufrieden. Eine gelungene Perſon, das iſt ſie. Aber ſoll mich wundern, was ſie aus dem Mädchen macht. Ein feines, kleines Ding iſt das.“

Und dann kam ihr mütterliches Herz ins Wallen.

„Ich wollte doch,“ ſagte ſie, aber ſie ſprach nicht aus, was ſie wollte. Vermutlich war ihr der Wunſch aufgeſtiegen, das „kleine, feine Ding“ zu behüten. Wovor? Da eilten ihre Gedanken weit voraus.

Aber das war eigentlich nicht ihre Art ſo. Sie trat feſt auf und machte rüſtige Schritte, als ſie über den gepflaſterten Marktplatz ging. „Das lerne ich allmählich von ihm,“ ſagte ſie entrüſtet zu ſich ſelbſt, „das Vorausdenken. Aber das iſt nichts für mich. Braucht man mich etwa dazu? Ich meine, zur Weltregierung?“ Und ſie ſchüttelte ſich wacker unter dem Regenſchirm und rief ihre ſorgenden Gedanken zur Ordnung. Da kam ſie hellen und heiteren Angeſichts nach Hauſe und fand Gertrud, das Mädchen, das ihr zu gelehrt werden wollte, auf dem Treppengeländer reitend, daß die Zöpfe flogen. Sie ſagte nichts darüber, wie ſie an andern Tagen wohl getan hätte, und wußte auch warum.

Neuntes Kapitel

Kennt ihr das Geſchlecht der Sonntagskinder?

Es hat allerlei Namen. Man könnte es auch das Geſchlecht der Schauenden nennen, oder der Horchenden.

Es hat eine Gabe mitbekommen, die nicht alle haben, von dem Strom heimlichen Lebens zu wiſſen, der unter der Oberfläche aller Dinge hingeht. Die dazu gehören, die ahnen die wunderſame Schönheit, die in die Welt gelegt iſt, und lieben ſie und horchen nach ihr hin. Und weil ſie ſich nach ihr ſehnen, die Leben iſt und Liebe, Licht, Freude und Werdekraft, ſo ſuchen ſie ſie überall.

Im Grauen des Morgens, in der Glut des Mittags, im Wehen des Windes, im Zirpen der Grille im Graſe.

Im Lachen eines Kindes, in einem Männerzorn, in einer jungen, ſtarken Menſchenkraft, im Ringen der Leidenſchaften, in tauſend und tauſend Regungen des Lebens vernehmen ſie etwas von dem tiefen Grund, aus dem das Leben quillt.

Und wenn ein Klang aus jener verborgenen Welt ihr Ohr ſtreift, dann halten ſie den Atem an und horchen ſtill hinein.

Manchem von ihnen iſt es gegeben, in Tönen davon zu reden, manchem in Bildern, in der Glut der Farben oder in beredten Linien, manchem in Worten.

Aber nicht allen. Es ſind viele, die tragen den empfangenen Glanz ſtill in ſich herum und die Welt weiß nichts davon. Oft ſind ſie arm und unſcheinbar, und oft macht ſie die innere Fülle ungelenk, ſteif und wortarm nach außen. Aber was ſchadet das? Wer ihnen zu

rechter Stunde in die Augen ſähe, der ſähe in einen tiefen See, in dem ein Schatz verborgen liegt.

* * *

Der alte Korbmacher Hollermann war keiner von denen, die die Welt mit Harmonien füllen. Aber ſeine Seele war voll von einer Muſik, die niemand gehört hatte, obgleich an warmen Abenden, wann die Fenſter ſeines Häuschens offen ſtanden, die Töne ſeiner Flöte, der ererbten Großvatersflöte, über die Äcker hin und über die Landſtraße und zu den wenigen Häuſern, die hier draußen an der Landſtraße ſtanden, hinflogen. Das, was aus der Flöte ſtrömte, das war das, was an die Oberfläche drang. Aber wie wenig war das im Vergleich zum Ganzen. Wenn er ſo daſaß, mitten zwiſchen ſeinen Weidenkörben und Hühnerkäfigen, auf dem niedrigen Drehſtuhl und in der grünen Schürze, mit hängenden Schultern und braunen, riſſigen Händen, die die Flöte hielten, da ſah ihm niemand an, daß er innerlich wunderbare Chöre hörte. Vielleicht waren ſie wirklich, vielleicht tönten ſie aus irgend einer Welt zu ihm herüber, wer vermag das zu ſagen?

Was er hervorbrachte, waren ſelten ſo eigentliche Melodien. Es war ein Reden in Tönen, vielleicht auch nur ein Stammeln. Es fragte ihn niemand danach und er ſagte es zu niemand. Das heißt, das war ſeitdem ſo geweſen. Aber das ſollte nun nicht länger ſo fortgehen. Die Jugend kam zu ihm herein unter das tief herabhängende Dach.

Gertrud kam. Sie war einmal auf einem Spaziergang mit dem Großvater einen Augenblick eingetreten, hatte dem alten Hollermann bei der Arbeit zugeſehen,

hatte das Wetterhäuschen, aus dem der Kapuziner trat, wenn es ſchön Wetter wurde, bewundert, und die rankenden Kürbiſſe an der Hinterwand. Und da es ihr ſchien, als ob hier noch viel zu bewundern ſei, ſo verſprach ſie das Wiederkommen. Das hielt ſie auch. Als ſie hier einigermaßen zu Hauſe war, brachte ſie Georg mit. Der wurde es noch mehr als ſie, und noch ſchneller. Das machte, daß er Meiſter Hollermanns Flötenſpiel gehört hatte. Es war an einem Samstagabend geweſen. Die Kinder hatten über ihren Aufgaben geſeſſen, bis es dunkeln wollte. Dann hatte ſie die Großmutter ins Freie gejagt: „jetzt geht! wollt ihr mir hier verſitzen und mit ſechzehn Jahren Brillen tragen?“

Nein, das wollten ſie nicht. Da gingen ſie los. Die beiden Alten wandelten zwiſchen den Rabatten des Gartens hin und her, und die Kinder machten einen Streifzug. Durch den Baumgarten, da hingen kleine grasgrüne Äpfel in den Zweigen, es gab noch nichts Reifes; über den Lattenzaun, durch den trockenen Burggraben, da kamen ſie auf freies Feld.

„Jetzt beſuchen wir den alten Hollermann,“ ſagte Gertrud. Da liefen ſie in langen Sätzen den ſchmalen Feldweg entlang. Das Korn war noch grün und wogte leiſe hin und her, eine Blindſchleiche glitt über den Weg. In der zitternd warmen Sommerluft ſummten die Schnaken. Hinter dem Wald ging die Sonne hinunter.

Dann blieben ſie ſtehen. „Horch,“ ſagten ſie beide. Da ſchwebte es in der Luft, wie ein ſüßer Geſang. Und doch wieder anders als ein Geſang. „Jetzt flötet er,“ ſagte Gertrud. „Das tut er alles auswendig, ſo aus ſich ſelber heraus.“ Und dann liefen ſie wieder. Es war bezeichnend für Georg, daß er es hübſcher fand,

außen auf dem Bänkchen neben der Tür zuzuhören, weil er den Flötenbläſer nicht kannte, und für Gertrud, daß ſie ihn an der Hand hineinzog ohne viel Federleſens. „Da ſind wir," ſagte ſie. „Wir wollen zuhören."

Aber er war es nicht gewöhnt, Zuhörer zu haben. Er ſetzte die Flöte ab und ſah vor Verlegenheit grimmig aus. So lang, bis er in das enttäuſchte Geſicht des Buben ſah. Es konnte niemand ſonſt ſo enttäuſcht ausſehen. Nun war er hier hereingekommen und gleich hörte das auf, was ihn ſo herangezogen hatte.

Der alte Hollermann war in Not. Das, was er ſoeben geblaſen hatte, das konnte er jetzt nicht fortſetzen. Davon war ihm der Faden abgeſchnitten, und das war auch etwas wie ein Selbſtgeſpräch geweſen. Da beſann er ſich auf alte, längſt gehörte Klänge. Denn er konnte es den Kindern nicht antun, daß er ſo verſtummte, ſo gern er das getan hätte.

„So, nun merkt auf," ſagte er. Und ſpielte ein klingendes, ſingendes Lied, und dann noch etwas, das tat, wie zwitſchernde Vogelſtimmen. „Das iſt von Mozart," ſagte er und nickte mit dem Kopf. „Kennt ihr den nicht? Das iſt aus der Zauberflöte. Vor zwanzig Jahren hab ich das gehört. Als Mina noch lebte. Ja ſo, ihr kennt Mina nicht. Sie war in München und dort hörten wir das miteinander. Sie wollte meine Frau werden, aber dann ſtarb ſie."

So, nun war es wohl aus?

Nein, ſie kannten Mina nicht. Sie waren nun zwölf und dreizehn Jahre alt, hatten ſchon vieles gelernt und hatten den ſtarken Trieb, noch viel mehr zu lernen, und hätten am liebſten eines immer dasſelbe gelernt, was das andere lernte, obgleich das ja nicht ſo durchzuführen war.

Sie hatten auch ſchon von Mozart gehört, wenn auch nicht allzuviel. Aber noch fragten ſie nicht viel danach, wer die und jene Muſik geſchaffen habe. Es mußte nur klingen und ſingen, das war die Hauptſache.

Es wurde auch raſch vollends dunkel, darum gingen ſie nun wieder, hielten einander an der Hand und gingen auf der breiten Landſtraße ins Städtchen hinein.

Meiſter Hollermann ſaß wieder am Fenſter und flötete. Es war jetzt ein leiſes, weiches Getön. Vielleicht dachte er dabei an Mina und wie ſie mit glänzenden Augen neben ihm geſeſſen hatte jenes einzige Mal, da ſie miteinander ſo im Reich der Töne waren.

Oder vielleicht ſah er in die ziehenden Abendwolken und fragte, wohin ihr Geiſt gegangen ſei, damals, als ſie an einem ſchönen Juniabend, einem Abend wie heut, für immer ihre Bügelſtähle und ihre Kundenwäſche, ihre kleine trauliche Stube und ihn ſelbſt, der ſie ſo liebte, verlaſſen hatte.

Die Kinder wußten das nicht. Aber Georg ſtand plötzlich ſtill und ſagte: „ich will noch ein wenig horchen“ und es half nichts, daß Gertrud vor Ungeduld trippelte. Er hatte die Hände in den Taſchen und horchte.

* * *

Das war das erſte Mal geweſen.

Von da an war der alte Hollermann hie und da genötigt, etwas von dem herauszugeben, was ihn innerlich bewegte.

Er war viel gewandert in ſeinem Leben, weit umher. Viel erworben hatte er ſich nicht. Gerade genug, um das kleine, windſchiefe Häuschen kaufen zu können und

darin die Korbmacherei zu betreiben. Er flickte die Waſchkörbe der Bürgersfrauen und die Marktkörbe der Bauernweiber, und flocht aus Weiden Tragkörbe für die Weingärtner und was ſo mehr des ländlichen Bedarfs war.

Dabei konnte er die Bilder der weiten Welt an ſich vorbeiziehen laſſen. Einmal, zu Minas Zeiten, war Ausſicht geweſen, daß er ſich, wie die Putzmacherin Maute, des Aufſchwungs befleißigen werde. Damals lag ihm an einem freundlichen Neſt und an Brot für ſie beide. Nachher, als ſie geſtorben war, hatte er keinen ſolchen Antrieb mehr. Da wurde er mehr und mehr einer der Horchenden. Er ging ſo ſtill für ſich hin. Und als er's einzurichten wußte, kehrte er in die Heimat zurück und ſpann ſich da in eine eigene, ſtille und doch belebte Welt ein. Wer konnte wiſſen, was alles ſeine ſchweigſame Seele füllte?

Es war eine kleine Gemeinde von Pietiſten im Städtchen. Und weil dabei fromme, eingezogene Leute waren, die ſich verſammelten, um miteinander übers Evangelium zu reden, ſo ging er auch hin, denn ihn verlangte nach Gemeinſchaft. Aber er ſprach nicht ihre Sprache. Sie hatten alle Worte der Bibel ſo ſchön genau zurechtgelegt und nun redeten ſie über die tiefen Geheimniſſe, die in der Offenbarung des Johannes ſtehen und es war ihnen alles ſo klar, daß kaum noch etwas zu fragen blieb. Da wurde er noch einſamer; und als ſie ſagten, nun ſolle er auch reden, da ſchüttelte er leiſe den Kopf.

Der junge Zimmermann Dieterle, der dabei war, der ſagte, wenn er darauf zu ſprechen kam, daß ſeine Augen wie in eine unergründliche Tiefe geſehen hätten,

„und," ſagte er, „ich hätte wiſſen mögen, was er ſah, aber er fand das Wort nicht."

Von da an ging er allein dahin, wenn er nicht hie und da auf den Turm ſtieg zu ſeinen alten Freunden, dem Turmwächter und der Frau Judith. Er war aber freundlich gegen alle, die ihm nahe kamen, und nächtigte einmal zwei Handwerksburſchen in ſeinem Bett. Da brachte er die eine Hälfte der Nacht am Tiſch ſitzend über einem alten Buch zu, und ſah die andere Hälfte lang zum Fenſter hinaus nach den Sternen und nach dem Kommen des Morgens. Nun kam, wenige Tage nach jenem Samstagabend, an dem er den beiden Kindern die Flöte geblaſen hatte, der lang aufſchießende Knabe mit dem ſchmalen Geſicht und den hungrigen Augen vor ſeine Tür, diesmal ohne Gertrud. Die ſaß daheim und hatte Handarbeitsſtunde bei ihrer Großmutter. Hollermann hörte ein kleines Geräuſch am Fenſter, dann an der Stubentür. Und als er, in Strümpfen, denn ſo ſaß er an der Arbeit, hinging und öffnete, da prallte der Kopf mit dem dunklen Haarbuſch vom Schlüſſelloch zurück, an das er ſich horchend gelegt hatte. Dunkelrot wurde der Knabe und ſagte verwirrt und ſtotternd: „ich, ich wollte — ich habe hier eine Flöte." Da zog ihn Meiſter Hollermann mit ſich hinein.

Es war eine alte, verſtaubte Flöte mit grünſpanigen Klappen, die Georg in Papier gewickelt unter dem Arm trug. Er hatte ſie in einer Bodenkammer gefunden und ſie tönte ihm in Gedanken nun fort und fort ſo lieblich, tönte ihm in der Schule in die Geſchichte des Hannibal hinein, tönte beim Veſper zu den Lauten der Jungfer Lieſe, die an ſich gar keine Ähnlichkeit mit Muſik hatten, tönte, tönte, bis er nun hier ſtand und ſagte, als ob er

vor dem König ſtände und um die Hälfte ſeines Landes bäte: „wenn Sie mir zeigen täten, wie man's macht.“ Das Übrige ſagte ſein flehendes Bubengeſicht.

Nun ſtudierten ſie miteinander, daß es eine Art hatte. Das machten ſie ſo: Georg hatte die Melodien im Kopf, die er von der Schule und Kirche her kannte und die er etwa auf der Straße hörte. Die pfiff er ſeinem Lehrer vor, worauf dieſer ſie auf die Flöte übertrug, was dann hinwiederum Georg ſo lange nachprobierte, bis er die Melodie richtig heraus hatte.

Das trieben ſie eine ganze Weile und vergnügten ſich ſehr damit. „Bub,“ ſagte der alte Hollermann, „du lernſt das beſſer als ich. Daran iſt nicht zu drehen. Ich hab's in mir drin, das hab' ich. Aber ich kann's nicht ſo von mir geben. Ich hab' ſchon gedacht, nachher einmal, in einer andern Welt, da könn' ich das vielleicht.

Was mein Großvater war, der Schäfer Hollermann, der wußte eine Geſchichte von einem Geiger. Der zog herum und wollte das ſchönſte Lied ſpielen lernen, das es gibt.

Da ging er zu den Vögeln in den Wald und horchte und horchte. Das konnte er bald. Er konnte geigen, daß man die Amſeln und die Finken und Droſſeln heraushörte.

Aber das war ihm noch nicht ſchön genug. Da horchte er auf den Wind. Was konnte der für Lieder ſingen. Ganz leiſe, feine, daß man die Blätter an den Bäumen raſcheln hörte und die Ähren hin und her ſchwanken. Und dann ſtarke und frohe, weißt du? ſo, wie es tönt, wenn der Frühling kommt. Und die ganz wilden, wo ſich die Eichen biegen, wenn der Sturm durch ſie hinfährt.

Das lernte er auch nachſpielen. Da zog er weiter, denn er wußte, daß ihm noch viel fehle. „Und," ſagte er, „eher will ich nicht aufhören, bis ich das ſchönſte Lied von allen habe."

Das Waſſerrauſchen konnte er nachbilden, man glaubte die Wellen blinken zu ſehen und die Bächlein rieſeln zu hören.

Und er ſpielte Hochzeitsreigen und Tanzlieder, und was die jungen Mädchen und Burſchen ſingen, und Kirchenlieder. Und manchmal ſpielte er etwas, das kein Menſch verſtand. Da mußte weinen, wer es hörte. Es war, als ob er etwas ſuche und das tat er auch. Er ſuchte das ſchönſte Lied von allen; da hörte er hie und da einen Ton, aber er fand nie das Ganze.

Darüber wurde er alt und grau und kam zu ſterben. Er war aber ganz allein, denn, Georg, wer das will — aber das verſtehſt du noch nicht.

Ja, und da klang es auf einmal irgendwo, und nun wußte er, daß dies das Lied ſei, das einzige, das es gebe. Und er griff nach ſeiner Geige, und, ſo ſtark ſeine Hand zitterte, er konnte es doch ſpielen. Aber die Saiten zerſprangen davon, eine nach der andern. Da ſtarb er und das war auch ganz gut, denn ſonſt hatte er ja nichts gewollt. Und ſiehſt du, darum denke ich, daß es einen Ort gibt, wo man das alles kann, was man in ſich hat, weil es dem Geiger irgendwo her tönte, als er ſchon im Sterben lag. Und weil ihm die Seiten ſprangen, als er es zu ſpielen verſuchte, darum denke ich, es muß irgendwo beſſere Geigen geben. Aber ich bin ein alter Mann, Bub. Ich bin begierig, wie alles wird, und ich denke, es wird irgendwie gut. Das iſt alles, was ich ſo ſagen kann."

„Das will ich alles auch lernen," ſagte Georg und machte ein ſehr entſchloſſenes Geſicht dazu. „Ja, das tu' du." Der Alte war ſehr einverſtanden damit.

„Ich kann dich das nicht lehren. Aber mein Großvater ſagte, wenn er die Geſchichte erzählte: ‚Das kann man einen überhaupt nicht lehren, wenn's einer nicht in ſich hat.' In großen Städten da haben ſie Schulen dazu, dahin gehen die Leute, um das alles zu lernen. Ich meine, das Muſikmachen und ſo was. Dahin gehen ſie noch, wenn ſie Männer ſind. Ich hab' ſchon ſolche geſehen mit Bärten, die gingen da hinein und lernten Muſik machen. Den ganzen Tag Muſik und nichts weiter. Das muß ein Leben ſein, Bub. Wie im Himmel. Aber ich weiß nicht, ob's die alle in ſich haben." Da ſchlug ſich der Bub aufs Knie, daß es ſchallte.

„Dahin möcht ich auch," ſagte er. „Was ſagſt du? Ganze Säle voll mit Orgeln und Klavieren und Geigen und Flöten? Dahin möcht ich auch."

* * *

Nun hatte er wieder ein Bild, das er ſich abends beim Einſchlafen vormalen konnte. Er ſteckte ſich unter die Decke und hielt die Ohren zu, daß kein Laut von außen herein dringe. Und dann ließ er den Saal vor ſich aufſteigen. Der war rieſig groß, er wurde immer noch ein wenig größer. Und an den Wänden ſtanden Orgeln, immer eine größer als die andere, mit blanken Pfeifen, und oben ſchwebte an jeder ein nackter Poſaunenengel, denn ſolch einer war auch an der Wiblinger Kirchenorgel und Georg konnte ſich keine Orgel denken ohne dieſen Zierrat. In der Mitte des Saals aber

ſtanden Klaviere, die waren ſo ſchön wie das des Rektors Cabiſius und waren alle aufgeſchlagen. Da ſtanden ſie mit ihren ſchwarzen und weißen Taſten und vor jedem ſtand ein Stuhl. Menſchen waren da nicht, und das war gut. Denn ſonſt hätte Georg ſich nicht getraut, zu ſpielen. Aber das tat er nun. Heidi, wie ſeine Finger auf und nieder fuhren. Es war gut, daß er unter der Decke ſteckte, ſo konnte ihm niemand den kühnen Gedanken anſehen, der ſich nun entſpann: Er konnte es wahrhaftig noch beſſer als der Rektor.

So, nun hatte er genug am Klavier. Da griff er nach einer der Geigen, die an den Wänden hingen, oder nach einer Flöte. Jagdhörner waren auch da. Trari, trara.

Einmal, als er ſoweit war, vergaß er ſich und tutete das Geheimnis über die Grenzen ſeines Bettes hinaus.

Da brachen merkwürdige Töne unter der ſchweren Federdecke hervor wie ein unterirdiſches Donnerrollen.

Jungfer Lieſe, die in der anſtoßenden Stube ſaß und Strümpfe ſtopfte, kam herein und zog ihm das Deckbett ein Stück weit hinunter. Es ſei kein Wunder, wenn einer ſchwer träume, ſagte ſie. Wenn man ſich dermaßen begrabe.

Und Franz, der am Einſchlafen war, warf ſich herum und beklagte ſich. „Da ſoll einer ſchlafen können," ſagte er. Franzens Schlaf aber war heilig.

Denn er war nun Bäckerlehrling ſeit Oſtern, das war drei Monate her. Und er mußte aus den Federn, eh' der Tag graute. Er wollte das auch. Er wollte ſpäter die Bretzel, die über der Ladenſtaffel ſchwebte, neu vergolden, und wollte alles tun, was ſich für den Hauptſproſſen der Ehrenſpergersfamilie gehörte.

Da beugte ſich Jungfer Lieſe über das Bett des jüngeren Sohnes, und wiſperte ihm mit gedämpfter Entrüſtung mahnende Worte zu. Der aber hielt die Augen geſchloſſen und atmete tief und lang und tat, als ob er ſchliefe, bis der wache Traum in einen wirklichen überging.

Darin ging er mit dem alten Hollermann über ein flaches Feld, das ſich weit und breit dehnte. Es wehte leiſe in der Luft, rings, ſo weit das Auge ging, wogte ein Meer von braunem, goldig glänzendem Heidegras, das rauſchte ſo ſachte, als ob es am Einſchlafen ſei. Fern am Horizont, wo die Sonne verſunken war, ſtanden die Höhen in rotem und violettem Glanz, und leuchtende Wolken mit Gold- und Purpurſäumen zogen darüber hin und entſchwanden, eine nach der andern.

Da fing der alte Hollermann an zu ſingen, und hatte ein ſo glänzendes Geſicht dabei, als ob auch er in das Licht der Sonne getaucht ſei.

Georg verwunderte ſich weder über das eine, noch über das andere, obgleich er ihn noch nie ſo geſehen oder gehört hatte. Das mußte nun gerade ſo ſein.

Es war aus einem alten Kreuzfahrerlied, was Meiſter Hollermann ſang. Georg hatte es einmal irgendwo gehört, er wußte nachher nicht mehr wo.

„Alle die Schönheit
Himmels und der Erden
Iſt verfaßt in dir allein.“

„Iſt das nun das rechte Lied?“ fragte der Georg. „Ja,“ ſagte der Alte und bog den Kopf vor, um zu lauſchen, „hörſt du, wie alles mitſingt, ringsumher?“

„Wer?“ aber er erhielt keine Antwort mehr.

Das Feld dehnte ſich weit und weiter und wurde grau und ſtill. Und der Traum verſank; und Georg verſank in die Tiefen eines jungen, feſten Schlafes.

Zehntes Kapitel

Es was ein Spätnachmittag im Frühherbſt.

Die Sperlinge ſchwirrten mit viel Geſchrei um das Weinſpalier her. Das war an der Südwand des Rektorhauſes, die nach dem Garten geht. Es war nicht viel für ſie zu holen, es war ein feines, dichtes Netz über die Trauben gezogen. Da hatte es eine Lücke und dort eine. Aber was waren die paar Beeren für ſolch eine Schar? Das war gerade genug, um den Appetit zu reizen. Aber darum konnten ſie es doch nicht laſſen, ſchimpfend hin und her zu ſchwirren. Sie hielten lange Reden darüber, daß es nicht recht zugehe auf der Welt? Was? Nun waren die Trauben unbedeckt geblieben, ſo lang ſie hart und grün waren, und wurden nun unter das Netz geſteckt, da ſie täglich weicher, ſüßer und reifer wurden?

Drüben im Obſtgarten ſtanden die Bäume voll reifender Äpfel. Schwer hingen die Äſte herunter, ſie vermochten kaum ihre Laſt zu tragen. Warum wurden nun dieſe nicht mit einem Schleier überzogen? Danach hätten die Sperlinge nicht gefragt; die Äpfel mochten ruhig reifen und zur Erde fallen, ſie rührten keinen an. „Aber gerade das bißchen, was wir gern hätten, das mißgönnen ſie uns," ſagte ein alter, dicker Spatz und

hüpfte ſchwerfällig und ärgerlich auf den Syringenbuſch, von dem man die beſte Ausſicht auf das Weinſpalier hatte, und die andern ſchrieen ihm Beifall.

Da ging die Gartentür und drei Kinder kamen herein. Die Sperlinge kannten ſie wohl, ſie waren hier täglich zu ſehen. Der lange, magere Bub, der ſo oft ſtand und die Hände in den Taſchen hatte und in die Luft ſah; das ſtarke, bräunliche Mädchen mit den langen Zöpfen, und das kleine, feine rothaarige, dem die jungen Spatzen gern die Augen ausgepickt hätten, weil ſie aus-ſahen, wie reife Kirſchen.

Die gingen nun auch an das Weinſpalier. „Seht ihr, ſeht ihr," riefen die Krakehler unter den Spatzen. „Die nehmen ſich, was unſer iſt. Das iſt Raub, das gehört in die Chronik." Aber die Kinder kümmerten ſich keinen Augenblick um das Spatzengeſchrei. „Eine für uns drei miteinander," ſagte Gertrud. „Ich ſag's nachher der Großmutter, ich nehm' ſie nicht heimlich." Sie griff in das grüne Laub und Georg hielt das Netz ein wenig zurück und ſah mit hinein. „Aber eine große, wenn ſie für drei reichen muß," ſagte er.

Da fanden ſie miteinander eine große, durchſichtig ſchimmernde Traube heraus und nahmen ſie ſachte herunter und ſahen ſich ein bißchen um, ob niemand zuſehe, obgleich ſie's nachher ſagen wollten. Dann gingen ſie miteinander und mit ihrem Raub, (denn das war es doch, da hatten die Sperlinge nicht unrecht gehabt,) in den Obſtgarten.

Ganz hinten in der Ecke, dort, wo der Garten an den Stadtgraben anſtößt, unter dem Süßapfelbaum, ließen ſie ſich nieder.

Der Baum hing zum Brechen voll. Hie und da

raſchelte es in den Zweigen; dann löſte ſich eine Frucht und fiel ins Gras.

Die Kinder ſahen nicht viel danach hin. Aber nicht aus demſelben Grund, wie die Spatzen. Sie hatten nur heute Wichtigeres zu bedenken. Lore war gekommen, um Abſchied zu nehmen. Sie teilten ihre Traube, Beere um Beere und ſagten nicht viel dazu. Den leeren Kamm warfen ſie über den Lattenzaun in den Stadtgraben und ſtanden und ſahen ihm nach, als ob es ein Stück ihres vergangenen Lebens ſei.

Vorhin waren ſie ein letztes Mal miteinander auf dem Turm geweſen. Ein letztes Mal; das war ſonderbar. Warum konnte nicht immer alles gleich fortgehen, wie es von jeher geweſen war?

Es war nicht gerade ein Schmerz, da ſie nun ſcheiden ſollten. So ganz zum täglichen Leben hatte Lore den beiden andern nicht gehört. Es war nur ſo etwas Neues, anderes.

Da war ſo ein großes Tor aufgetan, und eins von ihnen ging hindurch, in die weite Welt hinein. Was mochte dort alles ſein? Es war wohl alles ganz anders, als hier? Größer und ſchöner und voller Wichtigkeiten, voll neuer, unentdeckter Wunder. Es ging ſo etwas wie ein Reiſewind durch alle drei hindurch.

War es ſchöner, zu gehen, oder zu bleiben?

Wer konnte das ſagen?

Oben auf dem Turm, von Frau Judiths ſonnigem Fenſter aus, hatten ſie in die leuchtende Ferne geſchaut, Kopf an Kopf. Dort hinten lag Tübingen, weit hinten. Man konnte es nicht ſehen, natürlich; es war viel zu weit dorthin.

Die ganze Albkette lag davor; alle die Höhen, die ſich am Horizont hinzogen, Berg an Berg, als ob ſie ſich an den Händen gefaßt hielten und ſo durch die ſchöne Welt marſchierten.

Hie und da glänzte es weiß aus den bläulichen, duftigen Schleiern, in die ſich die Berge gehüllt hatten. Ein felſiger Abhang, eine Burgruine. Da eine und dort eine. Warum hatten ſie das ſonſt nie ſo geſehen, wie heute?

Dort hinten irgendwo, in dieſer blauen Ferne, lag Tübingen.

Sie ſaßen unter dem Süßapfelbaum und ſahen den umfriedeten Garten vor ſich liegen in ſeiner ſtillen, heimeligen Schönheit. Die Dahlien und Aſtern und die hochſtämmigen Herbſtroſen blühten an den Rabatten. Die große Laube ſchimmerte leuchtend rot; ſie war ganz und gar umſponnen von den Ranken des wilden Weins, auf deſſen purpurnen Blättern die Sonne lag.

Die ſchwarz und weiß gefleckte Katze der Frau Rektorin ſtieg voll Behagen auf dem Gartenweg einher und ließ ſich die Sonne auf den Pelz ſcheinen.

Wie ſchön war es hier. Und wie ſchön auch draußen in der Weite. Hie und da fingen ſie an, von gleichgültigen Dingen zu reden. Aber es wollte nicht ſo recht fort mit der Unterhaltung.

Sollten ſie von dem und jenem reden, das hier blieb, während Lore ging? Wie es aber draußen ſei, davon wußten ſie nicht viel. Da zog Lore ein braunes Paketchen aus der Taſche. Es war ein Buch darin. „Das hat mir die Spitalbäbel geſchenkt," ſagte ſie.

„Es ſei ein Andenken, und ich ſoll drin leſen. Ich weiß nicht, es iſt keine rechte Geſchichte, es iſt, glaub'

ich, ein bißchen langweilig. Ich hab' nur ſo hineingeſehen."

„Langweilig?" Dann wollten die andern nichts damit zu ſchaffen haben. Das war das Ärgſte von allem.

Die Spitalbäbel war ein einſames, altes Weiblein, das oben in einer Dachkammer desſelben Hauſes, wie die Putzmacherin Maute, wohnte. Sie war früher Leichenbeſorgerin geweſen, und ſie hatte in einer längſt verfloſſenen Pockenzeit die Kranken gepflegt, draußen im Siechenhaus, das weit von den andern Häuſern auf freiem Feld ſtand, und nun mit geſchloſſenen Türen und Fenſterladen auf irgend eine neue Inwohnerſchaft zu warten ſchien. Worauf die Spitalbäbel wartete, wußte man nicht ſo genau. Sie hatte ein kleines Krautgärtlein, das ſie baute, und außerdem ſtrickte ſie grobe Strümpfe und Socken um mageren Lohn für Handwerksgeſellen und Dienſtmägde.

Das Siechenhaus hatte für jedermann etwas Unheimliches. Denn wer konnte wiſſen, zu welchem Zweck es dereinſt wieder aufgetan werden würde? Daß aber an der Bäbel ſelbſt auch etwas beſonderes hängen geblieben war, das war eine merkwürdige Tatſache.

War es das, daß ſie ſo viel mit den Toten zu ſchaffen gehabt hatte? Sie hatte ein ſpitziges Vogelgeſicht mit ein paar beweglichen, graugrünen Äuglein, und eine hohe, dünne Stimme. Auch ging ſie immer noch gekleidet wie einſt als Totenfrau, in ein großes, ſchwarzes Umſchlagtuch, deſſen hinterer Zipfel faſt die Erde berührte, und mit einer Haube, deren beide ſchwarze Flügel wie große Nachtſchmetterlinge um ihren Kopf flogen. Sie hatte dereinſt das Siechenhaus abgeſchloſſen und den

Schlüſſel dem Gemeinderat gebracht, und ſie allein wußte, wie es nun dort drinnen ausſah.

Wenn ſie hätte reden wollen. Aber ſie kniff die dünnen Lippen feſt aufeinander. Das war das Allergeheimnisvollſte.

Sie tat keinem Menſchen etwas zuleide. Aber die Kinder hatten ein Grauen vor ihr, ſo ein gelindes, das bei Tag angenehm wirkt und nur in der Dämmerſtunde die Schritte beſchleunigt, wenn es einem begegnet, daß man ins Helle, Warme komme.

Und nun hatte ſie der Lore ein Buch zum Abſchied geſchenkt.

Das war etwas Wunderbares.

„Sie iſt mir auf der Treppe begegnet," ſagte Lore.

„Und da hat ſie ſich vor mich hingeſtellt, und hat mir die Hand auf den Kopf getan, ſo —," Lore ſtand auf und legte ihre feine, weiße Hand auf Gertruds Kopf, „und das war eine eiskalte, dürre Hand, ſie ſchüttelte den Kopf ganz ſtark und ſagte: Kind, Kind, wenn du alles wüßteſt, was kommt. Aber das weißt du nicht."

Ich wollte gern ſagen, daß ich es gar nicht wiſſen wolle und daß ſie ihre Hand wegtun ſolle, aber ich konnte nicht. So habe ich gezittert."

Lore ſchwankte hin und her, als ob ſie der Sturmwind ſchüttle.

Die andern lachten ſo ein bißchen unſicher. Und Gertrud zog ſachte ihren Kopf zurück, obgleich es gewiß keine „eiskalte, dürre Hand" war, die auf ihr lag.

„Und da hat ſie geſagt — und die Augen dabei ganz klein gemacht —: ‚Da, das nimm mit auf den Weg, Kind. Da ſteht's, was alles kommt. Es iſt nichts

mit der Welt.' — Ach was, ich weiß nicht mehr, was ſie alles geſagt hat. Es iſt auch einerlei."

Da gab ſie dem Buch, das auf ihrem Schoß lag, einen kleinen Stoß, daß es ins Gras flog, und ſtieß mit der Spitze ihres zierlichen Fußes noch ein wenig daran und ſaß und wickelte ſich ihre Locken um die Finger.

Das Buch war aber aufgegangen und als die Kinder ſo beiläufig danach hinſahen, war ein Bild auf der oberſten Seite.

Das war etwas anderes, Bilder.

Da hob Georg es aus dem Gras und ſie ſahen miteinander hinein. Es war aber ganz und gar kein Kinderbuch.

Es war eine merkwürdige, ſchwere Geſchichte von einem Mann, der aus ſeiner Heimat ging, weil ihm geſagt war, daß ſie „die Stadt des Verderbens" ſei, und der durch unendlich viele Hinderniſſe, Fußangeln und Gefahren hindurch nach einer wunderbaren Stadt reiſte, die ihm als Reiſeziel immerwährend vor Augen ſtand.

Es war ein Gleichnis für das Leben der Chriſten, die ſich mit ſtarkem Mut und Willen aufmachen als Wandersleute, die in dieſer Welt noch nicht zu Hauſe ſind, aber gern nach Hauſe kommen wollen, wann ihr Tag ſich neigt, und die ſich unterwegs durch nichts halten laſſen.

Es hieß „Bunyans Pilgerreiſe" und es iſt ein Buch, das in vielen Häuſern der frommen, tiefdenkeriſchen und zuweilen grübleriſchen Leute zu finden iſt, die als „Stille im Lande" da und dort zerſtreut leben und ſich zuſammenfinden, um miteinander über das zu ſprechen, was ihnen bei der Arbeit und am Abend bei der Lampe hinter den Büchern aufgegangen iſt.

Nun ſahen die Kinder miteinander hinein.

Und da es ihnen niemand erklärte, ſo drangen ſie auf ihre eigene Weiſe in das ſeltſam-geheimnisvolle Buch ein.

Sie genoſſen es aber, da ſie ſich mehr an die Bilder hielten, die das Buch durchzogen, wie ein Märchen oder eine Sage und überſchlugen die langen Geſpräche und die Belehrungen und gingen mit Chriſt, dem Wanderer, durch all die Schreckniſſe ſeines Weges. Und ſteckten einträchtig die Köpfe zuſammen über dem Bild, da er zwiſchen den aufſpringenden Löwen hindurchging, und dem, da er lag und ſchlief und ſich ihm ein Gewappneter nahte mit gezücktem Schwert.

Und atmeten tief auf, als er ſich des Schlüſſels erinnerte, der ihm und ſeinen Gefährten die eiſerne Tür im Schloß des Rieſen Verzweiflung auftat.

Und als ſie das Buch wieder zumachten, waren ſie ſo froh wie vorher und keiner der düſteren Schatten war auf ihren Weg gefallen, und als ſie anfingen, davon zu reden, wie es ſpäter kommen werde, da ſprach das Buch nicht mit.

Denn das, was ſie bis jetzt vom Chriſtentum geſehen hatten, das trug freundliche, liebreiche Züge und hatte keine Schrecken und keine Finſterniſſe.

„Und daran ſieht man," ſagte der Rektor Cabiſius, als er mit ſeiner Frau beim ſinkenden Abend durch den Garten ging und die kleine Geſellſchaft beieinander und das Buch neben ihnen fand, „daran ſieht man, daß die Kinder wahrhaftig im Himmelreich leben, da ſie mit den gewaltigen Mächten, vor denen die großen Leute erbeben, umgehen, als ſeien es Rieſen und Drachen eines Märleins."

* * *

„Alſo, wenn du dann ein Student wirſt, dann kommſt du nach Tübingen. Da fangen wir wieder alles von vorne an," ſagte Lore. „Das wird fein."

Georg nickte ihr zu. Er hatte ſich die Hände unter den Kopf geſchoben und lag der Länge nach im Graſe.

Durch die Lücken zwiſchen dem grünen Geäſte des Baumes ſahen kleine, ſchimmernde Fleckchen des blauen Septemberhimmels herein, nach denen ſah er hin, als ob ſeine zukünftige Geſchichte da geſchrieben ſtände. Das war ſicher, daß unendlich viel Schönes in der Zukunft lag. Dies oder anderes, es würde ſich ſchon finden, was.

„Ich will Muſik machen lernen, das iſt die Hauptſache. Sonſt iſt mir's einerlei." Das ſagte er ſeit einiger Zeit immer. Es ging nicht mehr ſo klipp und klar mit der Gleichheit, wie ſonſt, zu Gertruds Kummer. Was hatten ſie für gemeinſame Pläne gemacht. Die verflogen nun ſo ſachte und neue traten an ihre Stelle, die nicht mehr zu teilen waren. Das heißt, ſie beredeten alles miteinander. Aber nun hieß es: ich will das und jenes tun. Und zuvor hatten ſie immer geſagt: Das wollen wir.

„Ich geh' in die weite Welt," ſagte Georg, denn er dachte an jenen Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte.

Sie aber nahm ſeine Knabenträume für feſte Entſchlüſſe und erſchrack ſehr.

„In die weite Welt? Dann kommſt du wohl nie wieder?"

„Ich weiß noch nicht, vielleicht."

Er ſagte es ſehr gleichmütig. Aber als er ihren Schreck ſah lenkte er ein.

„Doch, ich denke, ich kann es einrichten, Gertrud. Ach, ich weiß noch nicht, es hat noch Zeit, das alles."

Seine Wünſche lagen noch in der Morgendämmerung und wogten, aufſteigenden Nebeln gleich, durch ſeinen Sinn. Bald nahmen ſie dies Bild an, bald jenes.

Man würde ſchon ſehen, was an ihnen war, je mehr der Tag heraufſtieg.

Gertrud ſaß und legte ihren Arm um Lore.

„Ach, du kleines Ding," ſagte ſie. Und ſagte es weich und mütterlich, ſo mit einem Ton, als ob ſie Lores Großmutter wäre. Nein, ihre viel ältere Freundin; und ſie war doch gleichen Alters.

Sie war nur geiſtig weit mehr entwickelt, und ſie hatte auch von Haus aus eine viel tiefere, ſchwerfälligere Art. Sie konnte nichts obenhin nehmen, ſo ſtark und tief ſie Freude und Schmerz empfand. Sie mußte immer alles ganz erleben, ſchon als Kind.

Und das Mütterliche, das den echten Frauennaturen angeboren iſt, das regte ſich ſtark in ihr. Aber ſie wußte nicht, was es ſei. Sie liebte nur alles Zarte, Kleine, und alles, was irgend der Hilfe bedurfte.

Ja, und das Schöne, das liebte ſie auch.

Aber es focht ſie heute noch nicht an, daß ſie ſelber nicht ſchön ſei. Sie dachte nicht von ferne daran.

Wenn die beiden Mädchen in den nächſten Jahren ſo nebeneinander herangegangen wären, wie bisher, ſo hätte es ſich, noch mehr als ſchon jetzt, geoffenbart, daß ihre Wege auseinandergingen.

Es hätte keiner äußeren Trennung bedurft. Denn ſie waren von ganz verſchiedener Art. Aber nun, da ſie ſchieden und Lore in all' ihrer friſchen, feinen Schönheit dahinging, und ausſah, wie ein Schmetterling, der ſoeben auf die erſte Blüte geflogen iſt und noch den ganzen Schmelz auf ſeinen Flügeldecken hat — nun

wallte es in Gertrud warm und ſtark auf: „ach, du kleines Ding.“

Das mochte Lore gern. Sie ſchmiegte ſich an, wie ein Kätzchen.

Da raſchelte etwas an dem Lattenzaun, der den Garten vom Stadtgraben trennte.

Als ſie aufſahen, ſchwang ſich Franz Ehrenſperger daran in die Höhe und kam mit einem Satz herüber in den Rektorsgarten. „Jetzt kommt der,“ ſagte Lore und ſetzte ſich zurecht, und ſtreckte ihre zierliche Geſtalt, ſo gut ſie konnte und ſah ſehr würdevoll aus.

Er war in Hemdsärmeln und trug ſie aufgekrempelt bis über die Ellbogen, wie das ein richtiger Bäckerjunge tut, und hatte eine weiße Schürze an, die leuchtete durch die Bäume vor großer Sauberkeit. Als er näher kam, ſah man, daß er ein Paket in den Bruſtlatz der Schürze geſteckt hatte. Aber die Geſellſchaft unter dem Süßapfelbaum erfuhr nicht, was darin ſei.

„Da bin ich,“ ſagte er, und ſtemmte die Arme in die Seite.

„Das ſieht man,“ ſagte ſein Bruder.

„Ich muß jetzt heim, es wird dunkel.“

Damit ſtand Lore auf, und Gertrud tat ihren Arm um ſie, wie ſie pflegte, wenn ſie ihr das Geleite gab bis zu dem Brunnen vor der Haustür.

„Jetzt, wenn ich komme gehſt du?“ Franz tat ein wenig beleidigt.

„Hätteſt halt früher kommen ſollen.“

Lore konnte nicht wenig ſchnippiſch ſein, wann ſie wollte, und wann ſie mit Franz redete, wollte ſie das zuweilen.

Dafür hatten die beiden andern kein Verſtändnis.

Aber Franz lachte nur.

„Racker," ſagte er. „Früher kommen, das kannſt du leicht ſagen. Und überhaupt, weiß ich, daß du da biſt?"

Er hatte es wohl gewußt, aber das brauchte er ja nicht zu geſtehen. „Es iſt einerlei. Wenn du doch gehſt, ich muß auch in die Kirchgaſſe, ich — ich muß den Schneider Butz etwas fragen; er hat meine Sonntagshoſen. Da können wir ja miteinander gehen. Dann komm." „Erſt muß ſie noch der Großmutter adieu ſagen." Da führte Gertrud das Mädchen ins Haus, und umſchlang ſie im dunkeln Hausflur und küßte ſie. „Ach Lore, jetzt gehſt du. Schreib' auch, hörſt du's?"

Und die Frau Rektorin kam aus der Küche und trocknete ſich die Hände an der Schürze ab, und trocknete ſich nach einer kleinen Weile auch die Augen an derſelben Schürze.

„So behüt dich Gott, lieb's Kind," ſagte ſie, und gab ihr auch einen Kuß. „Sag' deiner Mutter einen Gruß. Und ſie ſoll dich nicht ſo — ach nein, du brauchſt ihr nichts zu ſagen. Es geſchieht doch, was geſchehen ſoll. Behüt dich Gott."

Und Lore ſchluchzte auf einmal heiß und heftig und wußte nicht recht, warum. Und ſtellte ſich auf die Zehen und legte ihre weißen Arme um Gertruds Hals.

Aber das ging ſchnell vorüber.

Draußen, an der Hausſtaffel, ſtand Georg und bot ihr die Hand, etwas tapſig und ungeſchickt, und tat, als ob es nur ein Abſchied bis morgen wäre. „Gut Nacht, Lore," ſagte er.

Da lachte ſie hell auf. „Sonſt weißt du nichts?" ſagte ſie.

„O du. Weißt du was? Du ſollſt in Tübingen bei uns wohnen, wenn du ein Student wirſt. Weißt du was? Dann, wenn du kommſt, ſag' ich ‚guten Morgen' zu dir. Sonſt nichts. Wie wenn das nur einen Tag gedauert hätte, ſeit du zu mir ‚gut Nacht' geſagt haſt."

„Komm," ſagte Franz.

Er ſtand noch da und wartete.

„Wir gehen hinten herum, zwiſchen den Krautgärten; es iſt näher, und überhaupt."

Sie ſagte nichts dagegen. Auf ihrem Geſicht ſtritt ſich Lachen und Weinen. Aber als er ſie über den Bretterzaun heben wollte und ſchon den Arm ausſtreckte, glitt ſie ihm aus und ſchlüpfte, ein paar Schritte weiter unten durch den Zaun. Man konnte da eine Latte aufheben und wieder an ihre Stelle rücken. Er ſah ſich verdutzt nach ihr um, da ſtand ſie ſchon drüben. „Fang' mich," rief ſie, und flog vor ihm her, wie ein Vogel.

„So warte doch," rief er ärgerlich und keuchte hinter ihr drein.

Es war ſchon faſt dunkel; von der Kirche her tönte das Betläuten; das hallte in großen, vollen Tönen über die ſtillen Gärten hin. Eine Fledermaus ſchwirrte mit flatternden Flügelſchlägen hin und her. Lore hielt ſich die Hände vors Geſicht. „Uh, ich fürchte mich," ſagte ſie. „Wem eine Fledermaus auf den Kopf ſitzt, dem gehen alle Haare aus." Da deckte Franz einen Zipfel ſeiner Schürze auf das Lockengeringel, und nun gingen ſie ruhig nebeneinander her. „So," ſagte er, als das erſte Haus, zu dem ſie kamen, ſeinen Lichtſchein auf die Straße warf, „jetzt muß ich hier hinunter. Ich will dir hier Lebewohl ſagen."

Da zog er das Päckchen aus dem Schürzenlatz und reichte es ihr hin.

Es war ein längliches, braunglänzendes Gebäck darin, das die Wiblinger Feiertagsbrot nannten. Er hatte es aber ſtark mit Roſinen und Mandeln geſpickt, und es war ſeiner Hände Werk für ſie.

„Du kannſt es unterwegs eſſen oder wann du willſt,“ ſagte er gleichgiltig. „Ich komme vielleicht einmal durch Tübingen, ſo zufällig, das kann man nie wiſſen. Dann kann ich ja ſehen, wie es bei euch ſteht, nicht?“ Sie nickte. „Das kannſt du,“ ſagte ſie.

Da blieb er noch einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen. Er hatte ſich auf dem ganzen Weg ausgedacht, daß er ſich einen Kuß von ihr ausbitten wolle. Sie war ſo ein feines, ſchönes, ſchlankes Ding, er mochte ſie wohl leiden, obgleich ſie oft ſo ſpitzig mit ihm tat. Es mußte fein ſein, wenn ſie ihre roten Lippen hergab. Seine Kameraden wußten von ſolchen Erlebniſſen zu erzählen. Einer von ihnen, der ſchon ſiebzehn Jahr alt war, hatte einen Schatz, das war ein rundes, dralles Mädchen von fünfzehn Jahren und ging ſechs Tage in der Woche über Feld ins Hölders Garnfabrik nach Rudersloch.

Das war lange nichts ſo feines. Wenn er dem erzählen könnte! Aber er war doch zu ungelenk. Und wenn ſie es ihm abſchlug? Da ließ er ſie ihres Weges gehen, ohne etwas davon zu ſagen.

„Reiſe gut,“ ſagte er und drückte ihre Hand, daß es in den Gelenken leiſe knackte. „Leb' wohl.“

Da fuhr ſie ihm flink mit der andern Hand in ſeinen aufrechten Haarſchopf und zauſte ihn ein weniges.

Das hielt er für eine Liebkoſung und vielleicht war es auch eine, wer konnte das wiſſen? Er ſtand und ſah ihr nach, bis ſich der letzte Schein ihres hellen Röckchens im Dunkel der Gaſſe verlor.

Elftes Kapitel

Wer mir irgend einen Ort zu nennen weiß, in dem es zur Dämmerſtunde heimlicher, wärmer und behaglicher iſt, als in der Studierſtube des Rektors Cabiſius, der komme und zeige mir ihn.

Ich meine nicht zur Sommerszeit, wo die Fenſter nach der Straße offen ſtehen und das Jauchzen und Singen der ſpielenden Kinder hereinſchallt.

Da ſtand der Rektor wohl oft am Fenſter und ſummte leiſe mit, wenn ſie in den Kreis traten und ſagen: „Es war ein Markgraf überm Rhein, der hatt' drei ſchöne Töchterlein," oder: „Ei, wer ſitzt in dieſem Turm?" Und anderes mehr.

Da ſaß wohl in der Dachrinne eine Amſel und ſang auch mit, über all die Luſt hin.

Aber öfter ging er um dieſe Zeit mit ſeiner Frau Anne im Garten auf und ab, zwiſchen den Rabatten mit der Buchseinfaſſung, oder hinten, im Obſtgarten, unter den Bäumen.

Nein, ich meine nicht im Sommer.

Ich meine im Spätherbſt, wenn die Tage kurz werden und der Wind durch die Straßen fährt auf breiten, rauhen Flügeln.

Wenn er im Garten die Bäume herumreißt, daß ſie ächzen, und das dürre Laub, das ſich gern zur Ruhe begeben wollte, in die Luft wirbelt.

Oder im Winter, wann die Laternen trüb durch den Nebel ſcheinen, oder wann die Eiszapfen an den Dächern hangen und auf den Straßen Stein und Bein zuſammenfriert.

Ich ſage, wenn einer einen Ort weiß, der um dieſe Zeit wärmer, heimelicher und behaglicher iſt, als es dieſer war, der komme und zeige ihn mir.

Aber das wird ſchwer halten.

Iſt irgendwo noch ſolch ein breiter, tiefer, lederbezogener Großvaterſtuhl, wie der, der in der Wandniſche neben dem Stehpult ſtand? Man konnte ſich darein verkriechen und glauben, vor allem Wetter geſchützt zu ſein.

Da ſaß die Frau Rektorin, und redete ſich vom Herzen herunter, was der Tag gebracht hatte, und ſah zu, wie der Feuerſchein aus dem Ofen auf den alten, blumigen Teppich fiel, und wie er kleine, fröhliche Lichter an den Wänden herumhuſchen ließ, daß die Geſichter der ehrwürdigen Vorfahren in ihren dunkeln Rahmen ins Lächeln kamen.

Bei dieſem flackernden Schein hatte der jüngſte Sohn, der Liebling der Frau Rektorin, einſt erzählt, daß das Wunder geſchehen ſei und Eugenie, ſein „ſchwarzbraunes Mägdelein," auf Befragen zugegeben habe, daß ſie ihn liebe. Und über ſein Geſicht waren dabei alle hellen Lichter gegangen, die auf einem jungen, warmen, glücklichen Menſchengeſicht Platz haben, und ſeine Mutter hatte in ihrem Herzen gedacht, daß das Wunder ſo groß nicht ſei. Denn wer ſollte ihren lieben Sohn auch ſo ſehen und nicht lieb haben?

Und derſelbe Feuerſchein hatte ſich auch über ihr gutes, altes Geſicht geſtohlen, als ſie ein paar Jahre ſpäter in dem alten Stuhl ſaß und Leid um ihre Kinder trug, die beide nacheinander an einer anſteckenden Krankheit geſtorben waren.

Ihr Gatte ſaß neben ihr auf der Seitenlehne des Stuhls und legte den Arm um ſie und ſtreichelte leiſe ihr Haar.

„Ja, weine nur, Anne. Jetzt ſind ſie alle drüben, unſer ganzes Häuflein. Nun müſſen wir Alten miteinander hintendrein gehen. Weißt du noch? Wir ſagten immer: die Kinder voran, daß man ſie im Aug' behält. Nun ſind ſie alle vorangegangen."

Da redete er eine Weile auch nicht mehr, und ſie hörte, wie er tief und ſchwer Atem holte aus bedrängter Bruſt.

Und ſie drängte ſich an ihn und nahm ihr Herz feſt in die Hände, und ſagte, ob ihr auch die Stimme zitterte: „Alle? Sie haben uns das Kind gelaſſen. Das muß doch eine Heimat haben, nicht? Nun müſſen wir von vorne anfangen, Mann. Wir müſſen ſo jung ſein als wir können. Für das Kind."

Das aber lag und ſchlief, und wußte nicht, daß über ſeinem jungen Leben ſchon ſo hohe Wellen hingegangen ſeien.

Und nun war das zwölf Jahre her, bald dreizehn. Wie die Zeit dahingeht. Sie waren „ſo jung als möglich" geweſen, die beiden Alten. Das waren ſie noch. Das blieben ſie ja wohl vollends, die paar Jahre, die ſie noch zu leben hatten.

Jetzt war das Kind herangewachſen.

Zwiſchen den beiden hohen Bücherſtändern an der einen Langwand des Zimmers, unter dem Bild des Urgroßvaters, der im Richtertalar und Barett gemalt war, ſtand eine niedrige Truhe. Sie enthielt Manuſkripte aus des Rektors Studentenzeit. Das war Gertruds Sitzplatz. Er war geräumig genug für Zwei. Das war auch durchaus nötig. Denn auch Georg hatte hier ſeine Heimſtätte. Jungfer Lieſe war nicht ſo zufrieden damit. Nicht, daß ſie ihn zu Hauſe vermißt hätte, aber ſie fand, daß es in Ehrenſpergers Haus Platz genug gebe, Platz und einen warmen Ofen. Das war ja wohl richtig.

Aber dieſer Sitzplatz beim Schein des Feuers, und dieſes ganze Zimmer war in Georgs Leben durchaus nicht zu entbehren. Was ging für eine Wärme und Helle davon in ſein Leben hinein. Das wußte Jungfer Lieſe freilich nicht ſo genau.

Auf und ab wanderte der Großvater, auf und ab. Das Zimmer war nicht allzulang; ſechs Schritte hin, ſechs Schritte her. Aber was für große Reiſen machte er dabei.

Es war ein wunderbares Zimmer. In allen Ecken ſaßen gute Geiſter, in den Büchern, hinter den Bildern, in dem alten, hohen Schrank, der in einem beſonderen Fach, in ein grünes Tuch eingeſchlagen, einen ſamtenen Schnürenrock und einige durchſtochene grüne Mützen enthielt. Grün mit ſchwarz-roten Bändern.

In der niedrigen Truhe ſaßen ſie und klopften gegen den Deckel und wollten heraus, wenn der Feuerſchein aus der offenen Ofentür daran vorbeitanzte.

Weißt du noch? rief es aus allen Ecken, nicht nur aus dem Großvaterſtuhl, der ſo viel erlebt hatte.

O ja, der Rektor wußte noch.

Wann die Geiſter lebendig wurden, fing er an, zu erzählen.

Es war ein langes Leben, das hinter ihm lag, und er war ſein lebenlang jung geblieben. Darum konnte er es nun gut mit der Jugend teilen. Und es kam, daß ſie, als die Frau Rektorin in der Küche war, zu dreien vor der Ofentür ſaßen und das große Studentenbild vor ſich hatten und beim flackernden Licht beredeten, was aus dem und jenem geworden ſei, der darauf abgebildet war.

Da ſtand er ſelber, mit einem jungen, feurigen Geſicht, das Band über der Bruſt, und hatte den Arm um einen baumſtarken, ſtämmigen Menſchen gelegt, der gradaus vor ſich ſah, als ob er zu ernſter Tat ſchreite. „Großvater, was iſt aus dem geworden?“

Der machte ein ernſtes Geſicht.

„War ein Menſch, wie ein Eichbaum. Ernſt und grad und feſt. Innen und außen war er wie ein Eichbaum.

Der Blitz hat ihn erſchlagen.“

„Großvater, der Blitz?“

„Nein, nicht gerade der Blitz. Er wurde vom Schlag getroffen, als er gerade eine Braut und ein Amt gewonnen hatte. Aber es war doch, als ob der Blitz in einen Baumrieſen gefahren wäre und ihn zerſchmettert hätte. Er war mein liebſter Freund.“

Da ſahen ſie mit großen, erſtaunten Augen auf ihn.

Das war wohl ſchon lange her? Er konnte hier ſitzen und davon reden, und der andere war ſchon lange tot.

Von den dreien erzählte er, die oben in der Mitte des Bildes ſtanden und die Hände ineinandergelegt hatten, wie zu einem Schwur.

„Das waren die Vaterlandsfreunde“, ſagte er. „So nannten ſie ſich, obwohl wir das vielleicht alle waren. Sie hofften, daß Deutſchland einig werde, und dichteten Lieder drauf, und einer von ihnen, der hier, mit der Locke in der Stirn, fand Melodien dazu.“

Einer hat es auch erlebt. Der kam von Amerika herüber, als wir Alten uns nach dem Friedensſchluß anno einundſiebzig mit den Jungen der Verbindung zuſammentaten, um den Frieden und das Vaterland zu feiern. Ich ſehe ihn noch. Er hatte damals ſchon ſchneeweißes Haar, denn das Leben hatte ihn hart mitgenommen. Aber ſeine Augen blitzten, und er ſaß und ſang mit einer mächtigen Baßſtimme, und die Tränen liefen ihm in den Bart und tropften ihm ins Glas: „Wie mir deine Freuden winken, nach der Knechtſchaft, nach dem Streit! Vaterland, ich muß verſinken hier in deiner Herrlichkeit!“

Da waren ſie hingeriſſen und wünſchten, auch ſo Herrliches zu erleben und fragten nach den beiden andern.

„Dem zweiten hat er einen Eichenzweig mit nach Kanſas genommen, den wollte er ihm aufs Grab legen, da er ſeinen Jugendtraum nicht mehr hatte zur Wahrheit werden ſehen.“

„Und der Dritte?“

„Iſt unter die Philiſter gegangen.“

„Unter die Philiſter? Nein, Großvater, nun red' im Ernſt.“

„Weißt nicht, was Philiſter ſind? Denen alles einerlei iſt, was man nicht eſſen und trinken kann, und was ſonſt noch ſo ihr bißchen Ich betrifft. Auch gehen ſie immer der Naſe nach in gewieſenen Bahnen und halten es verboten, die Augen aufzumachen.“

„Ach, das gibt's ja nicht. Sag' lieber noch, was mit dem hier iſt, unten in der Ecke, dem mit dem lachenden Geſicht. Das iſt der Nettſte von allen."

Ich weiß nicht, ob es für richtig gefunden wird, daß der Rektor den beiden erzählte, wie dieſer, „der Nettſte von allen," geendet habe. Ich ſage nur, wie es war. Vielleicht war er kein ſo richtiger Pädagog, vielleicht ließ er die Kinder nur ſo mit ſich leben und zeigte ihnen das Bilderbuch ſeines Lebens mit den fröhlichen und mit den ernſten Seiten, wie es ſich beim Umblättern traf. Weil er ſelber auch ein kindlicher Menſch war, dachte er nicht ſo viel daran: dies hier iſt nun für Kinder, — und dies für Erwachſene.

„Es war keiner ſo ſonnig wie er," ſagte er und nickte ernſt.

„Man mußte ihn lieb haben in ſeinen jungen und ſchönen Tagen."

Das mußte man. Er war ſeines Vaters einziger Sohn. Er hatte Geld und Gaben des Geiſtes, und Schönheit und Witz. Und er meinte, es gehe durchs ganze Leben mit Kling und Klang, alle Tage und Jahre.

Er hieß Ernſt. Aber der Name war alles, was er vom Ernſt beſaß.

„Wir wollen es mit der Freude halten," ſagte er.

Das habe ich hernachmals für richtig gefunden und halte es noch für richtig. Ich weiß nicht, wie einer das Leben beſtehen kann ohne Freude. Aber er wußte nicht ſo recht, was Freude ſei. Er meinte, die brauſende Jugendluſt, das ſei ſie ſchon.

Ich ſag' euch, man muß Ernſt dahinterſetzen, es geht nicht anders.

Er glaubte das nicht nötig zu haben. Wenn er einmal wollte, dann flog ihm das Wiſſen nur ſo zu. Aber er verbummelte. Er ballte nie die Hand zur Fauſt und ſagte: leicht oder ſchwer, das will ich. Er dachte wohl immer: ſpäter dann, das kommt noch alles. Man ſagt, er habe zuletzt, als er viele Semeſter durchkneipt hatte, noch einen Anlauf genommen. Das war damals, als ſein Vater ſtarb und nichts vom Vermögen übrig blieb.

Aber nun konnte er nicht mehr wollen.

Das Wollen, das kann einer in ſich töten, ſo nach und nach.

Er hatte das Glas ausgetrunken und nun warf er es weg.

Er konnte nicht mehr leben als er ſah, daß es leer ſei. Und er wußte keinen, der es ihm neu hätte füllen können."

Sie ſahen fragend zu ihm auf.

Er ſtrich ſich über die Stirn.

„Ja, und dann ging er aus dem Leben. Dieſer hier, der ‚Nettſte von allen'. Er ertrank im Neckar. Das konnte er noch wollen, ſonſt nichts mehr."

Die Kinder atmeten tief auf und ſahen ſcheu auf das Bild. Nun ſtreifte der bittere Lebensernſt ihre jungen Seelen.

Wenn das ſo war.

Der Großvater ſtand auf und hängte das Bild wieder an ſeinen Platz. Sie waren eine Weile ſtumm und drängten ſich nah zuſammen.

„Großvater," ſagte Gertrud, „lebſt nur du noch allein von allen?"

Da hörte er, daß eine leiſe Angſt in ihrer Stimme lag.

Und er wußte, daß es das war:

Oben an der Höhe, die gleich hinter dem Städtchen

anſteigt, und die ein kleiner Laubwald krönt, da war, einige hundert Schritte von der breiten Straße entfernt, eine junge Eichenpflanzung. Er ging dort gern hin. Er ſetzte ſich manchmal im Sommer auf einen der Stümpfe, die dort als Reſte von früheren Bäumen zwiſchen den jungen, ſchwanken Stämmchen ſtanden, und hörte zu, wie es in den Wipfeln leiſe rauſchte und ſah, wie die Sommerluft in der Sonne zitterte.

Und er gedachte aller der alten Bäume, die hier vor Zeiten geſtanden hatten, und was aus ihnen geworden ſei, und ſah liebend auf die jungen, die noch ſo ſchwank waren und im erſten Saft ſtanden. Und es war ihm tröſtlich in der Seele der jungen Bäume, daß dort drüben über dem Weg noch ein alter, knorriger Eichbaum ſtand. Nicht eben einer der ſchönſten, aber doch einer der alten.

Denn er umfaßte liebenden Gemütes alles, was geſchaffen war.

So verſtand er nun das leichte Zittern in ſeines Kindes Stimme: wo ſind die andern? Und bleibſt du? Du bleibſt doch?

„Allein?“ ſagte er. „Nein, wir ſind noch zu vieren.“

Und er ſtreichelte ihr Geſicht. „Noch ſtehſt du nicht in der erſten Reihe,“ dachte er. „Wie lang noch? Aber ich will nicht darum ſorgen. Es iſt nichts zu fürchten. Die ganze Welt iſt Gottes Haus. Du kommſt ihm nicht aus den Händen.“ Da richtete er ſich ſtramm auf und holte neue, frohe und ſtarke Bilder aus ſeinem Bilderbuch, und wie er erzählte, dehnte ſich ihnen, ihm ſelbſt und den Kindern, die Welt, und wurde vorwärts und

rückwärts und zu beiden Seiten groß und weit und war voll lebendigen Lebens.

* * *

So war es, wann die Kinder zur Dämmerſtunde dort waren.

Das ging mit ihnen, das haben ſie ſich ſpäter hervorgeholt, wenn ſie es je eine Zeitlang vergaßen.

Sie wußten nicht, daß ſie in jenen Stunden zu einem guten Teil fürs Leben erzogen worden ſeien.

Erzogen? Es war die gemütlichſte Stunde des Tages geweſen. So ſchön konnte es ſonſt nirgends ſein.

Manchmal luſtig, und manchmal ſtill — froh, und manchmal ernſthaft, ſehr ernſthaft, und manchmal ein bißchen ſchaurig.

Aber immer ſchön.

Aber nun war die Frau Rektorin allein bei ihrem Mann.

Sie hatte Gertrud zur Nähterin ins Eßzimmer geſetzt.

„Da, nun ſäumſt du das Taſchentuch. Immer zwei Fäden auf die Nadel, und zwei liegen laſſen. Nein, kein Buch daneben legen. Du ſiehſt ſonſt doch hinein. Was ſoll aus dir werden, wenn du nicht einmal ordentlich nähen kannſt?“

Georg war zu Hauſe, er hatte Aufgaben zu machen. Er mußte ſich rühren, er mußte gleichfalls allmählich „Ernſt dahinterſetzen“.

„Mann,“ ſagte die Frau Rektorin, „lieber Mann, nun muß ich mit dir über Gertrud reden.“

„Das tun wir hie und da,“ ſagte der liebe Mann und lächelte. Er wußte wohl, was nun käme? Er ſah ſo aus.

Er öffnete die untere Ofentür. Es war erſt allmählich dunkel geworden und es gehörte nun zu ſeinem Behagen, daß der Feuerſchein in die Stube fiel.

Da ſah ſie ſein lächelndes Geſicht.

„Mann,“ ſagte ſie, „es iſt mir nicht zum Lachen. Das wird nun allmählich Ernſt.

Du läßt ſie bei dir ſitzen und Latein lernen, und lehrſt ſie alles Mögliche mit dem Jungen, dem Georg, zuſammen. Du haſt dein Vergnügen dran, ich weiß es.“

Das hatte er, das mußte er zugeben, es war nicht zu leugnen.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und ſah nicht beſonders ſchuldbewußt aus.

„Sie nimmt einem das Wort vom Munde weg,“ ſagte er.

„Wenn ſie eine Weile nachdenklich und ernſthaft ausgeſehen hat, dann blitzt es in ihren Augen. Dann hat ſie mich verſtanden. Es iſt eine Freude, das zu ſehen, und eine Freude, ſie zu lehren.“

Aber dahin wollte die Frau Rektorin den Wagen nicht lenken.

„Was?“ ſagte ſie. „Erzählſt den beiden von den alten Griechen und Römern und von den Sagengeſchichten. Ja, ich hab' neulich zugehört; das von den Argonauten und vom goldenen Vließ. Und von Odyſſeus, dem ganz und gar durchtriebenen Lügner. Als ob du ſelber dabei geweſen wärſt. Iſt's nicht genug, was ſie in der Schule haben? Du gibſt es ihnen wie ein Stück Leben.“

„Das hat dir auch gefallen, Anne.“

Davon red' ich nicht. Aber was ſoll das für ein Mädchen werden?

Frägt ſie etwas nach hübſchen Handarbeiten? Iſt es ihr nicht einerlei, was für ein Kleid ſie anhat? Iſt das weiblich?“

Nun mußte er ſie ausreden laſſen, das wußte er.

„Setz' dich, Anne,“ ſagte er. „Komm, hier in deinen alten Freund, den Sorgenſtuhl.“

„So, nun leer dein Herz aus.“

Es brachte ſie aus dem Konzept, wenn er ſolchergeſtalt Edelmut übte. Sie mußte ihn dann immer anſehen. Ob er ſich nun luſtig macht? Die kleinen Fältchen um Mund und Augen zuckten wie von einer inneren Erheiterung. Und die Frau Rektorin wollte ernſt genommen ſein.

„Weißt du was?“ ſagte ſie.

„Geſtern, als der ſtarke Wind ging, der die Läden herumwarf und die Straßenlaternen faſt auslöſchte, da ſteht ſie in der Küche bei Marie, die ohnehin ein Haſenfuß iſt.

‚Hörſt du?‘ ſagte ſie, ‚nun iſt das Wuotesheer in der Luft. Hörſt du, wie ſie johlen und in die Hörner ſtoßen, und wie die Hunde bellen?‘

Da fängt die Marie an zu ſtöhnen: Uh, ich fürcht' mich. Uh, ich geh' nicht mehr an den Brunnen um Waſſer. Meinetwegen hol' Waſſer, wer will, ich nicht. Dazu hab' ich mich nicht verdingt, daß ich dem wilden Jäger in die Hände laufe. Und Gertrud nimmt den Eimer und geht ſelbſt und kommt wieder mit einem Geſicht, als ob ein Feſt ſei: ‚prachtvoll iſt das. Ich geh' nochmals.‘

Jetzt frag' ich dich: iſt das ein Bub' oder ein Mädchen? Gehört ſo ein Kind in die Lateinſchule unter lauter Buben hinein?“

Der Herr Rektor ließ die Frage vorläufig offen.

Vielleicht dachte er, es komme noch mehr dazu.

Da hatte er nicht ſo unrecht.

„Ja, Mann, das Latein. Du lachſt, ich weiß es. Aber es drückt mir das Herz ab. Ich muß es nun einmal ſagen.

Da war bei uns zu Haus, in meiner Heimat, eine Frau. Sie hatte ja wohl früher einen Mann gehabt, aber der war nun lange tot. Die konnte auch Latein, jedermann wußte das. Sie kannte alle die heidniſchen, alten Schriftſteller, wie unſereins ſein Kochbuch. Kurzes, ſchwarzes Haar hatte ſie, und ſo etwas wie einen Schnurrbartanflug. Und ſie war der Schrecken aller guten Leute, aller netten, geordneten.

Einmal, da ging ich mit meiner Freundin, (du haſt ſie nicht mehr gekannt, ſie hat vor mir geheiratet, nach Öſterreich hinein —) ja, alſo da ging ich mit ihr vor Tau und Tag hinaus. Wir wollten uns im Maientau waſchen. Das taten wir alle Jahr einmal. Da ſteigt das lateiniſche Frauenzimmer in hohen Männerſtiefeln und kurzen Röcken einher und watet durch Sümpfe und Gräben, und hat eine Blechkanne mit einem Henkel am Arm, darin ſie das ſcheußlichſte Gewürm ſammelt.

Und grüßt uns noch freundlich, und hält mit der Hand, ja, mit der bloßen Hand, Mann, eine gelb und braun geſtreifte Kröte empor, die glotzt uns dumm und breit an.“

„Das iſt eine beſondere Art, die iſt hier herum ſelten,“ ſagte ſie.

„Und,“ ſchloß die Frau Rektorin ihre Geſchichte, „jetzt frag' ich dich, was hat das Kind, die Gertrud, das unſer letztes iſt“ — hier brach ihr die Stimme, — „was hat das mit Reiterſtiefeln und Krötenfang zu tun?“

Denn ſie wußte nun ſeit jenem Maimorgen eine Frau, die Latein konnte, nicht von dieſem ihrem Schreckbild zu trennen.

„So lache doch nicht, Mann. Wirſt du aufhören?“

Aber das war leicht zu ſagen.

Sie lachte ſchließlich wider Willen mit, nur weil dieſem Lachen niemand widerſtehen konnte.

Aber dann trocknete ſie ſich ihr gutes, rundes Geſicht und ſagte, daß ihr die Sache bitterlich ernſt ſei.

Da unterbrach er ſeine Wanderung und ſetzte ſich zu ihr auf die Seitenlehne des Stuhls und war ſehr ernſthaft und ſagte:

„Nun fährſt du wieder vierſpännig, Anne. Auf und davon.

Alſo weil die Gertrud ein Mädchen iſt, ſoll ſie nicht lernen, was ihr Freude macht? Und weil du einmal eine ſonderbare Frau gekannt haſt, die gleichfalls lernbegierig war, darum gerätſt du nun in Angſt, daß unſer Kind ebenſo ſonderbar werde?

Ich will dir ſagen, Anne: Die Welt iſt ſo groß und mannigfaltig.

Es wachſen allerlei Bäume darin. Laß wachſen, was wachſen will.

Wir können nicht ſagen: es muß ſo ſein und nicht anders.

Wir können nur helfen, daß da keine Unnatur mit unterläuft; nichts Unwahres und nichts Geziertes. Nicht, Anne?

Alle guten Geiſter, Anne.“

Wenn er das ſagte, war ſie ſtets beſiegt. Sie war eine von denen, bei denen man die guten Geiſter nur anzurufen braucht, wenn ſie einmal nicht von ſelber am Platz ſind.

So leiſe und leicht ſchlafen ſie.

Nun ſaßen ſie beiſammen und beredeten ſich wie ein paar gute Kameraden, die ſie ja auch waren, und die guten Geiſter der Stube ſpitzten die Ohren und horchten, und das Feuer kniſterte leiſe vor ſich hin und ließ ſeinen friedlichen Schein an der Decke und an den Wänden und auf dem Teppich ſpielen.

„Siehſt du," ſagte der Mann, „ich weiß wohl, das gerät ſo ein bißchen ungewöhnlich, wenn ein paar ganz alte Leute ſo ein junges Kindlein ins Haus bekommen. Da fehlt ein Mittelglied. Wir wiſſen nicht mehr ſo genau, wie das iſt mit der ſogenannten Erziehung.

Wir leben ſo mit dem Kind und geben ihm, was wir haben.

Du das deine und ich das meine. Ich meine, wir ſind alle zuſammen Kinder, und der liebe Gott hat aufzupaſſen, daß etwas Rechtes daraus wird und daß wir ſo gerad als möglich heimzu gehen.

Nicht, Anne? Das andere, das iſt nicht ſo wichtig.

Iſt das Kind nicht warmherzig und liebreich und offen?

Ein bißchen derb? Und nicht ſo recht aufs Zierliche, Ordentliche, Mädchenhafte aus?

Iſt das ſchlimm? Du bringſt das nicht an ſie hin?

Nun, dann wollen wir dem Leben auch noch etwas zu tun laſſen, nicht?"

Da nickte ſie getröſtet.

Es war eine wunderbare Stube, es glättete ſich alles darin, was hohe Wellen der Unruhe ſchlagen wollte, und kam in ein friedliches Gleiten.

Zwölftes Kapitel

So dämmerhaft traulich ging es im Ehrenſpergerhaus nicht zu, wenn es etwas zu verhandeln oder zu entſcheiden galt. Aber das begehrten die Bewohner auch nicht. Sie hätten ſich auch nicht ſo beſonders dafür geeignet. Ein jeder nach ſeiner Art.

Bei Franzens Berufswahl bedurfte es überhaupt keiner Beratung. So wenig als ſich, mit allem ſchuldigen Reſpekt zu ſagen, ein Kronprinz beſinnt, ob er einmal König werden will, ſo wenig beſann ſich Franz, ob er der Erbe der goldenen Bretzel werden wolle. Das war ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich. Bei Georg ging es nicht ſo fraglos zu, das wiſſen wir von Anfang an. Und alſo kam der Tag heran, von dem wir jetzt erzählen.

Es ging gegen den Frühling zu und war ſo ungefähr ſechs Wochen vor Oſtern, ſieben Wochen vor der Konfirmation, Georgs Konfirmation nämlich.

Ja, und zur Nachmittagsveſperſtunde war es, ſo zwiſchen vier und fünf Uhr.

Vater Ehrenſperger ſaß an dem einen Ende des Veſpertiſchs und der Sohn Franz am andern. Und ſie aßen und tranken als gute, friedliche Bürger, die das ihre tun und ſich nicht gern unnötige Gedanken machen. Das letztere taten ſie denn auch nicht. Über dem Älteren hingen immer noch die beiden Edelleute und machten dieſelben Geſichter wie von jeher; über dem Jungen prangte in goldenem Rahmen der Meiſterbrief des letztverfloſſenen Ehrenſperger, der, wie bereits geſagt iſt, ebenfalls ein

Franz geweſen war. Anmutig kreuzten ſich zwei ſchneeweiße Gänſeflügel über dem goldenen Rahmen, es ſah friedlich aus, wie Franz der Jüngere unter ihnen ſein Brot aß.

Jungfer Lieſe ging ab und zu nach dem Laden, und wieder herein, und hatte gleichfalls eine Seite des Tiſches inne, und ſetzte ſich reſpektvoll immer nur halben Leibes auf den Stuhl. Und ſo oft ſie die Tür nach dem Laden auf und zu machte, drang ein nahrhafter Duft von Brot und Wecken herein, und alſo war die Luft, wenn man ſo ſagen ſoll, ganz in der richtigen Miſchung für Haus und Leute.

Es war alles gut, herkömmlich und behaglich.

Aber das blieb nicht ſo.

Denn der lange, magere Bub, der jetzt mit ſeinem Bücherpack unter dem Arm, mit langen Schritten und hungrigem Geſicht durch die Ladentür herein kam, der dieſelbe offen ließ, daß die Schelle bimmelte, bimmelte in einem hohen, dünnen, ſchrillen Ton, bis Jungfer Lieſe ging und ſie ſchloß und dazu einiges vor ſich hinſagte, was kein Menſch verſtand, — und der „heut wieder ſo ungemein der verſtorbenen Frau gleichſah," wie Jungfer Lieſe vorwurfsvoll bei ſich ſelbſt dachte, der war ſo gar nicht herkömmlich, daß er geradezu die Luft verdarb, die behagliche, nahrhafte Luft dieſer Veſperſtunde.

Es iſt damit nicht geſagt, daß dieſer, der jüngſte Sohn des Hauſes Ehrenſperger, kein volles Heimatrecht in der Stube ſeiner Väter genoſſen hätte. Es war kein einziges ſtreitſüchtiges oder mißgünſtiges oder ſonſt ungerechtes Element in dieſer Stube. Es war nur niemand da, der mit den Augen des Rektors Cabiſius, oder mit den Augen einer Mutter zugeſehen hätte, was da werden wolle.

Und es war jetzt gerade ein unbehaglicher Zeitpunkt. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden, und, ohne dem Meiſter Ehrenſperger irgendwie zu nahe zu treten, muß doch von ihm bekannt werden, daß es nicht zu ſeinen Liebhabereien gehörte, Entſchlüſſe zu faſſen.

Er hielt es für einen Vorzug, wenn die Dinge von ſelber ihres Weges gingen. Jetzt dies, jetzt das, immer eins aus dem andern.

Es war ihm etwas unbehaglich zu Mute. Er kaute ſtumm und ſchwer, und auch Georg fing an, desgleichen zu tun. Aber er ſah ſeinem Vater dabei fragend in die Augen. Das pflegte er ſeit einiger Zeit öfters zu tun, nicht ohne Grund. Denn der Vater ſollte einmal zu dem Rektor gehen und mit ihm beſprechen, „wie die Geſchichte nun weiter laufe.“

„Gehſt du heut?“ ſagte der fragende Blick.

Nun wird vielleicht mancher verſtehen, daß es ſtörend iſt, während des Eſſens mit fragenden Augen angeſehen zu werden.

Das ging dem Vater Ehrenſperger nicht anders.

Er wurde nicht leicht hitzig. Es lag nicht in ſeiner Natur, hitzig zu werden. Aber dies ging ihm gegen den Strich.

„Bub,“ ſagte er, und ſtellte das leere Moſtglas auf den Tiſch, daß es dröhnte, „Bub, guck nicht ſo.“

Aber damit war nichts erreicht, das fühlte der Vater ſelbſt.

Und es wuchs ihm der Mut, den ſauren Apfel, den er nun ſchon lang in den Händen hin und her drehte, — nicht anzubeißen.

„Du,“ ſagte er, als der Junge vor ſich hinſah wie einer, mit dem das Schickſal hart verfährt, der aber ge-

ſonnen iſt, ſich nicht allzuviel draus zu machen, „du, ich hab' mir das überlegt. Ich brauch' da nicht hinzugehen, ich verſteh' ſo nichts vom Studieren.

Ich, ich hab' ſeither gezahlt, was es koſtet, und, ja, und ich zahl's auch nachher noch. Das iſt die Hauptſach'. Gar ſo viel wird's nicht mehr koſten, was meinſt?"

Das wußte Georg nicht ſo genau und ſagte das auch, obgleich Jungfer Lieſe lebhaft mit dem Kopf nickte in der Hoffnung, daß „es" nicht mehr allzuviel koſte.

„Ja, alſo, und jetzt ſag's, es kommt auf dich an. Was willſt jetzt werden? Lateiniſch kannſt und alſo ſtudiert muß ſein, aber ich ſag' da nichts drüber. Denn warum? Einen Lernkopf haſt du, und was es koſtet, zahl' ich. Wiewohl, es iſt eine Hungerleiderei nachher. Das ſieht man am Vetter Häberle."

Der Vetter Häberle war Präzeptor in einer größeren Stadt, und hatte ſechs Kinder und eine leidende Frau, und die ganze Familie ſah etwas blutarm aus und war dem Meiſter Ehrenſperger eine Warnungstafel vor „der hungerleidigen Schulmeiſterei".

„Ich werd' kein Hungerleider, ich werd' Pfarrer," ſagte Georg etwas patzig. Es ward ihm doch ein bißchen unſicher, daß er das ſo für ſich entſcheiden ſollte.

„Was?" ſagte der Vater, „Pfarrer? Jetzt wird's Tag. Wie kommſt du denn grad auf einen Pfarrer?"

Und alle drei hörten zu eſſen auf und legten die Arme auf den Tiſch, um recht feſt zuſehen und zuhören zu können, was nun käme. Nicht, daß ſie etwas dagegen gehabt hätten, gegen das Pfarrerwerden nämlich. Aber es war ihnen ſo ein erſtaunlicher Gedanke, daß dieſer hier, der jüngſte, an dem Jungfer Lieſe mehr als genug zu meiſtern hatte, daß der einſt in einem langen, ſchwarzen

Rock hier herumgehen und ihnen allen gelegentlich den Leviten leſen würde. Und daß er dereinſt das ſchöne, vornehme Stadtpfarrhaus mit den Rolläden bewohnen und da heraustreten und von jedermann gegrüßt werden würde. An die Kanzel, da durften ſie ſchon gar nicht denken. Da ſtand er und hatte einen Kirchenrock an und Bäffchen und ſagte: in dem Herrn Geliebte!

Das alles ſchoß den dreien ſo geſchwind durch die Gedanken, da konnten ſie ſchon auf ihn hin ſtaunen.

Georg hatte ſchon eine Vorgeſchichte für ſeinen Ausſpruch; aber als er das Wort geſprochen hatte, ſtaunte er ſelber mit den andern. Jetzt hatte er es geſagt, jetzt mußte er das auch werden. Da klopfte ihm doch ſein Bubenherz.

So war es zugegangen:

Er hatte durch einige Jahre hindurch nicht viel Kameradſchaft mit ſeinen Altersgenoſſen gehabt. Denn er war ein Einſpänner von Natur und ſchloß ſich nicht leicht auf. Auch hatte er, trotz ſeiner mutterloſen Kindheit, reichlich gehabt, was er fürs Gemüt brauchte; wir wiſſen es.

Aber nun hatte es ihm einen ſtarken Ruck gegeben. Denn nun fingen ſie alle an, ſich zu zerſtreuen und ein jeder in eine gewieſene Bahn einzutreten. Alle wußten ſie irgendwie, wo hinaus. Es ſchwirrte in jeder Freiſtunde von Zukunftsplänen. Und das war für Georg Ehrenſperger, der ein Träumer war, ein kräftiger Anſtoß dazu, daß er ſich feſt auf die Füße ſtellte und die Augen rieb, und, da er all das junge Blut um ſich her als etwas nah Verwandtes erkannte, es ihnen gleich tun wollte. Und da er erſchrocken war, wie einer, der zu lang geſchlafen hat und es nicht Wort haben will und

raſch nach einer Arbeit greift, um es zu verbergen, ſo griff er ſchnell ins Leben hinein: her mit einer Aufgabe! ich will hier auch mittun. Ganz ernſthaft will ich hier mittun.

Konnte er den Kameraden, wenn ſie in fragten: was willſt du werden, Ehrenſperger? — konnte er ihnen ſagen, was er ſich nächtlicher Weile unter der Bettdecke ausgedacht, oder was er mit Hollermann ausgemacht hatte? Das alles hatte ja weder Hand noch Fuß für ihn. Traumland war es. Kein einziger von allen wollte Muſiker werden, es fiel keinem ein. Das konnte man wohl gar nicht.

Alſo gab er ſich einen gewaltigen Ruck und legte die klingenden Zukunftsträume auf den Altar der Vernunft, und gedachte auch ganz ernſthaft, ſie dort zu laſſen, und machte zu dieſer Verrichtung des Opfers ein Geſicht, ſtreng und pflichtbewußt, wie ein ſpartaniſcher Knabe, der ſeine ſchwarze Suppe ohne Muckſen aß, weil das Vaterland es wollte.

Es war aber bezeichnend für dieſe Zeit, daß er nicht den Rektor um Rat fragte, ſondern ſich mit den Schulbuben beriet, die ſeinesgleichen wenigſtens dem Alter nach waren.

Und weil Fritz Hornſtein, der Sohn des Oberförſters von Aichelbronn, Pfarrer werden wollte, ganz aus eigenem Antrieb, und weil Fritz Hornſtein der feinſte, klügſte unter den Buben war, Georgs heimliches Ideal, und weil er ſagte, Pfarrer zu werden dürfe einen niemand anweiſen, das müſſe man ganz ſelbſt, von innen heraus, (— ſo ſagte er wirklich —) ſo wurde es Georg auf einmal ganz klar, daß er ebenfalls ganz aus eigenem Antrieb Pfarrer werden wolle, und daß es ihn niemand

anweiſen dürfe, ſondern daß er es deutlich in ſich ſelber ſpüre, daß er das werden müſſe.

Es war ihm zwar ein Troſt, zu denken, daß man als Pfarrer immer den Kirchenſchlüſſel habe und darum an jedem Werktag ohne Zeugen in der leeren Kirche die Orgel ſpielen könne. Denn das tat der ſehr muſikliebende Stadtpfarrer öfters und das gedachte er dann auch zu tun.

Das hatte er ſich nun deutlich ausgeſonnen und ſo konnte er ſeine Antwort ohne Zögern geben. Daß er vor der Größe des Augenblicks erſchrak, war nur natürlich.

„Ja, alſo, Bub," ſagte endlich der Vater in die entſtandene Pauſe hinein, „jetzt könnteſt einem einmal eine Antwort geben, wieſo du grad Pfarrer werden willſt."

„Ha, was ſoll ich denn ſonſt? Ich muß doch etwas werden. Präzeptor werd' ich nicht. Was ſoll ich dann?"

Da wußten ſie alle drei keine Antwort.

Ja, dann konnte er ja freilich ebenſogut Pfarrer werden, wie etwas anderes. Sie fühlten wohl alle etwas von der Wichtigkeit des Entſchluſſes, und daß es ihnen frei ſtand, ob ſie einen Doktor oder einen Amtmann, oder ſonſt etwas Bedeutendes unter ihrem Dach hervorgehen laſſen wollten.

„Ja, Bub, dann kann man ja nichts machen, wenn du das partout willſt. Dann werd' das eben. Dann iſt das ja in der Ordnung. Dann kannſt du ja nachher hingehen und ſagen, daß du das werden willſt und daß ich das zahle."

Nun hatte er noch das Gefühl, daß er irgend eine väterliche Ermahnung hinzufügen müſſe und fuhr ſich ein paarmal durch das Haar und ſagte: „Aber das ſag' ich dir, Bub: ſparſam mußt du ſein und fleißig. Und

eine Klag' will ich nicht hören. Und brav ſein. Zu dummen Streichen geb' ich kein Geld her. Und einzubilden brauchſt dir auch nichts. Wir ſind auch noch Leut hier, nicht bloß ihr."

Er rechnete ihn wohl ſchon zu den Angeſtellten? Zu den hoch Gebildeten? Die beiden andern kopfnickten lebhafte Zuſtimmung. Nein, einzubilden brauchte er ſich nichts.

Dann ſtand der Vater auf und zog ſeinen Ausgangsrock an. Er hatte noch mit dem Müller Hensler zu reden.

„Siehſt du," ſagte Jungfer Lieſe erbaut und gerührt. Siehſt du, da geht er hin über den Markt. Und einen beſſeren Vater kriegſt du deiner Lebtag nicht mehr."

* * *

Alſo hatte der Bäcker Ehrenſperger ſeine väterlichen Funktionen auf ſich genommen, und es blieben dem Rektor Cabiſius auch noch einige übrig, und er kam niemanden damit ins Gehege, daß er ſie ausübte. Es war eine friedliche Teilung. Es gab jeder, was er zu geben hatte, und keiner gab, was er nicht hatte.

Einiges, was der Rektor zu tun hatte, war bewußt und ſozuſagen offiziell. Das hing mit dem Studienplan zuſammen, mit allerlei Ratſchlägen, die ſonſt niemand zu geben wußte.

Einiges andere geſchah nebenher und war ſelbſtverſtändlich und nicht minder wichtig. Das war das, was aus dem alten, abgeklärteren Gemüt in das junge hinüberfloß. Bei dem Beſten, das geſchieht, pflegt man es am wenigſten zu wiſſen, daß etwas geſchieht.

* * *

Es war bald nach jener Unterredung in Ehrenſpergers Ladenſtube geweſen. Am Konfirmationsſonntag. Mitte April. Aprilwetter. Der Schnee wirbelte in der Luft umher, und der Wind blies aus vollen Backen. Er nahm es ganz ernſt; er meinte wunder was er zu verrichten habe. Aber gleich war die Sonne wieder da. Sie war in guter Laune; ſo recht wie eine fröhliche Kindermutter, die am Sonntag Nachmittag ein bißchen mit den Kindern ſpielt, und die ſich nun den Spaß gemacht hat, ſich zum Verſteckſpiel herzugeben.

„Kinder," ſagte ſie lachend, und ſchob die Wolkenvorhänge weit zurück und trat ganz hervor, daß alle ſie ſehen konnten, „Kinder, das war ja nicht ernſt gemeint. Seid ihr erſchrocken? Nun bin ich wieder da. Ihr müßt auch Spaß verſtehen."

Denn die hellbegrünten Hecken und einige voreilige Blütenbäume, die ſchon in weiß und roſa prangten, ſtanden ganz verdutzt. Es war ihnen Schnee in die Augen geflogen. Nun rieben ſie die aus und konnten es nicht hindern, daß große Tropfen, wie helle Kindertränen, herausquollen und zur Erde fielen.

„So, ſo," ſagte die Sonne und ſtreichelte ſie warm und trocknete ihnen die Geſichter. Da lachten ſie wieder. Da lachte alles mit ringsumher. Die braune Erde und die junge, aufſproſſende Saat, und die lichtgrünen Raine, an denen die Gänſeblümchen mit großen Augen in den Tag hinein guckten.

Und der blaue Himmel, und die weißen, geballten Wolken, die wie Schneeberge ausſahen. Die erſt recht, da ſie geholfen hatten, den Spuck zu verüben.

„So, nun iſt das recht," ſagte die Sonne, denn ſie mag gern freundliche Geſichter leiden. Und ihr

mütterliches Geſicht war ganz rund und glänzend vor Freude.

Da kamen die drei den ſchmalen Feldweg entlang, der auf einer Seite die Hecke hat und an der andern hart an die Kornäcker ſtößt. Der Rektor Cabiſius und die beiden Kinder Georg und Gertrud. Die Kinder gingen voran und gingen eine Weile Hand in Hand. Aber das nicht lange. Der aufgeſchoſſene Junge in ſchwarzen Konfirmationskleidern, der den Kopf mit dem neuen Hut ſo ſteif hielt, als wäre er einzig des Hutes wegen da, der war heut nicht ſo eigentlich ein Genoſſe. Der war etwas Beſonderes, eine eigene Sorte von Menſchen, um und um feierlich. Nach einer Weile machte er ſeine Hand los und ging aufrecht einher, und das Mädchen bückte ſich und brach einige Gänſeblümchen und blaue Ehrenpreis. Der Rektor hatte den Hut abgenommen und ließ die ſtarke, lebensvolle Frühlingsluft über ſeinen grauen Kopf hinſpielen. Seine Augen gingen auf eigene Fauſt ſpazieren, in die Nähe und in die Weite. Da wurde ſeine Seele voll von dem friſchen Bilde, das durch die hellen Fenſter zu ihr hineinſchien und ſie freute ſich deſſen und mußte es auch ausſprechen.

„Es war ein wunderlicher Krieg
Da Tod und Leben rungen,
Das Leben behielt den Sieg
Und hat den Tod bezwungen.“

Das ſagte er leiſe und zuſtimmend vor ſich hin.

Er hatte das Scharmützel vorhin ernſt genommen, das Schneien und Stürmen, und daß nun die Sonne ſchien.

Aber wir wiſſen ſchon, daß er zu denen gehörte, die im Heiteren den Ernſt und im Ernſt das Frohe finden.

Da, als die drei ein wenig ſchweigſam dahingingen, ein jedes in ſeinen Gedanken, hörten ſie einen friſchen Geſang über die Felder hinſchallen, der kam näher und näher.

Die ſangen, waren junge Burſchen und Mädchen aus dem Weiler Hinkelsbach, die nach ihrer Gewohnheit am Sonntag Nachmittag ein Stück weit in die Felder hinausgingen. Sie gingen zu dreien oder vieren, wie es der Weg erlaubte, und hielten einander loſe an den Händen gefaßt, und ihr Lied klang gut zuſammen aus friſchen Kehlen. Es war eins von den ernſten, traurig-ſchönen Liedern, die das Volk gerne ſingt, wenn es fröhlich iſt, und handelte von jungem Leben, das in Kampf und Tod geht, von der Schönheit und Kraft, die ſchnell entſchwindet, von der Luſt, die ein Ende findet, eh' man's denkt, und davon, daß der Menſch ſich „ſtill fügen muß, wie Gott es will." Die drei blieben ſtehen und horchten. Da bogen die Sänger ab, gegen den Waldrand hin, und der Schluß ihres Liedes tönte nur noch ſo verloren herüber.

„— — — und ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſoll ich den Tod erleiden
Stirbt ein braver Reitersmann."

Der Rektor nickte mit dem Kopf und ſah eine Weile über das Feld hin, als ſähe er den Tönen nach.

„Das iſt ein ſchönes Lied," ſagte er. „Und ein frommes Lied. Man muß es recht verſtehen. Ja, nun ſeht ihr mich an und wißt es noch nicht. Das kommt noch, ſpäter."

Der Rektor hatte einſt in ſeiner Jugend Theologie ſtudiert. Aber kurz bevor er ins Pfarramt treten ſollte, hatte er ſich entſchloſſen, lieber ein Schulmeiſter zu we-

den. Denn erſtens hatte er ſich ſtark im Verdacht, daß er bei ſeiner Neigung, innerliche Wahrheiten auf eigene Weiſe und in eigener Sprache ins Leben zu überſetzen, doch nicht ſo recht auf die Kanzel paſſe, und zweitens zog es ihn auch ſtark zur Jugend. Das hat er nie bereut. Aber etwas war doch an ihm hängen geblieben. Er hatte die Neigung, hie und da eine Predigt zu halten. Er wußte meiſtens nicht, daß es eine ſei, und die ihm zuhörten, wußten es auch nicht. Auch miſchte er leicht geiſtliches und weltliches durcheinander. Er hatte keine Schubfächer in ſeinem Innern: hie Gott, hie Menſch, hie geiſtliches, hie weltliches. Es war ihm alles ein Stück Leben, es floß alles aus einer Quelle, groß, ſchwer und ſchön. Schlug ein äußeres Geſchehen eine innere Saite an, dann ließ er ſie klingen. So auch jetzt. Seine Seele war liebender Gedanken voll für die jungen Menſchen, die heute gelobt hatten, mit den empfangenen Waffen für das Leben, gegen den Tod, zu ſtreiten. Das Lied brachte ihn zum Überfließen.

„Ja," ſagte er, „wacker ſtreiten, das iſt's. Das hat Jeſus auch getan und iſt geſtorben als ein Held. Das ſollen wir auch tun."

Und er erzählte ihnen, innere Gedankenreihen zuſammenhängend, zuerſt von der Schlacht bei Sempach, und von Arnold Struthan von Winkelried. Der war einer ſeiner Lieblingshelden, obgleich er nicht geſchichtlich erwieſen iſt.

Die beiden horchten hoch auf.

Wie der ſtarke und treue und kühne Mann ſah, daß ſeinen Genoſſen der Mut entwich, und wie er beſchloß, ſie zu retten, und die Speere der Feinde mit den Armen zuſammendrückte und ſich in die Bruſt ſtieß und

rief: Brüder, ich will euch eine Gaſſe machen, und darüber ſtarb. Und wie die Seinen durch die Gaſſe hindurchbrachen, zur Freiheit.

Als er das erzählte, da blitzten ſeine Augen, als ob ein ſtarkes, loderndes Feuer dahinter läge.

Und er ſagte, daß das Jeſus auch getan habe, nicht einigen, nein, allen zuliebe und in einer viel größeren Sache. Wie er die Menſchen aus der ſchmählichen Knechtſchaft herausführen wollte und ſie wieder zu freien, frohen, adeligen Söhnen Gottes machen, — und wie er, als kein anderer Weg dazu war (denn er warf ſein Leben nicht leicht weg), beſchloß, ſein nicht zu achten um der andern willen. Und ging den Feinden entgegen, und drückte ſich die Speere in die Bruſt, und ſtarb, und machte der Freiheit eine Gaſſe, größer, als ein anderer Held auf Erden je getan hat. Da ſahen die Seinen, daß nichts für ſie zu fürchten ſei, nicht das Leben und nicht der Tod, und gingen ihm nach. Und, da ſie vorher zag und ängſtlich geweſen waren, bekamen ſie nun mutige Herzen und fröhliche Augen. Das machte, daß ſie dem Vater nahe kamen, ſo nahe, daß ſie ihn mit du anreden konnten. Und ſie trugen ſeine Waffen. Georg, man hat dir geſagt, welche das ſind. Und ſie ſahen ſich um nach denen, die nach ihnen kamen, die Alten nach den Jungen, die Starken nach den Schwachen, die Reinen nach den Unreinen, und reichten ihnen die Hand, und halfen ihnen, vorwärts zu kommen. Wie ſie es ihn, der die Gaſſe gemacht, hatten tun ſehen. Das iſt nun bald zwei Jahrtauſende her, das ſtrömt noch immer. Das iſt ein langer, langer Zug, unabſehbar lang. Der wird ſtrömen, ſo lang Menſchen auf der Erde ſind. Seht ihr's, dazu gehören wir auch."

Da waren ſie eine Weile ſtill und ſahen über das Feld hin, als ob ſie dort lange, lange, ziehende Menſchenheere ſähen, von Jahrtauſenden her, bis zu ihnen hin. Die trugen alle blitzende Waffen, und reichten einander die Hände und gingen gerade aus, dorthin, wo hinter dem waldigen Berg nun die Sonne niedrig ſtand und das Land mit einem goldenen Licht ſegnete. Und ſie winkten ihnen mit Augen und Händen: kommt. Da ging etwas Großes durch die Kinder hindurch; ſie wußten es aber nicht zu benennen. Es war etwas Gewaltiges, Starkes, das in ihr Leben griff, zu dem ſie ſelbſt gehörten, ernſt und froh. Leiſe faßten ſie die Hände des alten Mannes, und als ſie zu ihm aufſahen, da ſtaunten ſie. Der ganze Glanz der Abendſonne, in die er ſah, lag auf ſeinem Geſicht. Aber nun kehrte er ſich wieder zu ihnen, und dann gingen ſie mitſammen nach Hauſe.

* * *

Er hatte nicht viel dazu geſagt, als Georg an jenem Tag kam und ihm ſeine Berufswahl verkündigte. Er fragte ihn auch nicht viel nach den Gründen, die er dazu habe. Das konnte ja noch alles werden, wie es wollte. Ein Wort, ja, am andern Tag, als ſie in der Schule Goethes Iphigenie laſen. Da kam es an Georg Ehrenſperger, wie Pylades ſagt: ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet. —

Da ſtand plötzlich der Rektor neben ihm und klopfte ihm mit dem Buch auf die Achſel, ſah zu ihm hinein und ſagte lächelnd: „Nun, alſo, du haſt dir den deinigen gewählt, Georg. Ja, man muß ſich an einen ganz Großen halten, die mittleren verſagen unterwegs.“

Georg wurde rot. Wußte der Rektor, daß Hornſtein —? Ach nein, das konnte er nicht wiſſen. Er verſtand ihn damals nicht ſo recht. Es war gerade jetzt eine Zeit, da die jungen Leute in gute und treue Belehrung bis über die Ohren eingewickelt waren.

Sie hatten den Katechismus und das Fragenbuch auswendig gelernt und waren in die chriſtliche Kirchenlehre eingeführt worden. Aber Georg war manchem davon, wie damals der braven Jungfer Lieſe, unter den Händen weggelaufen, wenigſtens mit ſeinen Gedanken.

In ſeiner Kammer hing der Stundenplan, den las er morgens ab: Religion, Latein, Latein, Griechiſch, Algebra. Und was das mehr war. Oder auch in anderer Reihenfolge. Es waren lauter Fächer, auf die man zu arbeiten hatte. Auf Religion noch am wenigſten, das war gut, weil ſich die Aufgaben manchmal ſtauten. Einiges auswendig lernen; das war bald geſchehen. Auch war es leider kein beſonders anregendes Fach. Das ging vielleicht manchem andern anders. Ihm ging es nun ſo, daß es ihn nur ſelten perſönlich aufſtörte: Du, das geht dich ſelbſt an. Es war kein Stück Leben; für ihn noch nicht. Er war in Gefahr, nicht viel lebendiges mit ſich zu nehmen. Vielleicht war er noch zu jung dazu, vielleicht auch zu träumeriſch.

Darum verſtand er damals den Rektor nicht ſo recht. Aber heute war es anders.

Nun war da ein Funke hineingeflogen. Wann das ſo war!

Alle die ziehenden Menſchenheere, und ein Held voran, auf den ſie ſahen, größer als Kolumbus, der Neulandentdecker und Alexander der Große, und alle Sagenhelden der Vorzeit. Und er ſollte da mitgehen.

Es muß ja geſtanden werden, daß er noch nicht recht ſicher war, gegen was er alles ſtreiten wollte. Aber ſtreiten wollte er nun ſicher, wacker ſtreiten. Vielleicht waren das nun auch wieder Träume, wer kann das unterſuchen?

Aber es war wohl etwas, daß an dieſem Tag ſein junges Herz ins Klopfen kam und eine Größe und Weite ſpürte, wie noch nie.

Dreizehntes Kapitel

Eins — zwei — drei — nun ſchlug die Uhr auf dem Rathaustürmchen aus. Vier Uhr des Morgens.

Ein leichter Windſtoß bewegte den offenen Fenſterflügel und blähte den dünnen Vorhang ein wenig. Auf dem Dache ſaß eine Amſel und ſang ihr Morgenlied. Nun hallte die Morgenglocke vom Turm her über das Städtchen hin. Bam bam — bam bam — in großen, feierlichen Schlägen.

Die Tauben gurrten am Schlag. Der war dicht neben Georg Ehrenſpergers Kammer.

Die Kammer hatte er ſich nun vor einem Jahr eingerichtet. Es war eine Rumpelkammer geweſen, ganz voll von altem, verſtaubten Geräte, mit einem holperigen, ausgetretenen Fußboden und ſchadhaftem Kalkbewurf. Es gab beſſere Räume im Haus.

Aber er hatte ein paar freie Nachmittage im Schweiß ſeines Angeſichts geſchafft, und war am Abend mit Spinnweben im Haar und beſtäubten Kleidern herunter-

gekommen, ſtolz wie ein König. Nun hatte er ein ganz eigenes Reich, das ſtattete er ſich aus, wie er wollte. Bilderbogen an den Wänden: ein Schlachtenbild, und eine Geſchichte von Till Eulenſpiegel, und eine von Reinecke Fuchs. Und die Flöte hing an der Wand. Ach, es war viel mehr in der Kammer, als man ſo mit bloßem Aug ſehen konnte. Niemand wußte, wie vielerlei es darin zu ſehen gab, als er allein. Gertrud wußte es auch. Aber ſie kam nie hier herauf; ſie wußte es nur vom Hörenſagen. Das allerdings ſo genau, als ob ſie ſtündlich hier aus- und einginge.

Das ganze Heer der Bubenträume ging durch die Tür herein, die immer knarrte und ſtöhnte, wann der Wind um den Giebel ſtrich, — und unter der ſchrägen Wand hin, und flog wieder zu dem hochgelegenen Dachfenſter hinaus, über die Häuſer und Felder und Höhen, und in die Weite. Das hatte hier oben Raum, ſonſt nirgends im ganzen Hauſe.

Der Bewohner der Kammer war ſchon wach. Als die Glocke anfing zu läuten, ſtand er auf und trat ans Fenſter. Die Morgenluft ſtrich herein und um ihn her; er ſchauerte ein wenig; es war kühl.

Die Luft war noch ein wenig grau, durchzogen von den letzten, fliehenden Schatten der Dämmerung. Der Marktplatz lag leer und ſtill; der Röhrenbrunnen ließ ſeine Waſſer plätſchernd in den großen Trog fallen. Nun ging eine Stalltür. Ein Knecht — der Knecht des Fuhrmanns Rammlinger, der in dem gelben, vorſpringenden Haus ſchräg gegenüber wohnte, — führte zwei ſchwere, braune Gäule aus dem Stall zur Tränke, an den niedrigen Steintrog, der den Abfluß von dem großen Brunnentrog erhielt. Die Hufe hallten auf dem

Steinpflaſter, ſchwerfällig, trab, trab, trab. Man hörte das Schnaufen der Gäule, einer wieherte auf, dann der andere; der Knecht ſtand ſtumm dabei. Als ſie fertig waren, führte er ſie wieder hinein, dann war der Platz ſtill und leer wie vorher.

Nun ein heller, zirpender, zwitſchernder Laut.

Eine Schwalbe flog aus dem Neſt, das oben an der ſchrägen Giebelwand klebte, und flog mit ſchnellem Flügelſchlag quer über den Platz hin. Nun kamen ſie von da und dort her — da flog eine und da eine; ſie ſetzten ſich auf die Telegraphendrähte, die quer über den Platz geſpannt waren, von der Poſthalterei zum Rathaus, — und von da weiter, irgendwo, in die Welt hinein. Da ſaßen ſie auf den blinkenden Drähten und ſchwatzten. Sie wollten nun bald fortfliegen, übers Meer, es wurde wieder einmal Herbſt. Und ſie hatten noch vieles zu beraten. Da waren einige der Führer vom vorigen Jahr nicht mehr da, und es war die Frage, ob ſie den Weg auch richtig wüßten. „Ach," ſagten die einen, „Kinderſpiel. Das hat man doch in ſich." „Der Sehnſucht nach," ſagte ein Schwalbenjüngling, der am Dachfenſter des Mädchenſchulhauſes groß geworden war. Dort wohnte der jüngſte Lehrer, der zu einem dünnen Klavier mit vollem Bruſtton ſang:

„All' mein Sehnen und Verlangen
Geht, du Wunderland, nach dir."

Der Schwalbenjüngling wußte nicht, was das für ein Land ſei, aber es war anzunehmen, daß ſie beide dasſelbe meinten, und es gefiel ihm, von der Sehnſucht zu reden, da es eine angenehme, drängende Empfindung war: auf, fort, hinaus.

Einige Schwälbchen zwitſcherten leiſe und ehrfuchts-

voll dazu, andere ſagten: „zur Sache,“ und dann wurde das Ganze mehr geſchäftlich behandelt, wie es ſich für ſolch ein wichtiges Unternehmen auch gehörte. Darum konnten ſie doch danebenher hohe und ſtarke Gefühle haben; ja, das brauchten ſie doch. Denn wer will den Flug übers Meer unternehmen, über dräuende Untiefen und in ſchwindelnde Höhen — der nicht einen großen ſtarken Trieb und ein mächtiges Verlangen hat?

Georg ſtand eine Weile am Fenſter und ſah in die lebendige Morgenſtille hinein. Es war ihm wohl ähnlich zu Mut wie den Schwalben. Auch er rüſtete ſich zum Flug. Darum ſchuf die Morgenfrühe mit ihren wenigen Bildern und Tönen eine große, feierliche Erwartung in ſeinem fünfzehnjährigen Herzen. Was mochte der Tag bringen? Der heutige, und dann weiter — weit hinaus?

Da lagen die neuen Kleider, lange Beinkleider und eine Joppe. Er war ein junger Mann, als er ſie angezogen hatte. Da wurde ihm ſchon ſicherer zu Mute. Es war ja alles klar und ausgemacht. Nun kam er in die große Stadt, da ging er noch drei Jahre aufs Gymnaſium. Dann kam die Univerſität, dann vielleicht einmal ein Militärjahr dazwiſchen. Dann lag da hinten irgendwo das Leben. Als ob bis dahin ein Fluß ſei; dann ein Strom, dann, in grauer Ferne, das Meer. Es war alles ganz gerade und ſicher. Es war zwar, das muß geſagt werden, ein Riß in Georgs Vorleben. Gerade in der Geſchichte dieſes Sommers. Er hatte mit fünf anderen Schülern aus des Rektors Schule, wie es das Herkommen beſtimmte, das Landexamen gemacht, um dann durch die Seminarien zu laufen in ſchöner, glatter Bahn. Aber er war nicht durch das enge Tor gekommen. Er war vielleicht nicht fleißig genug geweſen.

oder man hatte gerade andere Sachen gefragt, als er wußte. Kurz, er kam nicht hinein. So mußte er denn ſeinen Weg von den andern ſcheiden. Einer, der kleine, blonde Ernſt Daxer, der Sohn der Poſtmeiſterswitwe aus der Sporengaſſe, der ging auch mit ihm. Der fand einen Unterſchlupf bei Verwandten in Stuttgart. Sonſt hätte es ſeine Mutter nicht an ihn wenden können.

Aber Ernſt Daxer war nicht gerade Georgs Höchſtes. Er hatte ein weiches, rundes Kindergeſicht mit Grübchen in beiden Backen und hatte enge, kurze Hoſen. Nichts um ſich daran zu erheben, gar nichts Heldenhaftes. Und Fritz Hornſtein, der alles hatte, eine tiefe Stimme und alle angehende Männlichkeit in Haltung und Weſen, der war natürlich hineingekommen.

Ja, es war ſchon ein Riß. Aber der Pfarrersgedanke war nun doch ſchon genugſam ausgeſponnen; er hatte jetzt Lebenskraft genug, um auch ohne ſolche äußeren Stützen, wie Seminar und Hornſtein, fort zu beſtehen. Georg wußte, was er zu tun hatte. Er wollte Ernſt dahinterſetzen. Alle verſchwommenen Zukunftsgedanken hatte er weggelegt. Als er ſich deſſen verſichert hatte, ging er aus ſeiner Kammer und ging die knarrende Stiege hinunter und in die Backſtube. Dort ſetzte er ſich auf den Tiſch, ließ die langen Beine herabhängen, aß heiße Wecken und miſchte in ſeinem Innern die feierlichen und die behaglichen Gefühle, und es gab eine Miſchung, wie man ſie am Morgen eines Abſchiedstags, früh zwiſchen vier und fünf Uhr nur verlangen kann.

* * *

Der Abſchiedstag ſchien auch in die Backſtube; hinten herein ſtahl er ſich, durch den ſchmalen Hof, zwiſchen Holzſchuppen und Hauswand, und ſah durch das Fenſter auf den Buben, der da mit den Füßen baumelte und die Arme gekreuzt hatte: „So, da biſt du? Biſt mir oben ausgeriſſen? Aber das hilft dir nichts, denn ich habe auch nicht mehr Stunden als andere Tage, leider, und die Eiſenbahn wartet nicht.“

Da fiel es dem Ausreiſenden ein, daß er noch viel zu tun habe. Er glitt vom Tiſch herab, der Geſelle löſchte das Gas; Franz ging, vom Kopf bis zu den Füßen mehlbeſtäubt, in ledernen Schlappſchuhen hin und her, und trug das Brot für die Wiblinger, ſchwarzes und weißes, auf ſeinen Armen. Jungfer Lieſe aber füllte die Fächer des Ladens damit.

Da ſtand eine Wanne voll Wecken, hochaufgetürmt, die waren bräunlich und glänzend und dufteten ſo lieblich, als wollten ſie den Reiſenden noch in letzter Stunde an der Naſe feſthalten. Sie kniſterten leiſe, wenn man an die Wanne anſtieß, ſo röſch gebacken waren ſie. „Laß mich,“ ſagte Georg, und trug die Wecken vor ſich her. Er ſtolperte aber auf der mittleren der drei Stufen, die von der Backſtube zum Laden hinaufführte und kollerte ſamt den Wecken dort hinein. Wie ſchön war es zu Hauſe. Wenn er nun dabliebe und ein Bäcker würde, ſo ſtreifte ihn ein ſekundenlanges Gefühl. Ach, hinweg damit. Das Leben mußte ja ſeinen Gang gehen.

Da ſetzte er die rote Mütze auf und ging aus dem Hauſe. Er hatte es ja nicht wie die Schwalben, er hatte ſeine alten Führer noch. Nun ging er, um ſich von ihnen ein gutes Wort zum Abſchied zu holen. Es war zwar noch früh, aber es litt ihn nicht mehr im

Hauſe. Zu Hollermann konnte er ja immerhin ſchon gehen. Der war ein Frühaufſteher von jeher.

* * *

Ach, wißt ihr, wie das iſt, wenn man ſeine Vaterſtadt zum erſtenmal verläßt? Wißt ihr aus Erfahrung, wie da alles und jedes ein Geſicht und eine Stimme bekommt, auch das allergleichgültigſte?

Es iſt ja wie ein Bilderbuch, das man noch einmal durchblättert, nur daß die Bilder lebendig ſind.

Da ſind die alten, hohen Häuſer am Säumarkt. Ja, ſo heißt er, das läßt ſich nun nicht ändern. Die ſtehen beiſammen und neigen, wenn man ſo ſagen ſoll, oben die Köpfe zuſammen. Die mögen ſchon etwas erlebt haben, ſeit ſie da ſtehen. Da iſt das Haus des uralten Kaufmanns Hahn, der nach der Meinung der Jugend ebenſo alt und ebenſo vornübergebeugt iſt, wie ſein altes Haus. Ach, riecht es dort drinnen in ſeinem Laden nach Schnupftabak, Käſe und Häring! Ach, liegt und ſteht und hängt es dort voll mit allem erdenklichem Gerümpel. Es iſt ja faſt nicht vor dem Haus vorbei zu kommen. Wie oft ſind die Buben dort drin geweſen, ihrer ſo viele als möglich miteinander, und einer kaufte einen Bleiſtift für drei Pfennig und die andern fragten nach tauſenderlei unmöglichen Dingen. Und jeden fragte Herr Hahn: „was 'fällig, he, hm?“ Er war nicht von Wiblingen gebürtig, der Herr Hahn. Sonſt hätte er nicht ſo gefragt. Aber das gab jedesmal ein unauslöſchliches Gelächter. Es bedarf ſo wenig, um die Wiblinger Jugend zu ſolch einem Jubel zu bringen. Wenn es gar zu bunt wurde, dann ging er umſtändlich in ſeine Ladenſtube hinein und brachte von dort einen Hakenſtock heraus.

Man konnte ſich denken, was er damit wollte. Aber das warteten die Buben nicht ab. Wie das wilde Heer ſtürmten ſie hinaus.

Und dann das Haus des einzigen Juden im Städtlein, des alten, reichen Samuel Wormſer. Es hat unten vergitterte Fenſter und hinter den vergitterten Fenſtern ſitzt der Samuel in ſeinem bunten Schlafrock und dem Sammetkäppchen und zählt ſeine unermeßlichen Reichtümer, wenn es die Jugend recht weiß. Seine Frau Lea iſt alt und dick und hat ein gelbes Geſicht und eine ſchwarze Perücke auf und ruft ihrem Mann ſo unnachahmlich: Sa—moell Aber ſie iſt daneben unſäglich gut. An Oſtern eſſen alle Kinder Matzen, die ſie von Samuel Wormſers Lea haben. Das iſt ein intereſſantes Haus. Am Samstag Abend ſteigen die Buben hie und da über die Hofmauer hinein und ſehen ins Fenſter, wie da der Samuel und die Lea und ihr Enkelſohn, der Hirſch Roſenſtock, und die Magd, die Sannel, und der Knecht, der Kallmann, um den ſiebenarmigen Leuchter herumſitzen, und wenn ſie angeſtrengt horchen, ſo hören ſie, halb geſungen, halb geſprochen, ein fremdartiges Beten. Hier jubeln und toben ſie nicht, da ſind ſie ganz ſtill und es ſchaudert ſie ein bißchen an. Das iſt ſo eine fremde Welt, aber ſie iſt nicht zum auslachen, ſie iſt heilig und verlangt Reſpekt. Einmal haben ſie einen durchgehauen, der die alten Leute ſtören wollte. Das ſei ein gutes Werk geweſen, ſagte der Rektor Cabiſius. Das Durchhauen nämlich.

Da iſt auch das Haus des Doktors. Das iſt das ſchönſte dort herum. Es hat einen großen, meſſingenen Türgriff, zwei Schlangen, die aus einer Schüſſel freſſen, und die Tür glänzt von Sauberkeit und Leinöl und die

Schlangen glänzen auch. Hat noch eine Tür auf Erden einen ſolch feierlichen, dumpfen Schall, wenn ſie zufällt? führt noch irgendwo eine ſolch glänzende leinölgetränkte breite Treppe zu ſolch einem atemraubend feierlichen Zimmer empor, wie das Sprechzimmer des Doktors iſt? Es iſt kaum möglich. Georg Ehrenſperger ſtellte ſich lange Zeit den lieben Gott nicht viel anders vor, als den Doktor.

Ein bißchen freundlicher vielleicht, und den Bart ebenſo groß, aber weiß, und einen blauen Mantel, — aber ſonſt, ſo groß und breit und ſo unſäglich imponierend und eine ſo volle Stimme, auch aus dem Bart heraus, alles.

Ach, das Bilderbuch nimmt ja kein Ende. Es iſt ja kein Fertigwerden. Man kann ja nur alles ſtreifen mit einem raſchen Blick.

* * *

Hollermann ſaß am Fenſter, als Georg zu ihm kam. Die Morgenſonne lag auf ihm und füllte ſein Stübchen; man ſah, er wärmte ſich daran. Er fror ſo oft in letzter Zeit, er war auch recht hinfällig geworden. Man konnte nicht recht ſagen, was ihm fehlte, er hatte nur, wenn er ging, einen müden Tritt, und ſeine Haltung war nachläſſig und ſchlaff. Manchmal ſchlief er ſo ſitzend ein und dann, wann er erwachte, konnte er ſich nicht recht beſinnen. Auch vergaß er hie und da, was in der neueren Zeit geſchah, das Alte, das konnte er gut behalten.

„Nun gehſt du," ſagte er. „Nun hat das alles ein Ende, was wir ſo miteinander getrieben haben. Du biſt in der Stadt und ich ſitze hier und warte auf dich. Wenn du kommſt, mußt du mir alles vorſpielen, was du bis dahin gelernt haſt. Das iſt ſo um Weihnachten

herum, nicht? Heißt das, wenn ich nicht vorher —" er ſah mit einem ſchnellen, glänzenden Blick auf und machte eine auffliegende Bewegung mit der Hand.

Ein weiches Lächeln ging um ſeinen Mund. Nun ſah er aus, wie ein Kind, das ein wenig von einem ſchönen, frohen Geheimnis enthüllt und es ſchnell wieder zudeckt, um die Freude nicht vorweg zu nehmen.

— „Was ich bis dahin gelernt habe? Da iſt nichts vorzuſpielen." Georg bemühte ſich, ſehr viel Feſtigkeit in ſeinen Ton zu legen. „Dazu iſt keine Zeit, jetzt nicht. Ach, ich glaube, überhaupt nicht. Das habe ich auf die Seite gelegt. Ich muß furchtbar fleißig ſein, daß ich nach einander mit allem fertig werde."

Da ſah der Alte ſehr erſchrocken aus.

Nun hatten ſie alles ſo ſchön ausgemalt.

„Wenn du das aber in dir drin haſt," ſagte er kleinlaut.

„Was mein Großvater war, der alte Schäfer Hollermann, der pflegte zu ſagen: ‚was drin iſt, das will heraus. Das läßt ſich nicht totdrücken.' Nun iſt das ſo. Was willſt du denn nun werden?"

„Pfarrer," ſagte Georg. „Das weißt du doch. Das iſt furchtbar ſchwer, das kannſt du dir denken."

Der Alte nickte ein wenig verlegen. Er hatte es ja richtig vergeſſen gehabt. Er war auch darum verlegen, weil der Bub, mit dem er immer wache Träume geſponnen hatte, nun auf einmal ſo pflichtbewußt und ſelbſtſicher vor ihm ſtand. Das war ja gar nicht mehr derſelbe Bub.

Da hatte der zum Glück einen unvernünftigen Augenblick. „Dir kann ich's ſchon ſagen," — er tat wichtig und geheimnisvoll, — „ſobald ich ſo ein bißchen voran

bin, da unter den Stadtſchülern, und ſehe, daß ſie mich nicht hinunterkriegen, dann — es iſt ein Klavier in dem Haus, in das ich komme. Das kommt ſchon alles noch dran, ſpäter. Man wird ſchon ſehen, was noch kommt. Ich, wenn ich Pfarrer bin, — und habe den Kirchenſchlüſſel, dann — dann will ich alle Werktag, wenn niemand in der Kirche iſt, Orgel ſpielen. Dann hol' ich dich. Dann kannſt du zuhören."

Der Alte ſchüttelte leiſe den Kopf: „Das hör' ich nicht mehr."

Aber der Knabe hörte das nicht.

Ihm flogen die Gedanken wieder über die nüchterne, pflichtgetreue Wirklichkeit hinaus, wie Vögel, und ſetzten ſich auf einen Wunderbaum, der irgendwo in der Welt draußen ſtand und fingen an zu flöten und zu ſingen: „Das Leben macht die Tore weit, weit, weit! Zicküh, zicküh, es hat alles drin Platz."

Und unter dem Baum ſtand die Jugend und reckte ihre herrlichen Glieder und nickte ihm mit leuchtenden Augen zu:

„Natürlich iſt das ſo. So lang ich währe. Wie lang ich währe? Immer, immer, weißt du das nicht?"

* * *

Alſo guckten ſeine jungen Träume hie und da zwiſchen den großen Pflichtgedanken heraus, wie fröhliche Kindergeſichter zwiſchen zugezogenen Vorhängen. „Wir ſind noch da; wir kommen ſchon wieder; es macht uns nur Spaß, ſo ehrbar zu tun." Das wußte Georg ſelbſt nicht. Er nahm es gewaltig ernſt mit allen guten Vorſätzen und mit ſeiner neuen, verſtändigen Jungmännerwürde.

Gertrud hätte davon zu ſagen gewußt. Er quälte ſie viel in dieſer Zeit. Sie ſagte aber nichts. Manchmal lachte ſie, und manchmal gab ſie einen Puff zurück und geſtern abend war ſie ihm kurzer Hand davon gelaufen.

Nun kam er heute morgen und fand es noch zu früh, um der Frau Rektorin Lebewohl zu ſagen und hätte gern noch einen kleinen Schwatz mit ihr getan. Da ſtand er wie gewöhnlich an der hinteren Haustür, die nach dem Garten führt und rief mit langgezogenen Ton ihren Namen. Ger — — trud. Sie aber ſaß oben hinter einem Buch und ſtopfte die Finger in die Ohren, um ihn nicht zu hören.

Sie hörte ihn aber doch; der Schelm flog über ihr Geſicht, und ſie tat noch eine Weile, als ob ſie läſe. Dann ſtand ſie auf und ging gemütlich hinunter.

„Haſt du mich gerufen? Es war mir ſo.“

„Ja, ſchon zwanzigmal. Wo ſteckſt du denn?“

„Ich? Oben. Warum?“

„Warum? Sei doch nicht ſo. Ich gehe heute fort. Du, ich muß dir noch ſagen, daß — — —“ Da kam irgend etwas ganz notwendiges zum Vorſchein.

Denn er mußte ihr alles erzählen, auch jetzt. Seine ſpartaniſche Suppe ſchmeckte ihm nur, wenn er ſie mit ihr teilen konnte. Ja, und wenn er ihr auch eine einbrocken konnte. Das tat er auch, oft genug. Und es gewährte ihm eine ſonderbare Befriedigung, wenn ſie das Geſicht verzog.

Er fing ſeit einiger Zeit an, von all den jungen Leuten als von ſeinen Freunden zu reden. Das durfte er ja gern. Aber erſtens entſprach es nicht recht dem

Tatbeſtand, und zweitens legte er eine Herausforderung in ſeinen Ton.

„Mein Freund ſo und ſo.“ Damit fing jedes Geſpräch an.

Heute auch. Gertrud wunderte ſich. „Der auch? Und der auch? Das ſind alles deine Freunde? Das haſt du ſonſt nie geſagt.“

„Ja. Haſt du was dagegen? Sind alle aus meiner Klaſſe. Natürlich.“

Sogar von Ernſt Daxer ſagte er ſeit einiger Zeit immer: „mein Kamerad Daxer. Das ſagt er, das tut er.“ Aber immer: „mein Kamerad Daxer.“

Gertrud war es fremd dabei zu Mute. Nun ging er nicht als landfahrender Geiger in die weite Welt. Kein abenteuerlicher Plan kam ins Werden. Aber nun entfernte er ſich in anderer Weiſe von ihr. Sie wußte nicht, daß er wieder einmal einen zu ſtarken Anlauf genommen hatte und übers Ziel hinausſchoß. Sie verſuchte aber, tapfer mitzugehen.

„Du, das wird fein. Wenn du in die Vakanz kommſt, dann machen wir gerade ſo weiter. Es wird ſein, als ob du gar nicht fort geweſen wärſt. Du mußt mir alles erzählen und ich dir.“ Er tat, als ob das unwahrſcheinlich ſei.

„Das ſind Bubengeſchichten, was ich jetzt erlebe,“ ſagte er. „Das intereſſiert Mädchen nicht ſo. Und da kommen auch alle meine Freunde nach Haus. Bis man da an allen herumkommt, das nimmt viel Zeit.“

Da hatte ſie ihre ſchwarze Suppe. Sie ſchluckte daran, ſie war ſcharf gepfeffert.

Er ſchielte nach ihr hin, ohne den Kopf zu drehen. Er konnte die freie Männlichkeit noch nicht ſo recht ver-

tragen. Er war ja doch da zu Hauſe; ſie gehörte ja ſo ſicher zu ihm, daß er ſie auch kecklich ein bißchen quälen durfte. Aber nun war es ihm doch unbehaglich.

„Ich freue mich aufs Läuten in der Sylveſternacht," ſagte er unvermittelt. „Und aufs Kindleinwiegen in der Chriſtnacht. Da gehen wir auf den Turm, nicht? Du, ſagſt du gar nichts?"

„Wer geht? Deine Freunde und du?"

„Ach, Dummheiten, du und ich. Sei nicht ſo empfindlich. Mädchen ſind immer empfindlich, Buben nicht."

Nein, ſie war nicht empfindlich, das konnte man nicht ſagen. Wenigſtens nicht mehr, als unter dieſen Umſtänden billig war. Sie machte den großen Gedankenſprung mit. Alſo würde es doch wie ſonſt. Das war die Hauptſache.

Da lachte ſie. Sie war froh darüber.

„Du, geſtern hat mich der Großvater gefragt, ob ich nicht Lehrerin werden wolle. Ich weiß aber nicht. Wir hatten einmal eine, als ich noch in der Volksſchule war, in der unterſten Klaſſe, nein, in der zweiten. Die hatte einen ſo langen Stock, daß ſie damit über eine ganze Bank hinreichen konnte. Wenn eins nicht aufpaßte, zog ſie allen eins hinten über. Den Stock hat ihr der Oberlehrer abgeſchnitten. Und dann leckte ſie ſich immer die Lippen ab. Ich dachte immer: was ſie wohl heut gegeſſen hat? Ich weiß nicht, ob ich eine Lehrerin werden will."

„Darum?" ſagte Georg. „Das brauchſt du ja nicht nachzumachen. Du kannſt ja auch eine nette werden. Das kommt ja auf dich an."

„Ja, wenn du meinſt?“ Sie machte ein ernſthaftes Geſicht. Das tat ihm mächtig wohl. Nun konnte er ſeine Überlegenheit zeigen. „Ach,“ ſagte er, es iſt ja einerlei, Buben müſſen etwas Rechtes werden. Meine Kameraden werden alle etwas, ich auch. Bei Mädchen iſt das nicht ſo wichtig. Du kannſt auch zu Hauſe bleiben. Es iſt einerlei.“

Da ſtand ſie ſchon in der Haustür. Wie der Wind war ſie die Steintreppe hinaufgefahren. Die braunen Zöpfe lagen ihr um den Kopf. Sie machte ein hochmütiges Geſicht. Darin verſtand ſie keinen Spaß.

„So warte doch, ich gehe mit. Du, Gertrud, ſpring doch nicht ſo.“

Aber ſie rief ſchon von der Treppe her: „Ich habe mich ganz vergeſſen, ich muß üben. Ich habe nachher Klavierſtunde.“

Weg war ſie.

Da machte er ein grimmiges Geſicht. Klavierſtunde? und er? Da ſtieg er langſam hintendrein.

Aber nach einer Weile guckte Gertrud lachend hinter der Großmutter vor. Die war beſchäftigt, ihm die Taſchen mit Nüſſen zu füllen. „Sie ſind von unſerem großen Baum. Du biſt oft genug darunter geſeſſen. Vergiß nicht“ —, da ſtieg ihr etwas Gerührtes bis in die Kehle empor. „Vergiß nicht, daß du hier daheim biſt,“ ſagte der Rektor. Das hatte ſie nicht ſagen wollen; ſie hatte einige kleine Ermahnungen bereit gehalten. Die waren nun im Keim erſtickt.

Aber was ſchadete das?

Sie gaben ihm mehr mit ins Leben hinaus, als Ermahnungen, viel mehr.

Sie hatten Sonne und Wärme in ſeine Kinderjahre gebracht. Sie waren ſo unüberwunden vom Weltleid und von allen grauen Geiſtern. Und ſie behielten ihm einen Schatz von Liebe auf, deſſen Zinſen, das wußte Georg, er jederzeit erheben konnte, ſolang — ja, ſolange die beiden da waren.

Zweites Buch

Erſtes Kapitel

Sollen wir mit den beiden jungen Leuten ins Leben hinausfahren?

Sie ſitzen in der Eiſenbahn, und die Lokomotive ſchnaubt und ziſcht, ungeduldig wie ein Renner, der am Zügel gehalten wird und auf das Zeichen wartet, das ihn dahinfliegen läßt.

Der Rektor Cabiſius ſteht an dem einen Fenſter, und ſagt zu Georg Ehrenſperger: „Grüß den Herrn Profeſſor Lindemann von mir. Ich — ich hab' einmal eine Wanderung mit ihm gemacht, den Rhein hinunter, und wir haben in Rüdesheim miteinander, — doch, das iſt lange her. Grüß ihn von mir."

Und die Poſtmeiſterswitwe Daxer, die große, hagere Frau mit dem ſtrengen Geſicht, das dem ihres Sohnes ſo unähnlich wie möglich iſt, ſteht an dem anderen Fenſter, und langt mit ihrer zerarbeiteten Hand hinein und ſtreicht ihrem Buben ein paarmal ſäubernd über den Ärmel. „Du biſt an der Wand geſtreift," ſagte ſie, „gib fein acht auf deine Sachen. Der Anzug iſt aus Vaters Sonntagskleidern." Sie hat fünf Kinder, von denen Ernſt das älteſte iſt, und ſie läßt ſich's ſauer werden, mit ihnen durchzukommen. Sie wurde Witwe, als das Kleinſte eben geboren war. Da, im ſtrengen Kampf gegen die Armut und gegen das Verderben der Kinder, ſind ihre Züge und ihre Hände etwas hart geworden.

Auch kann ſie keine beſonders lieben Worte machen. Aber man muß ihr jetzt in die Augen ſehen. Ein ganzer Quell von Mutterliebe liegt darin. Und da kommt noch zu guter Letzt Meiſter Nöſſel an, mit einer Traglaſt zerriſſener Kleider beladen, die er in ſein altbekanntes grünes Tuch gehüllt hat, und zwinkert mit den Augen, und weiß nicht recht, was ſagen, ſo voll iſt er von der Bedeutung des Augenblicks, und ſagt ein paarmal hintereinander: „Alſo ſo weit wären wir, ſo weit wären wir.“

Und die beiden Reiſenden nicken heraus und wiſſen auch nichts mehr zu ſagen. Draußen iſt die Ferne, die lockt und ſchimmert, und die auch ihr Grauen hat, und hier iſt die Heimat. Es ſitzt etwas wie ein Butzen in ihrem Hals. Es iſt gut, daß es nun abgeht.

Sollen wir mit ihnen fahren? Sie werden viel Neues erleben, uno das Leben wird an ihnen arbeiten, da ſie meinen, ſelbſt tüchtig an der Arbeit zu ſein.

Oder ſollen wir hier bleiben, wo die Alten ſind, deren Tag ſich neigt? Sollen wir noch ein Stück weit mit ihnen gehen und zuſehen, wie die ſinkende Sonne einen milden, heiteren, lichten Schein über ihre guten Geſichter wirft?

Wir ſind alle Wandersleute, wie wir wiſſen, und beides verlohnt es ſich für uns zu ſehen: wie die Jungen ins Leben hineingehen, und Beſitz davon ergreifen, und feſte, dauerhafte Häuſer da zu bauen gedenken, — und wie die Alten ſich leiſe davon los machen und hinausgehen.

Wir werden beides zu ſehen bekommen. Es reiſt ſich leicht und ſchnell in Gedanken. Wir kommen wohl noch hinter den Jungen drein, wenn es dann an der

Zeit iſt. Um es rund heraus zu ſagen: wir haben jetzt gerade hier zu tun. Wir haben den alten Hollermann zu pflegen, und wir haben noch einiges von ihm in Empfang zu nehmen, eh' er ſeine ledernen Pantoffel für immer auszieht und ſeine windſchiefe Lehmhütte verläßt und ſich auf die Reiſe begibt, — auf die Suche nach dem Land, in dem es nach ſeiner Meinung „beſſere Geigen" gibt.

Er ſaß noch eine Zeitlang am Fenſter, das auf die Felder hinausgeht, und manchmal verſuchte er auch, noch einen Korb zu flicken. Aber damit ging es nicht mehr recht. Da ließ er es. Es wußte niemand ſo recht, was ſeine Krankheit ſei. Eines Tags ſchickten ihm die Freunde den Doktor, den ſchwarzbärtigen ſtarken Mann, der in dem bekannten Haus am Marktplatz wohnte. Der war zuerſt ein wenig kurz angebunden und ſeine Augen blitzten unter den buſchigen Brauen hervor. Es war ſeine Art ſo, er meinte es nicht böſe. Aber nach einer Weile ſaß er neben dem alten Korbflicker am Fenſter. „Ja, ja," ſagte er, „das iſt freilich das Vernünftigſte. Sich ſchicken, das muß jeder. Ich will Ihnen weiter keine Flauſen vormachen; es iſt das Alter, und das Herz, das tut nicht mehr mit. Ja, ja." Er hatte aber ein Wohlgefallen an dem alten Mann. Der ſaß ſo gelaſſen da und ſein Geſicht war ſo mild und freundlich, wie der Oktobertag draußen. Und er hatte zu dem Doktor geſagt: „Es freut mich, daß Sie mich beſuchen; es freut mich. Ich — wiſſen Sie, ich habe hier ſo eigentlich nichts mehr verloren, und es nimmt mich Wunder, es nimmt mich ſchon lang ſtark Wunder, was nachher kommt. Da iſt ſo vieles, über das ich mich beſonnen habe, wenn ich ſo allein daſaß bei meiner Arbeit,

oder nachts, wenn ich keinen Atem kriegen konnte im Bett, und hinausſah, wie die Sterne da oben hingehen. Da ſteht ja in den Büchern, die die klugen und gelehrten Leute ſchrieben, das ſeien lauter Welten, und man könne nicht wiſſen, wer darauf wohne. Ganze Welten, Herr Doktor, und ſo viele, daß einem die Augen vergehen, wenn man nach ihnen hinſieht. Ob da Menſchen ſind und ob der eine Gott nach ihnen allen hinſehen kann und anordnen, was da geſchehen ſoll? Und was mit uns ſelber geſchieht? Da ſtehen lauter Fragen, rings herum. Und darum" — er lächelte ſtill vor ſich hin, „darum denk ich oft: kann ſein, du erfährſt etwas von dem allem, wenn du da hinüber kommſt. Daran herumraten hilft nichts; aber erleben, Herr Doktor, erleben. Nein, es braucht Ihnen nicht leid zu tun, ich kann hier gut abkommen." Der Doktor ſah ihn freundlich an und nickte ihm zu.

Er war ſelber ſchon mit einer großen und treibenden Wißbegierde vor den tiefen Fragen des Weltalls geſtanden und hatte nichts unverſucht gelaſſen, um hinter die Geheimniſſe zu kommen, die ſo groß und dunkel daſtanden. Hie und da war es ihm geweſen, als ob ihn die Wiſſenſchaft in große, lichte Weiten ſchauen laſſe, die glänzten wie im Morgenrot und verhießen einen vollen Tag. Und manchmal war er wieder dicht vor dem Nichts geſtanden, das hatte ihn mit kalten, furchtbaren Augen angeſehen. Es war aber etwas in ihm, noch aus ſeinen Kindertagen her, das fragte immer noch weiter. Das war nicht mit dem Nichts zufrieden und wußte doch, daß das Rätſel nicht zu raten iſt: Woher wir kommen und wohin wir gehen, und was für ein Sinn in dem ganzen Getriebe des Lebens iſt.

„Erleben, Herr Doktor, erleben," ſagte der alte Mann neben ihm und ſagte, daß er gern von hier fortgehen wolle, weil er denke an einen Ort zu kommen, wo ihm einiges geſagt werde von dem, was ihm die Seele fragend bewegte. Ja, er hoffte wohl, daß ihn der liebe Gott auf die Arme nehme, wie ein Vater ſein Büblein: „Da, nun ſieh einmal zum Fenſter hinaus: Siehſt du? Sieh dir's recht an. So iſt das." Und wieſe ihm mit dem Finger dahin und dort. Und ſtellte ihn auf den Boden, ſatt und froh vom Schauen.

Es war dem Doktor, als wärme er ſich an einem hellen und freundlichen Feuer, wenn er auch nicht ſo ſagen konnte, wie Hollermann. „Ich komme wieder," ſagte er, als er ging, und gab dem Alten die Hand. Und er kam auch wieder, obgleich da nichts zu kurieren war.

Die Freunde kamen, einer um den andern. Meiſter Nöſſel und der Rektor Cabiſius, und die Frau Rektorin wäre gerne auch gekommen, wenn ſie nicht mit einem Rheumatismus hätte im Lehnſtuhl ſitzen müſſen. Den hatte ſie ſich beim Wäſcheaufhängen geholt. Nun ſaß ſie und ärgerte ſich weidlich, da angebunden zu ſein, und kam ſich vor, wie die jüngſte Frau, die eigentlich mit ſolchen Dingen nichts zu ſchaffen zu haben brauchte, trotz ihrer zweiundſiebzig Jahre, und ſchickte Gertrud im Haus hin und her mit Aufträgen, treppauf, treppab. „Gertrud hier, Gertrud da." Gertrud war jetzt vierzehn Jahre alt, zu groß, um mit den Lateinſchülern zuſammen zu ſitzen, ſagte die Großmutter. Die begehrte nun ihr gutes Recht an dem Mädchen. „Halbpart, Mann," ſagte ſie, wann die beiden, der Rektor und die Enkelin, ſich nun allzu tief in die Bücher verbeißen wollten, die in den

hohen Schränken ſtanden, und nach denen beider Sinn ſtand. Was waren da noch für Schätze zu heben. Ein Lebenlang mußte man daran zu ſammeln haben.

Der graue und der braune Kopf beugten ſich zuſammen darüber; ja, der Rektor hatte ja ſeine Schule, freilich; aber konnte nicht Gertrud, bis er allemal nach Hauſe kam, ein gutes Stück weiter lernen? Das wäre ſo der beiden Sinn geweſen.

„Halbpart," ſagte die Großmutter, denn noch hatte ſie hier auch etwas dreinzureden. „Was? mit vierzehn Jahren hab' ich an den Waſchtagen allein gekocht, und habe," hier wurde ihr Ton ein wenig vorwurfsvoll, „meiner alten Großmutter einen Schemel geſtickt, ganz in Perlen, zwei weiße Lapins mit blauen Bändchen um den Hals, und auf grünem Grunde. Abend für Abend habe ich daran geſtickt, ein ganzes Vierteljahr lang. Den Schemel muß meine Baſe in Ulm noch haben."

Da lachte Gertrud hellauf und der Rektor lachte mit. Es war nichts Geſcheites anzufangen mit den beiden, die alte Frau hätte es ſich denken können. „Großmutter, Perlenſticken, das iſt ja nicht mehr Mode." „Anne, das Sticken, das erläßt du ihr. Aber kochen, ja, das ſoll ſie lernen. Das wird ja nicht ſo ſchwer ſein?" Aber da hatte es der Rektor nun auch verſchüttet.

„So, du denkſt: das kann man ſo nebenher? Aber ich will es euch ſchon zeigen. Gertrud, heut' abend haſt du die Küche. Erbſenſuppe mit Leberwurſt für uns; und für den alten Hollermann — nein, das tun wir morgen. Ich habe ein Hähnchen für ihn. Ihr laßt es mir doch verbrennen, du und die Marie. Ihr ſeid nicht mit dem Kopf dabei, das iſt die Sache. Es iſt ein

Elend, wenn ich alte Frau in der Stube ſitzen ſoll. Morgen geh' ich in die Küche, und wenn ich dahin kriechen muß."

Das hatte ſie nun ſchon oft geſagt. Aber noch war ſie nicht dahin gekommen. Der Rheumatismus dauerte ſchon eine ganze Weile und die Beine verſagten den Dienſt. Da war nichts zu machen. Es war keine Kleinigkeit, und das nicht wegen der Schmerzen allein. Mußte ſie nicht alles aus den Händen geben, was ſie allein richtig beſorgen konnte? Und mußte ſie nicht den alten Hollermann, der nun allmählich bettlägerig wurde, mußte ſie ihn nicht liegen laſſen, wie er lag? Sie war ſchon längſt gut Freund mit ihm geworden. Aber was konnte das nun helfen? Hier ſaß ſie, und auf dem Turm ſaß Frau Judith; ſie lagen beide ſozuſagen an der Kette, und da draußen war eine Männerwirtſchaft ohne gleichen. Die Frau Rektorin konnte ſich denken, wie es zuging, obgleich ihr der Gatte lauter Liebes und Gutes erzählte. Meiſter Nöſſel kam täglich, das Bett zu machen, und manchmal fegte er auch die Stube aus, und das Eſſen — ja das Eſſen, das ſchickte ſie ja freilich durch Gertrud hin, und der Rektor trug öfters eine Flaſche Wein in der Rocktaſche hinaus. Aber dennoch, es wurde ſicherlich eine Menge verſäumt, das konnte gar nicht anders ſein, wo kein Frauenauge wachte.

„Mann, du haſt geraucht. Du kommſt doch von draußen herein? Voll Pfeifengeruch iſt dein Ausgangsrock."

Er ſaß neben ihr auf der Seitenlehne des Großvaterſtuhls. Er war eben nach Haus gekommen.

„Natürlich hab' ich." Er nickte vergnügt.

„Es war immer ſo langweilig draußen bei Holler-

mann. Man will ſich doch hie und da eine Stunde zu ihm ſetzen. Aber ohne Pfeife? Da hab' ich geſtern die mittellange mitgenommen. Nöſſel hat die ſeinige auch gebracht. Es war ein feiner Einfall. Wir ſaßen ums Bett und rauchten. Hollermann auch. Er hat ſich ein kleines Loch ins Kopfkiſſen gebrannt; da lag ein Stückchen Fidibus, das glimmte ſo fort. Wir ſahen es erſt, als ein paar Federn angeſengt waren. Nun haben wir das Loch mit einem Bindfaden zugebunden, wie man einen Sack zubindet; es iſt grad an der Ecke. Wir haben als Buben manchen Apfelſack miteinander zugebunden. Fein war das damals, wir kamen heute ſtark an jene Zeiten."

Aber nun fand die Frau Rektorin endlich Worte.

„Und das erzählſt du mir noch? Seid ihr immer noch Schuljungen, oder wie? Setzt euch zuſammen und raucht? Und Hollermann liegt im Bett, und weißt du, was mir der Doktor geſagt hat? ‚Das erliſcht ſo vollends wie ein Licht,' hat er geſagt. Er mag den Alten wohl leiden. Wollt' ihr ihn vollends aus dem Leben räuchern?" Sie fand es ſchwer, dort draußen nicht die Zügel in der Hand zu haben. Dies hatte alles keine Art.

Der Mann war nicht beſonders ſchuldbewußt. „Sieh' einmal, Anne," ſagte er, „nun hat Hollermann ſchon fünfundſiebzig Jahre lang geraucht. Nein, nicht ganz ſo lang, obgleich wir als Buben ſchon Kartoffelkraut rauchten. Aber doch nicht viel weniger. Nun laß' ihn vollends. Es ſei ihm ſchädlich? Ach, Anne, was iſt da noch zu ſchaden? Das weißt du ja. Und es iſt ſo behaglich. Nein, nun laß' uns nur."

Da mußte ſie auch hier die Hände vom Spiel laſſen.

Das Weltrad ging herum wie ſonſt. Aber es war ſchwer einzuſehen, daß es ohne der Frau Rektorin tätiges Eingreifen ging.

Es ging herum wie ſonſt. Und eines Tages ging es auch ohne den alten Hollermann. Der war leiſe davon gegangen. Ihm war nie ein Zweifel darüber aufgeſtiegen, daß es auch ohne ihn gehe. Er hatte die letzten Tage mit ſtillen und ſtaunenden Augen vor ſich hingeſehen und nicht mehr viel geſagt.

Da wollte eine Tür aufgehen, und hinter der Tür, was da wohl war? Darauf richteten ſich nun alle Sinne in einer großen und feierlichen Erwartung.

* * *

Im November bekam Georg Ehrenſperger folgenden Brief mit der ſauberen, etwas eckigen und etwas ſchnörkelichen Handſchrift des Schneidermeiſters und Turmwächters Nöſſel:

Lieber Georg!

Indem ich es als eine Pflicht in die Hand hinein verſprochen habe, tue ich Dir zu wiſſen, daß unſer gemeinſamer alter Freund und Schulkamerad Hollermann heute nachmittag begraben worden iſt. Zu liegen kam er neben den reichen Lohgerber Kümmerle, der ſich noch dieſen Sommer ein neues Haus gebaut hat, und iſt der eine gern gegangen und der andere ungern, und das iſt, ſoviel man von hier aus ſehen kann, der ganze Unterſchied. Denn hinüber ſieht man nicht und muß warten, bis es an der Zeit iſt und wird wohl bei uns Alten nicht allzu lang dauern damit. Sagen ſoll ich Dir aber von dem alten Hollermann, daß Dir ſeine Flöte gehören ſoll und daß Du daran denken ſollſt, wenn Du ſie blaſeſt:

daß, wer den rechten Ton will finden, der in allen Dingen beſchloſſen liegt, der muß in die Stille gehen und muß allein ſein und horchen. Und darf nicht fragen: Iſt es ſo den Leuten recht? ſonſt ſchallen die Pfeifen und Trommeln von den Jahrmärkten hinein und der rechte Ton geht darüber verloren, daß man auf zweierlei hat gehorcht. Lieber Georg, der alte Hollermann iſt ein Sinnierer geweſt, und Frau Judith, als ich ihr das erzählte, was ich Dir ſchreiben ſoll, hat geſagt, daß Du erſt müſſeſt in das Leben hineinwachſen, eh' Du das verſteheſt, und ſolleſt nur derweil gradaus gehen und Deine Schuldigkeit tun, das andere, das komme ſchon noch dran.

Und wird es bei uns immer leerer, da der Alten nur noch wenige ſind, und die Jungen wachſen herauf, und iſt das wohl immer ſo geweſt, ſeit Anbeginn der Welt.

Die Gertrud ſitzt auch da am Tiſch, da ich dieſes ſchreibe, und treibt ihren Scherz mit der Frau Judith, und ſagt, ſie möchte gern ein Mann ſein und ein Profeſſor werden, nur des Lernens und der Bücher wegen. Und kriegte ich keinen kleinen Schreck, als ich das hörte, denn es tut nicht gut, daß ein Mädchen ſo ſehr an der Männer Weisheit hängt; ſie gehen darüber der lieblichen Einfalt verluſtig. Aber Frau Judith iſt nicht ängſtlich. Sie hat geſtern vom Fenſter aus geſehen, daß die Gertrud den Karren der Sandröſe, der naß und ſchwer war vom Regen, den ganzen Mühlberg herauf geſchoben hat. Und hat die Röſe nicht gewußt, wie ihr geſchieht. Du weißt, ſie iſt alt und mühſelig und kam nicht mehr ſo fort mit dem ſchweren Karren. Und da ſie ſich umſieht und will ſich bedanken, läuft das Mädchen ſchon wieder den Berg hinunter mit langen Schritten. So ſagt nun

die Judith, daß es keine Not habe, ſolange eins die Augen offen habe für die Armen und Geringen, und greife kecklich zu beim Helfen. Das ſei das Rechte, das den Frauen zieme. Da muß ich wohl ſtill ſein. Auch iſt die Gertrud noch faſt ein Kind. Es dünkt mich, ich habe mein Leben lang nicht ſolchen langen Brief geſchrieben. Es iſt am Dunkelwerden, ich muß Betzeit läuten. So grüße ich Dich denn, von mir und der Judith. Und vergiß nicht Gottes und der Alten.

Dein wohlgeſinnter Freund und Turmwächter
Friedrich Nöſſel, Schneidermeiſter.

* * *

Als dieſer Brief an ſeine Adreſſe kam, lag der, an den er geſchrieben war, der Länge nach ausgeſtreckt auf ſeinem Sofa. Das Sofa war viel zu kurz und hatte hohe, ſteife Seitenlehnen, und ſein Polſter war wellig, wie das Ebenen- und Hügelland von Niederſchwaben und Franken. Indeſſen, es war doch ein Sofa, und Georg Ehrenſperger hatte das Recht, ſich darauf auszuſtrecken. Er war vor kurzem nach Haus gekommen und war ein wenig bedrückt und wußte nicht recht warum. Er hatte Heimweh und wollte es vor ſich ſelbſt nicht Wort haben. Draußen ging der Novembertag in die Abenddämmerung über. Grau und eintönig, wie er vom Morgen an ausgeſehen hatte, ging er dem Horizont entgegen, ſtill und bedrückt, wie ein Menſch, der keinen rechten Lebenszweck hat und ſich zur Ruhe begibt, und dabei denkt: es iſt alles einerlei. Es kommt gar nicht darauf an, was ich tue; ich kann ebenſogut ſchlafen gehen.

So etwas ſteckt an, und Georg war denn auch angeſteckt, wie man ſieht. Er war eine lange Zeit ſeines

Lebens vom Wetter abhängig. Das hat er erſt ſpäter abgeſchüttelt.

Da, als er ſo lag und in die Stube hineinſah — (es war eine lange, ſchmale Stube und hatte ein Fenſter, das ging auf einen viereckigen, gepflaſterten Hof), da klopfte es, und da kam der Brief. Den las er, und ſtand nicht auf dazu, und zündete nicht die Lampe an, und las das ganze Grau des Tages und des Wetters und der Stube und der Fremde mit dem Brief in ſich hinein.

O Heimat! da brach es los.

Vielleicht gibt es ſchönere Namen dafür, aber Ernſt Daxer, der am Abend eine Weile kam, der ſagte ſachverſtändig, es ſei das „heulende Elend", das den Freund befallen habe, und ſagte, daß das eine Krankheit ſei, die jeder einmal kriege.

— Er ließ den Brief auf den Boden fallen und zog die langen Beine hinauf, um wenigſtens ſein bißchen Ich nahe beieinander zu haben, und drückte den Kopf in eine Vertiefung zwiſchen zwei Beulen des Sofas. Und dann ſchluchzte er drauf los.

Von jenem Tag an war ihm das ſteife, beulige Sofa wie ein Freund und Vertrauter, da es ſeine Tränen in den grün und braun geſtreiften Überzug aufgenommen hatte. Da, als er eine Weile, ohne ſich zu wehren, aus Herzensgrund geſchluchzt hatte, und es inzwiſchen dunkler geworden war, fing er an, ſich nach einem Troſt umzuſehen, und verfiel auf den ſteinernen, zugebundenen Topf voll Zwetſchgenmus, der in ſeinem Kleiderkaſten ſtand. Den holte er herbei und fing an, zu ſchlecken. Das Zwetſchgenmus war ihm von Jungfer Lieſe geſchickt worden, damit er ſo bis gegen Weih-

nachten hin etwas auf ſein tägliches Veſperbrot zu ſtreichen habe. Aber darauf konnte heut keine Rückſicht genommen werden. Er war ſo troſtbedürftig, und dies hier war etwas von zu Hauſe. Da aß er denn, ſtill und beharrlich, einen Löffel voll um den andern. Zuerſt ſtieß es ihn noch, es tropften noch einige Tränen in den Topf. Dann fing er zuſehends an, ſich zu erholen. Je tiefer er in das Mus eindrang, je leichter wurde ihm das Herz.

Als der Topf ſo ungefähr halb leer war, zündete er die Lampe an und las den Brief nochmals, und hatte in der linken Hand den Brief und in der rechten den Löffel, den führte er ſo ſachte hin und her. Das Mus war gut. Er hatte nun wieder Verſtändnis dafür. Alſo der alte Hollermann war geſtorben. Das war traurig. Georg konnte ſich nicht recht vorſtellen, daß er nicht mehr da ſei, wann er heimkomme. Aber es war noch vieles, auf das man ſich freuen konnte, es zerfloß nicht mehr alles in einen troſtloſen, grauen Nebel. Zum Beiſpiel bekam er die Flöte. Nein, das mit dem Rat des Alten verſtand er im Augenblick nicht ſo recht, obgleich ihm wie aus der Ferne vieles aufſtieg, das ſie in der Korbmachersſtube miteinander geredet hatten. Als er an der Stelle war, die von Gertrud erzählte, wie ſie den ſchweren Sandkarren der alten Röſe den Berg herauf geſchoben hatte, ſpürte er einen ſtarken Kitzel im Halſe. Er mußte lachen, mitten in die Trübſal hinein. Da war er gerettet. Die Gertrud war doch ein Staatskerl. Er faßte ihre Tat nicht ſo ſehr vom Standpunkt der Nächſtenliebe aus auf, mehr als einen luſtigen Streich. So war ſie, er kannte ſie wohl ſo, nichts weniger als zimperlich. Jungfer Lieſe hatte noch nicht lang einmal geſagt: „aus

der wird ihrer Lebtag nichts Feines; die iſt über einen Buben.“ Das hatte ihm mächtig gefallen; gerade ſo mußte ſie ſein, ein rechter Kamerad, geſcheit, kräftig, heiter und immer bei der Hand zu allem friſchen Tun. Er freute ſich auf ſie. Es war nur noch fünf Wochen bis Weihnachten. Als er ſo weit war, ſah er in den ſteinernen Topf; es war nicht mehr viel darin. Es war nicht mehr der Mühe wert, ihn zuzubinden. Da kratzte er ihn vollends aus, aber mit einiger Beſchwerde. Zwetſchgenmus gehört zu den Tröſtungen, die man mäßig genießen muß.

Als Ernſt Daxer kam, lag Georg wieder auf dem Sofa, und hatte die Beine wieder etwas hochgezogen. Aber das geſchah nun aus einem andern Grunde als zuvor.

Zweites Kapitel

Er hatte dem Profeſſor Lindemann den Gruß des Rektors Cabiſius ausgerichtet. Und er hatte ihn darauf angeſehen, ob er mit dieſem Jüngling in weißen Haaren verwandt ſei, und ob er noch eine Spur von jener Rheinwanderung und von jenem ungenannten Rüdesheimer Erlebnis an ſich trage. Auch hatte er, da er viel Schönes und Erfreuliches in „der Welt draußen“ zu finden hoffte, ſich auf dem Weg von ſeiner Wohnung in der Pfarrſtraße nach dem Gymnaſium ausgedacht, der Lehrer werde, überwältigt von alten Erinnerungen, die Hand ausſtrecken und ſeine, Georg Ehrenſpergers, ſchütteln, und ausrufen, wie der alte Homer den bräunlichgelockten Menelaus

ausrufen ließ: „Götter, ſo iſt ja mein Gaſt der Sohn des geliebteſten Freundes“, oder auch ſonſt etwas ähnliches. Aber der Profeſſor Lindemann rief das nicht aus.

Wenn dieſer Mann einmal mit dem Rektor Cabiſius in einer gemeinſamen Welt gelebt hatte, ſo mußte das lange her ſein. Und das war es auch. Er war ein gut Teil Jahre jünger als der Rektor. Aber er war ziemlich vertrocknet und verſtäubt.

„So, ſo,“ ſagte er, und kniff die Augen zuſammen, „ſo, ſo, Cabiſius. Ja, ja, ich weiß. Setzen Sie ſich, Ehren — Ehren — wie iſt der Name?“

„Ehrenſperger,“ ſagte Georg und ſetzte ſich.

Alſo damit war es nichts geweſen.

Da mußte das Wiblinger Stadtkind die Kammern ſeines Herzens anderweitig zu füllen trachten. Es gab noch anderes in der großen Stadt, was des Erlebens wert war. Es gab helle und breite Straßen mit glatten Pflaſtern, auf denen es ſich anmutig dahinſchlendern ließ, und mit hohen, ſtattlichen Häuſern, in denen Georg Ehrenſperger zwar nichts verloren hatte, die anzuſtaunen, ſoweit es ihre Vorderſeite betraf, ihm aber unverwehrt war. Paläſte gab es, und zwar ſowohl ſolche, in denen die Regierung des Landes vorgenommen, als ſolche, in denen Bier verſchenkt wurde, und letztere waren, alles in allem gerechnet, die pompöſeren. Wagen fuhren dahin, und obgleich der Hufſchlag der Roſſe und das Rollen der Räder auf dem Holzpflaſter der ſchönſten Straßen eine Dämpfung erfuhr, ſo gab es, da ihrer viele waren, doch ein nicht unbeträchtliches Getöſe, mit dem ſich der beſcheidene Lärm der Wiblinger Ochſen- und Kuhfuhrwerke nicht im entfernteſten meſſen konnte.

Läden gab es, die ſo glänzend, vornehm und üppig

ausstaffiert waren und die sowohl bei Tage als beim Schein des elektrischen Lichtes so zauberisch aussahen, daß es den Sohn des Wiblinger Bäckerhauses eine der gewagtesten und — unmöglichsten Taten dünkte, in einen derselben einzutreten und für ganz gewöhnliches Geld etwas von ihrem Inhalt zu erhandeln.

Er führte diese Tat denn auch nicht aus. Er wußte engere, stillere Straßen, und niedrigere, dunklere Läden, in denen er sein Brot und seine Wurst, seine Bleistifte und Schreibhefte, seine — aber das geschah nur einmal im ersten Jahr, und dann in etlichen Jahren nicht wieder, seine Zigarren, sieben Stück für zwanzig Pfennig, erstand.

Die Zigarren rauchte er eines schönen Herbstabends mit einigen Kameraden, neugewonnenen Genossen seiner Studien. Das heißt, er rauchte eine davon und bot die übrigen mit einer großartigen Handbewegung, die er dem Größten unter ihnen abgelernt hatte, im Kreise an. Es war auf der Königstraße, kurz vor Dunkelwerden.

Er wollte sein Möglichstes tun, mitzumachen. Er hatte sich vorgenommen, ganz mit den andern zu tun und ein rechter Kamerad zu sein.

Aber es ging nicht. Weder mit dem Rauchen, noch mit der Kameradschaft. Es paßte beides nicht zu seiner Natur. Es gab sich ganz von selbst, daß er bald wieder allein war.

Er hatte viel zu denken und zu staunen. Was war da für ein rauschendes, buntes Leben rings um ihn her. Wohin alle die vielen Leute gingen? Immer sahen sie aus, als seien sie in Sonntagskleidern.

Und wer da begraben wurde? Es mußte jemand Bedeutendes sein. Die vielen Kutschen im Gefolge und

ein ganzer Blumenwagen. Ein Lorbeerkranz dabei, nein, zwei, drei.

Und die hohen, hohen Häuſer. Wie viele Leute mochten da übereinander wohnen, und welche Ausſicht man von ganz oben hatte? Er ſtieg einmal auf den Stiftskirchenturm und ſah über das Häuſergewimmel hin und ſtieg ganz ſtill wieder herunter.

Mit dem einen oder andern Schulkameraden ſchritt er um zwölf Uhr mittags hinter der Wachtparade drein, die mit klingendem Spiel auf den Schloßplatz zog. Da wogte es von Menſchen, und die Springbrunnen ließen ihre Waſſer ſteigen; in bunten Farben leuchteten die Beete, rings um den Muſikpavillon her; hoch und ſchlank ragte die Jubiläumsſäule über all das Gewimmel hin; wie aus einem fremden, ſchönen Lande hierher verſetzt, winkte die Säulenreihe des Königsbaues herüber; mit klingendem, ſingendem Wellenſchlag füllte die Muſik das bunte Strombett des Lebens; öfters, als es den Kameraden gefiel, verſtummte Georg Ehrenſperger vor dem allem und ließ ſich ſchweigend und ohne viel Schwimmbewegungen von dem Strom dahintragen.

Da kamen ſie nach und nach überein, daß er ein guter, aber etwas langweiliger Kerl ſei, von dem weder im Guten, noch im Schlimmen viel Bewegung in dem Einerlei des Schuljahres zu erwarten ſei, weder auf der Straße, noch vor den Lehrern. Und, da er manchmal ſonderbar verſonnene Fragen tat, nannten ſie ihn Joſeph: „ſeht, da kommt der Träumer her,“ und ließen ihn im übrigen ſeines Weges gehen, ſo viel er wollte.

Der führte ihn durch Jungfer Lieſens Fürſorge in das Gaſſen- und Gäßchengewinkel der Altſtadt. Es lebte ihr daſelbſt die Kanzliſtenwitwe Mollenkopf, die

eine entfernte Baſe von einer Baſe der braven Ziehmutter der Ehrenſpergerskinder war, ſich mit künſtlichen und kunſtvollen Flickarbeiten ihr Brot erwarb und nebenher „Logisherren" in den zwei langen, ſchmalen Stuben nach der Hofſeite beherbergte.

Es lag nichts näher, da die Frau Mollenkopf eine brave Perſon und eine geborene Wiblingerin war, als die beiden Landsleute unter einem Dach zu vereinigen.

Und hier ſiegte denn auch Jungfer Lieſe über den Vorſchlag des Rektors Cabiſius, der ſeinen Schüler und Schützling gern in einer Familie mit andern jungen Leuten zuſammen unterbringen wollte.

Sie hatte ein gutes Mundwerk, und, ſeit es ihr der Reſpekt nicht mehr allzuſehr verſchloß, hatte ſie auch ein keckliches Mundwerk, und ſie bewies mit demſelben Franz Ehrenſperger dem Älteren, daß Nutzen und Billigkeit auf ihrer Seite ſeien.

Es war nicht ſchwer, ihn zu überzeugen.

Und ſo war Georg unter die Obhut der Frau Mollenkopf geraten, eh' er ſich deſſen verſah. Er hatte nichts dagegen. Als er nach jenem ſo glücklich geſtillten Anfall des heulenden Elends ſeine Augen getrocknet hatte und ſie wieder aufhob, gefiel es ihnen nicht übel in dieſer Region der engen, krummen Gaſſen, der ſchiefen, alten Häuſer, der ſpitzen Giebeldächer, der Vorkäufer- und Antiquitätenläden, dieſer Region der kleinen Leute, die zum Teil ein alteingeſeſſenes Bürgertum bildeten, zäher, eingewurzelter und — intereſſanter, als es die Region der Backſteinkaſernen erzeugt, die zu Hunderten dieſelbe Uniform tragen, neue, helle, weitläufige Stadtviertel ergeben und alle Quartal eine andere Inwohnerſchaft haben.

War nicht die Botenhalle in der Nähe? Und war es nicht unſäglich heimatlich, die braven, ſchweren Gäule vor den leinwandüberſpannten Wagen dahertraben zu ſehen? Blies nicht der Bote von Beckenhardt, ſolange es irgend etwas Grünes in der Natur gab, jeden Mittwoch- und Samstagmorgen ſein Lied auf einem Blättchen, das er zwiſchen den bärtigen Lippen hatte, und fuhr nicht der Bote von Beckenhardt durch Wiblingen, ſchon ſeit Georg auf der Welt war und länger?

Im Schatten der St. Leonhardskirche breitete ſich der Gerümpelmarkt aus und es gab vielerlei dort zu ſehen. Alte Weiblein, die mit roſtigen Nägeln und dergleichen Wertſachen handelten, fliegende Antiquare, die ihre Bücher und Broſchüren auf einem Karren ausbreiteten, Kleider-, Möbel- und Bettenhändler. Ein untrüglicher Kitt für alles Zerbrochene wurde verkauft und der Verkäufer war ſelbſt Künſtler in der Anwendung und klebte alte Scherben zuſammen, daß es eine Art hatte. Wir können die genauere Bekanntſchaft aller Spezialitäten dieſes intereſſanten Marktes leider nicht machen, da ſie uns auf unſerem Weg durch das Buch allzuſehr aufhalten würden. Es iſt genug, daß Georg Ehrenſperger auf ſeinem Weg ins Gymnaſium hie und da durch ſie aufgehalten wurde, und daß er dann wie aus einer andern Welt in die Schule und unter die Genoſſen trat, mit verſonnenen Augen und rückwärts gerichteten Gedanken.

Die Schulkameraden konnten ihn ruhig ſeines Wegs ins ſogenannte Bohnenviertel gehen laſſen, und auch wir können ihn ruhig dahin gehen laſſen, er fand ſchon ſeine Nahrung, Freude und Genüge dort, wie es jede Kreatur uach tut, wenn man ſie nur gewähren läßt.

Auf einen viereckigen, gepflasterten Hof ging das Fenster der langen, schmalen Stube, die Georg Ehrenspergers erste Jünglingsjahre umschloß; auf das bunte Treiben des schon genannten Gerümpelmarkts gingen die zwei Fenster der Wohnstube seiner Hausfrau, der Frau Mollenkopf.

Die Witwe wohnte schon manches Jahr in derselben Stube, und sie hatte demnach auch schon manches Jahr dasselbe bewegte Bild unter ihren Fenstern. Wenn sie ihren Platz auf dem Fenstertritt, auf dem Holzstuhl mit dem grünen Kissen, einem Philosophen oder einem Geschichtenschreiber abgetreten hätte, so hätte der eine wahrscheinlich tiefsinnige Betrachtungen über den Satz: es ist alles eitel; es ist alles ganz eitel, angestellt; und der andere hätte den verblichenen Staatsgewändern, den Bildern in morschen Goldrahmen, den Sesseln mit zerschlissenen Überzügen, die hier feilgehalten wurden, die seltsamsten Vorerlebnisse angedichtet. Und es ist manches zu wetten, daß die Erlebnisse mancher dieser Dinge — noch viel seltsamer waren, als er sie zu erdichten vermocht hätte.

Frau Mollenkopf trat aber ihren Platz an keinen Vertreter einer dieser beiden nachdenklichen Richtungen ab. Sie saß selber fest und beharrlich auf dem grünen Kissen, ließ Nadel und Faden heilungsbeflissen zwischen den mottenzerfressenen Ranken und Blumen alter Teppiche, den zerrissenen Maschen eines wertvollen Spitzenwerks, den brüchig gewordenen Vögeln und Früchten eines seltenen Tafeltuchs herumspazieren und hatte auf diese Art selber das Material zu den merkwürdigsten Mutmaßungen in der Hand. Daß sie diese Gelegenheit nicht benützte, lag in ihrer Art, die mit der der Jungfer

Liese einige Ähnlichkeit hatte insofern, als sie auf das Greifbare, Nützliche, Reale allzusehr gerichtet war, als daß für Phantasien viel Raum in ihrem Sinn gewesen wäre.

Sie sprach gern von dem seligen Mollenkopf, der ihr etwas weniges auf der Sparkasse hinterlassen hatte, und gab zu verstehen, daß sie dieses wenige bereits um ein gutes Teil vermehrt habe. Sie hegte die Hoffnung, mit Hilfe dessen, was bereits auf der Sparkasse lag, und dessen, was sie noch dorthin zu bringen gedachte, sich nicht nur ein Sitzkissen, sondern auch ein behagliches Kopfkissen auf ihre alten Tage zu erwerben. Und es war nur schade, daß sie zu der Klasse von Menschen gehörte, die, wenn diese alten Tage kommen, mit dem Rest ihrer Kraft für noch ältere Tage sorgen, und die weder der jungen noch der alten Tage jemals froh werden.

Fest und beharrlich saß sie an ihrem Fensterplatz und verließ ihn nur, um die nötigen häuslichen Verrichtungen vorzunehmen, und in der Dämmerung, um die wiederhergestellten Gegenstände an ihre Eigentümer abzuliefern. Und zu der letzteren Stunde kam Georg am liebsten aus seiner Hofstube und — tat, als ob er zu Hause wäre, wie das mit Frau Mollenkopf eigentlich ein für allemal verabredet war.

* * *

Es dreht sich der Schlüssel von außen im Schloß, es füllt sich die Stube mit Dämmerung und Stille. Steig' auf, unsichtbares Eiland der Glücklichen, tretet in den Kreis, ihr trauten Gestalten der Kindheit mit den webenden Träumen der Zukunft, fanget an zu reden,

und horchet auch ihr auf das, was wir zu ſagen haben, auf daß wir eine kleine Weile der Fremde vergeſſen und zu Hauſe ſeien.

Töne, du alter, hochbeiniger Klimperkaſten von Klavier, du biſt zu dieſer Stunde voll Wohllaut und Fülle. Georg Ehrenſperger hat dich aus dem Schlaf geweckt, in dem du lageſt, ſeit der ſelige Mollenkopf zum letztenmal den Blümchenwalzer auf dir ſpielte. Er hat den Stapel zerriſſener Gegenſtände von deinem Deckel entfernt, ſie liegen ebenſo gut auf einem Stuhl. Nun gleitet das Licht der Straßenlaterne über deine Taſten. Es iſt unſicher, es huſcht geſpenſtig hin und her, es erinnert an die ſpukenden Flämmchen in des Rektor Cabiſius' Studierſtube. Der geht um dieſe Zeit in dem wohlbekannten Raum auf und ab, und Gertrud ſitzt wohl auf der Truhe, die Platz für zwei hat. Und die Frau Rektorin ſitzt im Lehnſtuhl, ſie hat immer noch Rheumatismus, ſie ſaß in den Weihnachtsferien, als wir zu Hauſe waren, in Kiſſen und Decken gehüllt alle Tage im Lehnſtuhl. Hollermann war nicht mehr da, und es iſt nicht ſicher, was ſich alles verändern kann, ſo lang wir fern ſind.

Es iſt uns manchmal fremd zu Mute, altes Klavier. Und du biſt das einzige, dem wir es anvertrauen können. Es iſt uns, als ob wir uns eine Weile auf Mutters Schoß ſetzten und ihr alles erzählten, und ſie erzählte wieder, merkwürdige, traumhafte Geſchichten, die man nie bei Tage erzählen könnte. Von einer Welt, die man nicht ſehen kann, in der man aber zu Hauſe iſt. Sie hat vielerlei Namen, dieſe unſichtbare Welt. Wir ſuchen eine Sprache, um von ihr zu reden, und es iſt uns, als ob man in Tönen von ihr reden könnte.

Hat einmal einer auf dir geſpielt, als deine Saiten noch rein und ſtark klangen, einer, der es verſtand, die Harmonien zu entlocken? Dann ſei geduldig, altes Klavier, wenn hier einer iſt, deſſen Spiel noch ein Stammeln iſt, kein Reden. Keine Sprache, nur das Suchen nach einer Sprache. Er wird's noch beſſer lernen.

Er hat zu Weihnachten das Geld zu Klavierſtunden bekommen, und die Zeit nimmt er ſich ſelbſt dazu. Jungfer Lieſe hatte den Kopf geſchüttelt und der Bruder Franz hat ihn auf den Rücken geſchlagen, breit und wohlwollend und hat geſagt: „Mach voran, dann kannſt du uns einen Walzer ſpielen, wenn du heimkommſt.“ Denn der Bruder Franz tanzt jetzt mit den Wiblinger Bürgerstöchtern und der Walzertakt kommt ihm ſogar zuweilen in die Finger, wenn er Teig knetet. Auch weiß er nicht ſo recht, wozu man außerdem noch Muſik machen ſoll. Aber du wirſt ſchon ſehen, daß Georgs Sinn nicht nach dem Walzer ſteht. Es iſt ein Läuten irgendwo, wie von einer fernen Waldkapelle, dem horcht er nach, ſchon ſeit er ein Kind war und weiß nicht, daß er es in ſich ſelber trägt, und ſehnt ſich, es nahe zu hören. Wenn du das in ihm erlöſen könnteſt. Er hört es zuweilen auf den Gaſſen, und zuweilen mitten in den alten Geſchichten der Menſchheit, vom Paradies an, in den Büchern, und manchmal ſogar in der Schule. In den Geſängen der Dichter hört er es und wird es bald noch beſſer hören, wenn er die Muſiker kennen lernt, von deren Saitenſpiel er ſo wenig weiß und ſo vieles ahnt.

Aber führe auch du ihn in der Dämmerung, beim flackernden Licht, das von draußen hereinfällt, immer wieder in jene Welt, die verborgen unter allen Dingen hingeht, und laß da ſeine eigene Seele zum Wort kommen.

Es will etwas in ihm tönen, du weißt es. Laß ihn darauf horchen, altes, verſtimmtes Klavier, auf daß der rechte Ton nicht verloren gehe, wie der Alte in der baufälligen Hütte zu Wiblingen geſagt hat, vor den Trommeln und Pfeifen der Jahrmärkte rings umher.

Drittes Kapitel

In der Ladenſtube des Ehrenſpergerhauſes ſtand ein gelb angeſtrichener Eckkaſten, und in dem Eckkaſten lag eine alte braune Mappe. In der Mappe aber hob Vater Ehrenſperger auf, was von Familienpapieren in ſeinen Händen war: Geburts-, Tauf-, Trau- und Todesſcheine, ſeinen eigenen Meiſterbrief und Franzens Geſellenbrief, als dieſer ausgelernt hatte.

In dieſer Mappe legte er auch, wenn die Zeit dazu kam, die halbjährlichen Zeugniſſe, die Georg nach Hauſe brachte, und nach drei Jahren, von jenem Auszugstag an gerechnet, das Maturitätszeugnis, das er gleichfalls nach Hauſe brachte.

Glänzende Zeugniſſe waren es nicht gerade. Der Rektor Cabiſius, der ſie jedesmal zu ſehen bekam, ehe ſie in der Mappe verſchwanden, ſah jedesmal das Blatt und dann den Knaben an, der vor ihm ſtand und — hätte vielleicht etwas geſagt, wenn nicht ſeine raſchere Frau, die ihm über die Achſel in das Blatt hineingeſehen hatte, ihm zuvorgekommen wäre. Er ließ ſie ruhig gewähren; ſie hatte immerhin ein mütterliches Recht an

den jungen Menſchen, und er kam zu ſeiner Zeit ſchon auch dran.

„Wenn du aber etwas Rechtes werden willſt, ſo mußt du dich noch ganz anders dran halten, mein lieber Sohn. Denn ſieh, du biſt hie und da zerſtreut, dann ſiehſt du aus, als ob du auf etwas horchteſt, das nicht da wäre. Man muß aber in der Gegenwart leben. Und dann haſt du auch zu viel Nebenliebhabereien, und manchmal fehlt es am Willen bei dir. Ja, da fehlt's manchmal. Ich kenne dich nun ſchon lange. Ich darf dir das wohl ſagen."

So ſagte die Frau Rektorin, oder doch ähnlich und es war nicht nötig, daß ſonſt noch jemand viel ſagte. Der Vater Ehrenſperger tat es nicht und auch wir tun es nicht.

Wir halten uns lieber an einige Erlebniſſe aus jenen Jahren, die Georg nicht ſchriftlich hatte und die nur in dem Stammbuch ſtanden, das wir alle in uns tragen und in das ſich von unſerer erſten Kindheit an Menſchen und Ereigniſſe eingetragen haben.

Menſchen und Ereigniſſe kommen und gehen und füllen ihr Blatt in dem Buch unſeres Lebens. Und wer will von allem ſagen: Dies war bedeutſam und jenes war ohne Wirkung? So offen liegt Werden und Wachſen nicht vor uns, daß man von jedem Zoll ſagen könnte: Das iſt von jenem Sommertag und dies von jener Sturmnacht.

Einmal, da ging Georg Ehrenſperger an einem Sonntagmorgen aus dem Haus und wußte nicht recht, wohin mit ſich ſelbſt.

Ernſt Daxer, der ging regelmäßig zur Kirche, und

wenn er es zu machen wußte, ſo kam er und holte den Wiblinger Schulkameraden auch dazu ab. Sonſt gingen ihre Wege auseinander. Er wohnte in einer andern Stadtgegend und lebte in einem andersartigen Kreiſe und beſuchte ein anderes Gymnaſium. Er war in einem Haus und unter einer Obhut, da ſich alles Gute, Fromme, Geordnete von ſelbſt verſtand, da an einem wohl umzäunten Weg Kirche, Bibelſtunde, Jünglingsverein und Hausandacht zur Rechten und zur Linken lagen und gar nicht zu verſäumen waren.

Man konnte ihn vorläufig weder loben noch tadeln, daß er das alles mitmachte; ſo wenig als man einen Bach loben oder tadeln kann, den man in ein tiefes Bett mit hohen Ufermauern geleitet hat und der nun glatt und ſicher darin fortläuft.

Er war aber ein kindlicher, einfacher Menſch mit einem offenen Weſen, den man wohl gern haben konnte und der ſeiner Mutter niemals unnötige Sorgen machte. Auch verdarb er nicht, wie leider manche tun, an geiſtiger Überfütterung, noch auch daran, daß man ſeine ganze Jugend hindurch alle ſeine Schritte behütete und er nicht frei ſtehen konnte, als er ins Leben und in die Selbſtändigkeit hinauskam.

Er hatte ſeinen Vater ſterben ſehen, wie er mit bittern Sorgen rang und ein ſchwer errungenes Vertrauen faßte, und er hatte ſeiner Mutter herben, zähen Kampf mit der Not miterlebt. Vielleicht war das beides ein gutes Gegengewicht gegen das weiche, behagliche, ſelbſtverſtändliche Chriſtentum, das ihn hier umgab.

Nun alſo, in dieſer Zeit, da ſie noch beide Gymnaſiſten waren, trieb ihn ein ſtarkes Heimatgefühl, immer wieder Georg Ehrenſperger aufzuſuchen.

Er erſchien an manchem Sonntagmorgen in Frau Mollenkopfs Wohnung und half ihm, der ſich leicht an Kleinigkeiten vergaß, in die Kleider und zum Haus hinaus und war glücklich, wenn er ihn mit ſich hatte. Auch erfüllte es ihn mit einem faſt väterlichen Stolz, wenn Georg mit ſeiner reinen, friſchen Stimme das Lied mitſang, daß ſich der und jener umwandte und nach dem Sänger hinſah. Sie probierten aber nach und nach faſt ſämtliche Kanzeln der Stadt, und taten ſehr kritiſch, weil ſie ſpäter auch zu predigen gedachten und blieben ſchließlich an einem Pfarrer hängen, der einfach, friſch und natürlich vom Evangelium, als von einer frohen Botſchaft, die im Leben richtig zu verwenden ſei, ſprach. Der ſtand im Geruch, ein wenig „frei" zu ſein. Alſo wählten ſie das Schwere, daß man das ſpäter auch von ihnen ſage, und beſchloſſen, gerade ein ſolcher zu werden, wie er.

Aber heute war Ernſt Daxer nicht gekommen. Er war, ſoviel Georg wußte, mit ſeinem Jünglingsverein, der einen Poſaunenchor hatte, zu irgend einem auswärtigen Jahresfeſt gefahren.

Und Georg hatte dem Kirchenläuten zugehört, wie es ſo voll und ſtark über die Stadt hinhallte, und es hatte ihm allerlei Gedanken aufgerührt, und erſt, als es ſtill wurde und von der St. Leonhardskirche die Orgel herübertönte, fiel es ihm bei, daß es nun zu ſpät ſei. Alſo ging er aus dem Haus und ging ein wenig planlos durch die Straßen und kam bald an einem ſchönen, ſchlichten, vornehmen Gebäude vorbei, das hatte einen Mittelbau mit einem ſäulengetragenen Portal und zwei Seitenflügel und hatte einen Vorgarten, darin blühte es in den Beeten über und über von Monatsroſen. Das war alles ſo ruhig-ſchön, ſo feſtlich und feierlich ſchon

von außen. „Muſeum der bildenden Künſte“ ſtand über dem Portal in großen goldenen Lettern.

Da ging er hinein. Eine Vorhalle, breite Treppen führten rechts und links in die Höhe. Aber da unten ſtand eine Tür offen. Weiße Geſtalten ſchimmerten, von hellem Licht übergoſſen, heraus in die Dämmerung der Vorhalle. Denen ging er nach. Er wußte ſich nicht recht zu helfen. Es hatte ihm noch niemand Anweiſung zum Anſchauen gegeben. Es waren ihrer ſo viele, große, ſchweigende Menſchengebilde. Er ſah ſie alle an, wie man fremde Weſen anſieht, ſie wirkten alle auf ihn ein.

Er war der einzige lebende Menſch unter ihnen; ſie bildeten eine Welt für ſich. Es wurde ihm ſtill und feierlich und ein wenig fremd zu Mute.

Da, als er ſich ſammeln wollte und die Augen auf einen Punkt zu richten gedachte, da fand er ſich vor der rieſigen, prachtvollen Jünglingsgeſtalt des jungen David. Es war nur ein Gipsabguß nach Michelangelos großem Werk. Aber was wußte Georg Ehrenſperger von der reinen, großen Wirkung des edlen Marmors?

Hier ſtand er und verſank ins Schauen.

Und das ſtarke, kühne Geſicht des Sohnes Iſai nahm vor ihm Leben an; es ſtrafften ſich die Sehnen der hohen Geſtalt; es zuckte der Stein, den der Jüngling gegen den Rieſen, den Verderber des Vaterlandes, ſchleudern wollte, in der rechten Hand.

Und hoch auf richtete ſich der lang aufgeſchoſſene Knabe, und ſeine Augen blitzten heller, je länger er davor ſtand, und er ballte die Hand zur Fauſt.

Taten tun, Großes erleben; ſtarkes, reines Heldentum.

Wo waren die Zeiten, in denen es das alles gab? Was konnte man jetzt tun?

Studieren, hinter Büchern ſitzen, dann ein Examen machen, dann ein Amt. Predigen, reden, wieder reden, leſen.

Und er ſtand Aug' in Aug' mit dem herrlichen Jüngling, und das Herz brannte ihm, und ſeine junge Seele ſchwoll, wie ein Bach im Frühling über die Ufer ſchwillt, und begehrte, Taten zu tun in der Heerſchaar der Guten, Echten, Tapfern; irgend etwas Großes zu verrichten in der Sache der Menſchheit.

Aber was?

Das Glockenzeichen erſcholl und riß ihn aus ſeinen Gedanken. Der Schließer raſſelte mit dem Schlüſſelbund; die Galerieſtunde war vorüber.

Da war er wieder auf der Straße, da wogten die Menſchen um ihn her, ſonntagsfroh, geputzt, und manche laut und luſtig. Und der Abſtand zwiſchen hier draußen und dort drinnen war groß.

Da ſchlug ein Kinderweinen an ſein Ohr. An einem Laternenpfahl lehnte ein Bübchen, das weinte bitterlich. Es war ärmlich angezogen und hatte ein verſchmiertes Geſicht und ſeine krummen Füßchen ſteckten in Schlappen, die ihm viel zu groß waren.

Ich weiß nicht, ob es davon kam, daß er aus der Kleinſtadt war, wo alles Menſchenweſen näher beieinander iſt, oder wovon es kam; aber es war ſchlechterdings unmöglich, hier vorbeizugehen.

Was gibt's, Bürſchlein? ſagte er und beſah ſich den Jammer.

Das Bübchen hielt mit Schluchzen inne und ſah mit großen Augen auf. Es hatte ſich verlaufen und war ſich deſſen mit Schrecken bewußt geworden, und war ſich ſo unmenſchlich verloren vorgekommen. Wie ein Stern-

lein, das die Milchstraße verlassen hat und sich nun im Weltall nicht mehr zurechtfindet.

Aber der junge Herr hier, der eine rote Mütze trug und sich zu ihm niederbeugte, der hatte so etwas in seinem Gesicht, das einem neuen Mut machen konnte.

Da fuhr sich das Bübchen mit dem Ärmel über das tränennasse Gesicht, schob eine schmutzige, kleine Hand in die große, und setzte sein krummes Beinwerk in Bewegung.

„Ich weiß nicht, wo meine Mutter ist," sagte der kleine Kerl, „zeig' mir's." Es war ungemein selbstverständlich. Es gab gar keine Frage mehr.

Ja, so hatte es Georg Ehrensperger freilich nicht gemeint. Er sah sich einen Augenblick um. Die Leute hatten heute so viel Zeit; sie fingen schon an, stehen zu bleiben und zuzusehen.

„Ich weiß nicht, wo deine Mutter ist," sagte er; die kleine Hand fallen zu lassen, das wagte er aber nicht.

„Nicht?" Der kleine Bube sah ungläubig aus. „Du bist doch so groß."

Es war nichts anderes zu machen, sie gingen miteinander durch die Straßen.

Da war es nun Georg Ehrenspergers erste Heldentat, einem kleinen, schmutzigen Bübchen den Weg nach Hause zu zeigen.

An der beschützenden Hand wuchs dem kleinen Kerl der Mut. „Dort hinein geht's, das ist die Straße," sagte er plötzlich und strebte mit Macht voran. Es war in dem Gäßchengewinkel, das um die Markthalle her ist. Und dann schrie er plötzlich auf. „Mutter," schrie er entzückt und lief auf eine Frau zu, die mit angstvoll spähendem Gesicht auf eine Haustaffel herausgetreten

war. Er ſah ſich nicht mehr um. Er lag feſt in ihren Armen und ſie ſchalt und liebkoſte ihn.

So, nun konnte Georg Ehrenſperger gleichfalls nach Hauſe gehen. Er drehte noch einmal den Kopf; da trug eben die Mutter ihr Bübchen ins Haus. Wie es kam, wußte er ſelbſt nicht, aber auf einmal war er mitten drin, zu pfeifen: Und ſo will ich wacker ſtreiten, und ſoll ich den Tod erleiden, ſtirbt ein braver Reitersmann.

* * *

Einen eigentlichen Freund und Weggenoſſen hatte Georg Ehrenſperger damals nicht, wie ſchon geſagt. Er ging ſo für ſich hin, nahm am Leben der Schule und an den jungen Leuten teil, wie der Tag es mit ſich brachte und lebte im übrigen ſein eigenes Leben für ſich allein. Er gewann aber im zweiten Jahr, das er in Stuttgart verlebte, eine heimliche Liebe, die füllte für kurze Zeit ſein einſames Herz, das ja dennoch nach Anſchluß verlangte, mit einem Reichtum, den die andern nicht ahnten.

Es war aber nicht die Liebe zu einer Frau, ſondern zu einem Lehrer, der lange krank geweſen und nun wieder gekommen war.

Als Georg ihn das erſte Mal auf dem Katheder ſah, mußte er in ſeinem Gedächtnis nachſuchen, wo er dieſes ſchmale, ernſte Geſicht mit den dunkeln, ruhig betrachtenden Augen unter einer hohen, furchendurchzogenen Stirn ſchon geſehen habe, und es fiel ihm das alte Bild eines Magiſters ein, das in der Sakriſtei der Wiblinger Stadtkirche hing. Ja, das war es. Georg war beim Konfirmandenunterricht ihm gegenüber geſeſſen und die Augen hatten ihn immer im Bann gehalten. Da war es ihm, als ob er den Mann kenne, der lebendig hier

vor ihm ſtand. Und als der Lehrer anfing zu ſprechen, da kannte er auch ſeine Stimme. Aber er wußte nicht, woher.

An dieſem Tag aber fing Georgs heimliches Glück und Unglück an. Denn dieſe Liebe trug alles in ſich, was zu einer rechten, heimlichen Liebe gehört: Begeiſterung, Sicherheit, da ſie einem niemand ſtreitig machen kann, der ſie nicht ahnt, Wonne des Genießens und Schmerz des Entbehrens.

Der Lehrer gab Stunden in Literatur, Kunſtgeſchichte und Weltgeſchichte und war ein Mann, der in ſeinen Gegenſtänden lebte und ſie herzlich und eindringlich in andere Gemüter zu übertragen wußte. Sein Ton blieb immer ſchlicht und gelaſſen und verſtieg ſich nur in Augenblicken beſonderer Gehobenheit zu einer Wärme, die ſich dann den Hörenden mitteilen mußte. Wenn dieſer Mann ein Stück aus dem Nibelungenlied vorlas, oder wenn er über die Akropolis ſprach, oder was es ſei, dann bekam alles Leben, echtes, wahrhaftiges Leben.

Dann ſchien der blaue Himmel Griechenlands auf den weißen Marmor, dann rauſchten die deutſchen Eichen zu den Heldentaten der alten Recken, dann ſchwollen die Herzen der jungen Deutſchen. Dann ſchwoll vor allen Georg Ehrenſpergers Herz in einer hellen und warmen Begeiſterung.

Aber dabei blieb es nicht. Er, der die Begeiſterung entfachte, war ſelber ſo ein Held. Er war ernſt und gütig, und es war kein Zweifel, daß er auch tapfer, treu und ſtark war wie nur einer. Er verſtand ſie alle, die Helden des Geiſtes und des Arms, darum ſtand er über allen. So ſchien es dem Knaben. Und es war nur ſchade, daß der Lehrer es nicht wußte, daß er ſo etwas Großes ſei. Er wäre vielleicht manchmal mutiger nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt, wenn er das helle Feuer

in ſeines Schülers Herzen geſehen hätte. Aber er ſah es nicht. Georg Ehrenſperger verbarg es ſorgfältig. Nur zu gut verbarg er es.

Aber eines Tages bekam er etwas davon zu ſehen. Einmal und dann nicht wieder.

Es war an einem warmen Nachmittag, der ſich ſchon dem Abend zuneigte. Sie hatten beide, ohne daß einer vom andern wußte, die ſteile Höhe erſtiegen, die gleich hinter der Stadt anſteigt und die vom Walde bekrönt iſt, und hatten beide etwas in den Wald hineingetragen, das in der ruhevollen Stille hier oben ausklingen und verebben mußte; der Jüngere eine herzklopfende Unraſt, die ihm heut nachmittag der Eichendorff und der Lehrer miteinander geſchaffen hatten, der eine als Dichter, der andere als Rezitator.

Und der Ältere eine Niederlage, die ihm ſeine ſchulmüden Nerven und ein paar ausgelaſſene Schlingel miteinander bereitet hatten. Er war heftig geworden und hatte das Buch mit hartem Nachdruck zugemacht als ein Beſiegter, nicht als ein Sieger.

Nun lag die Stadt unter ihnen. Der Sonnenſchein lag ſtill darüber; es war Sommer. Hier oben rührte ſich nichts. Kaum daß ein Lüftchen durch die Baumkronen hinging, oder eine Eidechſe mit leiſem Raſcheln durchs Gebüſch ſchlüpfte. Auf einem ſchmalen, grün bewachſenen Fußſteig ging Georg Ehrenſperger dahin. Gleich daneben führte die weiße Straße durch eine Birkenallee. Dort ging der Lehrer. Er trug den Hut in der Hand und ließ ſich den heißen Kopf verlüften, und hie und da blieb er ſtehen und atmete tief auf. Er war hier zu Hauſe, es brauchte nicht lang, bis die ſtillen Geiſter des Waldes ihr ſänftigendes Werk an ihm getan

hatten. Da freute ihn wieder der wilde Roſenſtrauch am Wege, und der Ameiſenhaufen, und das leiſe Spiel der Birkenblätter über ihm.

„Die armen Kerle,“ ſagte er und gedachte ſeiner jungen Leute; „es ſind ſo baumſtarke Burſchen unter ihnen; was wollen die von der Poeſie? Sich recken und vertoben möchten ſie. Etwas ſchaffen mit ihren Gliedern.“ Er ſah an ſeiner eigenen, ſchmalen Geſtalt hinunter. Er hatte freilich keinen Überſchuß an Körperkräften. Er lächelte, es war etwas Befreites darin. „Es möchten doch zehn Fromme in Sodom ſein, oder fünf.“ Er ließ die Geſichter ſeiner Schüler an ſich vorübergehen. „Ganz umſonſt — ein Schlag ins Waſſer — nein, das iſt es doch nicht, was ich tue. — Der? Oder der? Der Ehrenſperger, das iſt ein beſonderes Kraut. Dumm iſt er nicht, aber zerſtreut. Daß ich den nicht anzufaſſen verſtehe. Aber was iſt das?“ Da ſchallte eine helle Knabenſtimme durch die Büſche. Es war von einem, der ſich ganz allein dünkte. Was war das? Das hatte er heut vorgetragen. Da ſchoß ihm eine lichte Freude durchs Herz. Er ſtand ſtill. Da drinnen ſchritt der lange, blaſſe Junge, der ihm ſoeben ſo ſtark nachzudenken gegeben hatte. Er hatte die Mütze tief im Nacken und ſein Geſicht ſtrahlte von heller Begeiſterung.

„Laß die Ketten mich zerſchlagen;
Frei zum ſchönen Gottesſtreit
Deine hellen Waffen tragen,
Gib zur Kraft die Freudigkeit!“

Wie es darin klirrte von „hellen Waffen“, wie es ſich reckte von Freiheitsverlangen, alles war friſch und ſtark und aufgerichtet darin. Das war der Träumer? Jetzt hatte er ein waches Geſicht. Alle guten Geiſter

wohnten darin. Und der Lehrer wußte mit einemmal: „Der da gehört zu deiner Gemeinde.“ Das war nichts Kleines. Er wollte ihn aber vorübergehen laſſen, ſtill und ohne ihn zu ſtören.

Da ſah Georg plötzlich auf ihn. Gerade durch einen Ausſchnitt in dem Buſchwerk, das da am Grabenrand ſtand. Gerade in die ruhigen, dunkeln Augen des Wiblinger Magiſterbilds hinein, das da in einem Rahmen von grünen Zweigen auftauchte. Das Bild war aber lebendig und nickte ihm zu.

Da wurde er dunkelrot. Ob der Lehrer wohl alles gehört hatte?

„Grüß Gott, Ehrenſperger. Auch da oben?“

„Grüß Gott, Herr Profeſſor. Ja.“

„Wir könnten aber miteinander gehen, wenn wir doch denſelben Weg haben. Wohin gehen Sie, Ehrenſperger?“

„Ich? O, nirgends.“ Es fiel ihm abſolut keine andere Antwort ein. In ſeinen Phantaſien, da wußte er immer bedeutende Dinge zu ſagen. Aber dies war Wirklichkeit.

„Nirgends? Dahin geh' ich auch. Da gehen wir zuſammen. Nur ſo durch den Wald.“

Da kam der Lehrer auf den Fußſteig herein, weil Georg nicht zu ihm herauskam. Und dann ſchritten ſie ſelbzweit dahin.

Innen jubilierte die heimliche Liebe. Außen ging ein ſehr geſetzter junger Mann neben ſeinem Lehrer her. Wer nun zuerſt etwas ſagte? Und was? Die allergrößten Gedanken ſchwirrten durch den Kopf des Beglückten.

Da trug er die innere Bewegung nicht mehr und um ſich Luft zu machen, riß er einen ſtattlichen, hellgrünen Zweig von einem Haſelbuſch und ſchlug ſich damit aufs Knie, daß die Blätter flogen.

Der Lehrer blieb ſtehen, ſah den Haſelbuſch an und dann den Zweig.

„Setz' ihn wieder dran," ſagte er lächelnd, „wenn du kannſt."

Er dachte nicht daran, daß er du ſagte. Dies war ſo ein junges, raſches Gemüt und er mußte es liebhaben.

Dem Jungen ſtieg eine ſchnelle Blutwelle bis unters Haar.

Er beſah den Zweig; es hing ein Tröpflein Saft daran wie ein Blutstropfen. Und er beſah den Mann; er hatte ihn im Verdacht, daß er der Rektor Cabiſius ſei in einer Verkleidung. Der hätte auch ſo ſagen können.

„Ich tu's nicht mehr," ſagte er. Nein, er konnte den Zweig nicht mehr draufſetzen, er blieb abgeriſſen. Das Herz ſchlug ihm darüber. Daran hatte er noch nie gedacht. Und auf Größeres kamen ſie nicht miteinander. Sie erlebten gar nichts. Sie gingen nur ſo miteinander durch den Wald und beſahen ſich die Galläpfel an den Eichenzweigen und ein Heer von kleinen, purpurnen Blattläuſen, die an einem Roſenſtrauch ſaßen und fraßen. Eine große, gelbe Kröte ſahen ſie über den Weg tappen in plumpen Sätzen, und dachten ſich aus, bei wem ſie auf Beſuch geweſen ſei, und ſie horchten auch auf die Stimmen der Waldſtille. Derer waren mancherlei.

Als ſie aber an eine Kolonie von Pilzen kamen, die beieinander in einem vermodernden Baumſtrunk ſtanden, da hielt Georg Ehrenſperger die Haſelgerte zurück, die ſchon in ſeiner Hand zuckte, um ihnen alleſamt die Köpfe abzuſchlagen. Sie ſtanden da ſo zierlich und fein und lebten ihr kurzes Leben, und war jeder wieder ein bißchen anders, als der andere. Und als ſie beide näher hinſahen, da lebte der ganze Baumſtrunk. Ameiſen ſchleppten

ihre Laſten und Käfer kletterten an den Pilzen empor. Sie wußten wahrſcheinlich ſchon zu welchem Zweck; das ging die Menſchen nichts an. Und das war alles, was die beiden miteinander erlebten.

Der Lehrer wohnte auf der Höhe und der Schüler im Tal, und als ſie ſich trennten, hatten ſie gar nicht viel Intereſſantes miteinander geredet. Es war merkwürdig, daß ſie einander dennoch ſo bekannt vorkamen, ja, daß jeder für ſich geſonnen war, das heutige zufällige Begegnen mit Willen zu wiederholen.

Da konnten ſie ja dann nachholen, was ſie etwa heut verſäumt hatten. Da konnte Georg Ehrenſperger noch einen Anlauf nehmen und ſagen, daß er geſonnen ſei, Eichendorffs Lieder in Muſik zu ſetzen, und daß ihn der Gedanke daran in den Wald herauf getrieben habe, und daß ihm das nicht ſo ſchwer vorkomme.

Und der Lehrer konnte ihm dann mitteilen, daß auf dieſen Gedanken ſchon einige Zeit vorher auch rechte Leute gekommen ſeien und daß ſie ihn auch ausgeführt haben, aber daß es ihm ja unbenommen ſei, ſein Heil auch noch daran zu verſuchen.

Und es war nur ſchade, daß jetzt die Sommervakanz kam und daß nach derſelben auf des Profeſſors Katheder ein anderer Mann ſtand. Und daß Georg Ehrenſperger alles, was ſich während der langen Wochen in ihm angeſammelt hatte, ſamt ſeiner heimlichen Liebe, die nur einen Sonntenag erlebt hatte, auf den Pragfriedhof tragen mußte, wenn er es an den Mann bringen wollte.

Er brach aber einen Strauß von grünen Zweigen, und brach jedes Zweiglein mit Bedacht und es reute ihn nicht; den trug er dort hinaus.

* * *

Einmal, das war an einem Werktag, da war ein außergewöhnlicher freier Nachmittag. Cannſtatter Volksfeſt. Die Stadt war wie ausgeleert. Es ſchien, als ob alle Menſchen dort unten auf dem Feſtplatz ſeien; niemand auf den Straßen, niemand an den Fenſtern. Frau Mollenkopf war auch fort; ſie war mit einer Nachbarin gegangen. Es mußte ſchon etwas ſo Überwältigendes ſein, wie das Cannſtatter Volksfeſt, wenn ſie am Werktag frei machte.

„Aber," hatte die Nachbarin geſagt: „am Volksfeſt ſchaffen? Das kommt mir vor, wie eine Sünd'. Einmal der Brauch iſt's nicht."

Ja, und gegen den Brauch wollte Frau Mollenkopf nicht angehen. Da zog ſie ihr zweitbeſtes Kleid an und zog mit der Nachbarin aus. Georg Ehrenſperger war auch dort drunten geweſen; geſtern gegen Abend. Die ganze Klaſſe war dort geweſen und er mit. Karuſſell, Schießbuden, Wachsfigurenkabinette, Moritatenſänger, neues Sauerkraut und warme Würſtchen, neuer Wein.

Er hatte genug von geſtern.

Nun ſaß er am Klavier und übte. Er wollte den ganzen Nachmittag dazu benützen. Er mußte vorwärts kommen, es ging viel zu langſam für ſeinen Geſchmack. Das war nicht nur ſo, wie zu Haus in Wiblingen unter der Bettdecke, wo es mühelos gegangen war. Hier, in der Wirklichkeit, da gab es Fingerübungen, fünfzig mal dieſelbe, und dann zur Abwechſelung Tonleitern.

„Sie haben etwas ſpät angefangen," ſagte der Lehrer tröſtlich, „das kommt noch; nur Übung, Übung."

Ja, da ſaß er denn und übte. Aber ob er es jemals dazu bringen würde, ſo zu ſpielen, wie ſein Lehrer?

Er zog während der Schulſtunden an den Fingern, daß ſie knackten. Das ſollte ja gut für die Gelenkigkeit ſein.

Nein, das war wohl nicht möglich, daß er je ſo weit kam. Zuweilen, da konnte es ihn förmlich rütteln. „Ich will aber,“ ſagte er zu ſich ſelbſt und zu Ernſt Daxer, der immer bereit war, ihn anzuhören. Und dann konnte ſich Frau Mollenkopf ſegnen, wenn er im Gymnaſium war, und ſegnen, wann er in ſeiner Stube ſaß und zu lernen hatte. Denn im Übrigen gab es keine Rettung, weder für ihre Ohren, noch für ihr altes Klavier.

Es war ein Klimperkaſten; aber da war nun nichts zu machen, Georg fand, es ſei immerhin beſſer als gar keins.

Wenn nur das Denken nicht wäre.

Es wäre ein ſolch ſchöner, ungeſtörter Nachmittag geweſen.

Aber nun fiel ihm ein: ob er wohl ſpäter, wenn er das alles in den Fingern hatte, und wenn er einmal ein rechtes Klavier beſaß, ob er dann alles das, was ihm ſo eigenes durch den Kopf ging, ſpielen konnte? Nicht nur ſo ein bißchen verlegen in der Dämmerung — nein, recht wie es ſein mußte? Am Ende gar niederſchreiben? Aber dazu mußte man noch ganz andere Dinge lernen, ſoviel wußte er nun auch von der Sache.

Während dieſes Nachdenkens lagen die Hände ruhig auf den Taſten. Dann erſchrak er und ſpielte weiter. Es war eine dumme Geſchichte, das war nicht zu leugnen: er hätte das alles ſchon lang lernen ſollen, dann wäre er jetzt weiter. Eine einfache Wahrheit; aber nun war es ſo, wie es war. — Der Milchwagen da unten; die Blechkanne ſtießen beim Fahren aneinander; im Dreivierteltakt, dachte er. Aber eine davon, die ratterte immer dazwiſchen, ratatat—ta. Es war unausſtehlich. So, nun war es vorbei.

Er konnte wohl auch eine Pauſe machen, das

Übungsſtück war nicht ſo überaus anziehend. Ja, um es recht zu ſagen, er hatte es plötzlich dickſatt. Er nahm es und warf es mit Wucht auf den Klavierdeckel, da rutſchte es weiter und fiel zu Boden. Von dort mußte es Georg ſpäter wieder aufheben, das war alles, was damit erreicht war.

Obwohl gar nichts beſonderes auf der Straße zu ſehen war? Nein, nach vorn heraus nicht. Aber vielleicht im Hof? Es konnte ja ausnahmsweiſe ſein. Ja, da ſtand ein kleiner, buckliger Mann und ſpaltete Holz. Georg kannte ihn vom Sehen, er wohnte im Hinterhaus und ging als Holzſpälter auf Taglohn und hatte eine große, ſtarke Frau. Sonntags, da gingen die beiden ſchon des morgens mit den Geſangbüchern aus dem Haus; alſo wohl in die Kirche. Der Mann trug dann immer einen langen, ſchwarzen Rock; es ſah eigentlich drollig aus: die kleine, gebückte Geſtalt, und die langen Rockſchöße, die faſt auf dem Boden hingen.

Georg hatte plötzlich Luſt, den Mann ein bißchen kennen zu lernen. Es war ſicher beſſer, ein wenig mit dem Spielen auszuſetzen. Es ging nachher um ſo friſcher voran. Als er ſo weit war in ſeinen Gedanken, ließ er eins der Handtücher, die zum Trocknen auf dem Fenſterſims ausgebreitet waren, in den Hof hinunterfallen. Ja, es muß geſtanden werden, daß er es tat. Er hätte ja ruhig hinuntergehen können und ein Geſpräch anknüpfen. Aber ſo war Georg Ehrenſperger nun eben nicht beſchaffen. So hätte es Gertrud Cabiſius gemacht; daran dacht er im Hinabgehen. Denn nun mußte er das Handtuch wieder holen.

Der kleine Mann drehte ſich um und ſah auf, als er die Tür hinter ſich knarren hörte. Da ſtand der

lange, ſchmale, junge Menſch vor ihm. „Ich — es iſt mir etwas" — nein, nun mochte er doch nicht lügen. Er bückte ſich und hob das Tuch auf. Aber der Holzſpälter war nicht ſchwerfällig. Er hatte gleichfalls Luſt zu einem kleinen Schwatz. Er hatte ein rundes, freundliches Geſicht, das an beiden Seiten von einem ſchmalen, dunklen Bart eingerahmt war. Das Kinn war glatt raſiert. Auf dem Kopf prangte eine mächtige Glatze. „So?," ſagte er, „nicht auf dem Volksfeſt, junger Herr, hm?" „Nein," ſagte Georg, und, da ihn beim Anblick des kleinen Mannes ein heimatlich-behagliches Gefühl überkam, ſo wuchs ihm der Mut, hinzuzuſetzen: „Und Sie, Sie ſind ja auch nicht dort."

„Ha, ha," lachte der Holzſpälter und trennte mit einem mächtigen Hieb ein Stück Holz in zwei Teile, „das wär ja ſchön. Ich da unten! Nein, wiſſen Sie, alles was recht iſt, ich kann Holz ſpalten, wie einer. Aber ſo extra gewachſen bin ich nicht, daß ich mich grad auf dem Volksfeſt zeigen möchte. Ha, ha," er lachte wieder, es ſchien ihm ein erheiternder Gedanke zu ſein, daß er dort drunten ſeinem Vergnügen nachgehen könnte, er!

„Meine Frau iſt hingegangen," fuhr er fort, „natürlich. Wiſſen Sie," nun reckte er ſich aber doch ein wenig und legte die geballte Fauſt auf die Bruſt, „bei mir, da tät es ſich auch wegen des Standes nicht recht ſchicken, daß ich zu ſo was ginge."

Georg machte große Augen. Wegen des Standes?

„Ja," ſagte der Mann, „das ſieht man mir nicht an, wenn ich Holz ſpalte; ich bin ſo ein bißchen geiſtlich, wenn man ſo ſagen will. Kirchlicher Beamter. An der Hoforgel; Orgeltreter in der Schloßkirche." Sein Geſicht drückte plötzlich etwas wie Würde aus; es war ihm voll-

ſtändig ernſt mit dem Stand. „Man muß immer wiſſen, was ſich ſchickt," ſagte er.

Da kamen ſie denn unverſehens in ein dauerhaftes Geſpräch. Es fiel Georg Ehrenſperger nicht ein, zu lachen. Er intereſſierte ſich für die Orgel, er fand es viel ſchöner, ſelbſt etwas damit zu tun zu haben, als nur zuzuhören. Und er geſtand, Orgelſpielen, das gehöre zum Höchſten; wenn er heimkomme nach Wiblingen, in der großen Vakanz, dann wolle er es verſuchen; er bekomme ſchon den Schlüſſel, das wiſſe er. Der Hoforgeltreter ſtaunte. Das war ein kühner Gedanke; ihm, das mußte er geſtehen, war es immer unbegreiflich, wie man es ſo weit bringen könne. Mit Händen und Füßen zu ſpielen, das war doch ſchon eine Leiſtung. „Aber freilich," nun lachte er wieder, „ich hab's in der Muſik auch nicht weit gebracht. Alles, was recht iſt. Auf einem Kamm blaſen, das kann ich, und das Orgeltreten, das verſteh' ich, wie einer. Aber mein Sohn, der!" Er ſchüttelte den Kopf, als ob ihm jeder Ausdruck fehle, zu ſagen, was ſein Sohn für einer ſei. „Der iſt bei den Poſaunenbläſern auf dem Stiftskirchenturm. Alle Achtung."

Ja, das war ſo das richtige Thema für die beiden.

Georg Ehrenſperger ſaß auf der Holzbeige und der Alte, er hieß Knupfer, auf dem Haublock.

„Wenn einer will," ſagte er, „wenn einer weiß, was er will. Der? der hat's wohl gewußt. Jawohl, junger Herr. Alles was recht iſt.

Ich hab' ihn zu einem Schreiner in die Lehr' getan. Aber immer gepfiffen und geſungen, und immer Muſik im Kopf. Hat alle Pfennig zuſammengeſpart, wiſſen Sie, hat allemal Trinkgelder bekommen, wenn er die

toten Leut hat müſſen helfen in die Särge legen. Ja, und da iſt beim Vorkäufer da drüben ein Piſton feil geweſen, ein altes Ding, aber noch gut. Das hat er gekauft, als er die Hälfte des Geldes beieinander hatte; die andere Hälfte hat er nach und nach bezahlt. Der Vorkäufer, der kann auch rein alles, der hat ihm die Griffe gezeigt. Und da ging's an. Aber, o je, als der Bub in ſeiner Kammer hat blaſen wollen, da iſt der Meiſter gekommen, der Schreiner. Hat einen Kopf gehabt, ſo rot wie, wie —" er ſah ſich vergeblich nach einem Vergleich für die Röte von des Meiſters Kopf um, es gab nichts ſo rotes — und hat geſagt — und hat geſchrieen: ‚Still, auf der Stell', und daß ich das nimmer hör. Meine Frau ſitzt drunten und hat die Händ' vor den Ohren. Meinſt du, ich woll' deinethalb um den Hausfrieden kommen?'

Denn, junger Herr, die Frau Meiſterin, die hat das Heft in der Hand gehabt und der Meiſter, der hat ſo tun müſſen, wie ſie wollte.

Und als er geſehen hat, wie dem Buben alles verhagelt war, und daß ihm das Waſſer in die Augen geſchoſſen iſt, da — er iſt ſo unrecht nicht geweſen —, da hat er geſagt: ‚Wenn du's einmal kannſt, dann darfſt du blaſen, ſauber und glatt, dann hat meine Frau — dann haben wir nichts dagegen. Aber vorher nicht.'

Alles was recht iſt, junger Herr. Es tut nicht ſchön, — obgleich ich nicht viel davon verſtehe, — wenn einer ein Blasinſtrument an den Mund ſetzt, das er noch nicht zu blaſen gelernt hat.

Aber das muß ich doch ſagen, wenn er ſich nicht üben darf, dann lernt er's auch nicht. Alſo, ſo war's bei meinem Buben.

Aber, das hab' ich ſchon einmal geſagt und ſag's noch einmal: wenn einer weiß, was er will. Da hat der Bub ein ganzes Jahr lang jeden Abend in den Kleiderkaſten hineingeblaſen, kein Menſch hat's gehört, und hat ſich geübt. Und als das Jahr herum war, da hat er eines Abends das Fenſter aufgemacht und hat über die Gaſſe hin geblaſen: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern," und hat zu keinem Menſchen etwas geſagt. Und am andern Morgen ſagt der Meiſter beim Kaffee: „Wilhelm, wenn du's ſo könnteſt, wie der, der geſtern Abend geblaſen hat in der Nachbarſchaft, dann hätt' kein Menſch etwas dagegen. Siehſt du? Der kann's." Da hat mein Wilhelm ein Schelmengeſicht gemacht und geſagt: „Meiſter, das bin ich geweſen."

Ja, und von da an, ſehen Sie, junger Herr, da iſt er über das Gröbſte hinüber geweſen. Und jetzt? hab' ich's ſchon geſagt? jetzt iſt er bei den Stadtzinkeniſten auf dem Stiftskirchenturm. Ja, und ſo weit kann's der Menſch bringen, wenn er ſich übt in der Geduld und wenn er das Schenie dazu hat."

Da glitt Georg Ehrenſperger von ſeinem hohen Sitz herunter und ſagte, daß er nun wieder ins Haus müſſe und gab dem Alten die Hand.

Und es war eine Pauſe von einer halben Stunde geweſen, und der Nachmittag lag noch ebenſo ſtill über der Altſtadt, und das Notenheft lag noch auf dem Boden, ganz wie vorher.

Aber nun hob er es auf und machte ſich dahinter und tat, wie Knupfers Wilhelm, er übte ſich in Geduld, und als Frau Mollenkopf nach Hauſe kam, da übte er auch ſie in der Geduld, und es ging ihm wie allen, die auf mühſeligen und eintönigen Wegen an ein erſehntes,

ſchönes Ziel gelangen müſſen: er kam, einen Schritt um den andern, — um noch einmal mit dem Hofgeltreter Knupfer zu reden „über das Gröbſte hinaus".

Viertes Kapitel

Inzwiſchen war weder in Wiblingen noch ſonſtwo auf der Welt das Leben ſtehen geblieben. Die Alten waren mehr in das Alter und die Jungen mehr in die Jugend hineingewachſen.

„So," ſagte Gertrud Cabiſius, als Georg nach dem Maturitas nach Hauſe kam, „das hätten wir hinter uns." Immer noch „wir", wie einſt, da ſie als Kinder unter dem Apfelbaum ſaßen und Pläne ſchmiedeten.

Dort ſaßen ſie auch jetzt wieder, dort und an allen alten Plätzen. Aber nun waren ſie groß geworden. Er lang und ſchmal und etwas blaß, immer noch mit leichten Sommerſproſſen auf der Stirn, immer noch mit dem weichen, etwas verlorenen Geſichtsausdruck, den Kopf manchmal wie horchend etwas vorgeneigt, immer noch leicht zu hohen, ſtarken Gefühlen entflammt, die ihn wie Flügel trugen, und leicht auf die Erde geworfen, die Naſe nach unten. Sie breit und hoch gewachſen, mit kräftigen, etwas ſchweren Bewegungen, trug den ſtark entwickelten, klugen Kopf, um den die braunen Zöpfe lagen, ſicher und aufrecht, ſo, wie ein guter, junger Baum ſeine Krone trägt. Ihr Geſicht war ein wenig bräunlich, breit und offen, der Mund ſchmal und fein, die Naſe, die war ihrer Großmutter geheimer Kummer, denn ſie

nahm entſchieden ein bißchen viel Platz ein, die Augen braun, klug und warm dabei.

„Wenn ſie ein Mann wäre," dachte die Großmutter im Stillen, „dann wär alles gut." Dem Rektor war die Enkelin recht, wie ſie war; er fand ſo viel Erfreuliches an ihr, daß er nicht noch mehr begehrte.

Er hatte im vergangenen Herbſt Feierabend gemacht. Achtundvierzig Jahre ſeines Lebens hatte er der Jugend gewidmet. Als er ging, hatten ſie in der Wiblinger Lateinſchule ein Feſt gefeiert, mit Reden und Geſängen, und man hatte ihm geſagt, daß er ein gutes und wackeres Werk vollbracht habe, und hatte ihm eine goldene Taſchenuhr von beträchtlicher Größe und Dicke gewidmet, und ein Schüler hatte ihm in Verſen gewünſcht, daß dieſe Uhr noch viele freundliche Stunden für ihn zeigen möge. Es war ein ſchönes Feſt geweſen; und jedermann fand, daß dem alten Herrn nun das Ausruhen zu gönnen ſei; auch der neue Rektor, der ein feuriger, eifriger Mann war, fand das. Und es gehörte offenbar zu den Schwächen des Alters, das ſich nicht mehr leicht umgewöhnen kann, daß der Rektor Cabiſius ſein gewohntes Tagewerk und ſeine Jugend dennoch vermißte.

Aber das ſollte er nicht lange tun.

„Großvater, jetzt ſoll's fein werden," ſagte Gertrud und niſtete ſich in der Studierſtube ein, und ſchlug alle die Bücher auf, nach denen ihr lebendiger, junger Geiſt ſtand.

Da ging es dem alten Herrn wieder wie einſt: „Sie nimmt einem das Wort vom Munde weg, es iſt eine Freude, ihr zuzuſehen, und eine Freude, ſie zu unterrichten."

Da freuten ihn denn bald ſeine freien Jahre wieder. Er hatte die Jugend bei ſich im Haus.

Die Großmutter konnte ſich billigerweiſe auch nicht beklagen. Eigentlich und im Grunde tat ſie's auch nicht. Die Gegenwart war ihr recht, nur die Zukunft machte ihr hie und da Sorge.

Aber ſie hatte nicht viel Zeit, darüber zu grübeln, obgleich ſie immer noch im Lehnſtuhl ſaß und ſich nicht fortbewegen konnte. Denn nun horchte ſie wahrhaftig noch zu, was die beiden mit einander zu bereden hatten. Sie wollte nicht allein im Wohnzimmer ſitzen, obgleich der Rektor ſagte: „Wenn dir's aber zuviel wird, Anne?" Es fing allerlei an, ſie zu intereſſieren, wozu ſie früher nicht ſo die ruhigen Gedanken gehabt hatte. Von unſeren Vorfahren von alten Zeiten her, und wie das deutſche Land ausſah, zur Zeit von Chriſti Geburt und noch früher.

Einmal, da nickte ſie ſehr einverſtanden mit dem Kopf. Das war, als die Rede darauf kam, wie die alten Frauen, die unter unſeren Vorvätern lebten, in ſo hohen Ehren ſtanden. Von der Laſt der Jahre gebückt, den Schnee des Alters auf dem Scheitel, zahnlos der Mund, aber noch glänzend das Auge, ſo wohnten ſie unter den ihrigen und ſahen Enkel und Urenkel, und die ſtarken Männer, rauh vom Jagd- und Kriegshandwerk, gingen ehrerbietig mit ihnen um, und die Jugend zügelte vorlaute Reden, wenn die Ahnfrau ſprach.

Ja, manchmal erhob ſich eine zuſammengekauerte Geſtalt vom Herdfeuer, an dem ſie geſeſſen, zu voller Höhe, wann der Feind ins Land fiel oder wenn die Barden neue, ſeltſame Nachrichten brachten von fremden Göttern und Völkern. Und ſie reckte die Hand aus und deutete Vogelflug und Wetterzeichen, verwob Vergangenes und Künftiges und ſprach verheißende Worte und ſank

wieder auf den Ruheſitz zurück. Und im Kreiſe ging ein Gemurmel: „Hört ihr's, was die Ahnfrau ſprach?"

„Abgeſehen von der unchriſtlichen Zeichendeuterei," ſagte die Rektorin, „wäre es nicht übel, wenn heutzutage noch etwas davon übrig wäre. Aber das iſt nun anders. Wo in aller Welt hat eine alte Frau noch etwas zu ſagen?"

Da waren ſie ſchon neben ihr.

„Ja, jetzt lacht ihr; das Lachen, das ſoll wohl etwas helfen?"

„Aber Anne, wer hat denn zum Beiſpiel hier in dieſem Hauſe etwas zu ſagen außer einer gewiſſen alten Frau?"

„Großmutter, du kannſt dich nicht beklagen."

„So? Ich alte Frau ſitze hier und ſoll das alles mitanhören. Still. Ich rede nicht von heute. Aber geſtern, das mit den Erdſchichten, und wie die Gletſcher entſtanden und die Gebirge und Meere. Was ſoll ich damit? Auch habe ich ſtarken Verdacht, daß es nicht chriſtlich ſei, dem allem nachzugrübeln. Wenn wir das wiſſen ſollten, ſtünde es in der Bibel."

„Aber Anne; Gott hat ein Haus gebaut und wir ſollten als Kinder des Hauſes nicht darin umherſtöbern dürfen, und, ſo viel Kinder verſtehen können, nachſehen, wie das Kellergewölbe beſchaffen iſt und das Fachwerk und das Dach? Weil uns das nicht von vornherein geſagt iſt, ſollen wir uns nicht beſinnen dürfen und nicht fragen? Anne, es bleibt noch genug übrig, das nicht zu ergründen iſt; davon wollen wir die Hände laſſen und warten, ob der Vater uns einmal als erwachſene Söhne wird in ſeinen Bauplan mit hineinſehen laſſen. Wenn nicht, müſſen wir auch ſo zufrieden ſein."

Dagegen wußte ſie nichts zu ſagen.

Sie ſaß und hatte die dick geſchwollenen Füße auf einen hohen Schemel gelegt und mit Decken umhüllt, und war von Liebe umgeben. Sie wußten es wohl, daß das nicht mehr anders komme, bis — ja bis. Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre und wenn's hoch kommt, achtzig Jahre. Fünfundſiebenzig war die Rektorin und ihr Gatte ſiebenundſiebzig. Das ſprach von ſelbſt. Nun kamen die geſchwollenen Füße hinzu. Aber ſie gingen wie bisher miteinander weiter, jedes nach ſeiner Art und wußten, daß ſie zuſammengehörten.

Es war nie mehr die Rede davon, daß Gertrud ein Examen machen ſollte. Es ging alles fort wie bisher; nur daß die alte Frau weiter hinausſorgte, nicht für ſich, für das Kind. Ihr Gatte tat das nicht. Es war früher umgekehrt geweſen; da hatte er in die Ferne geſehen, nun tat ſie es.

„Ich könnte es dem lieben Gott überlaſſen," ſagte ſie, „aber Gertrud iſt anders als andere Mädchen, das iſt es, was mir Sorge macht."

„Ach, du denkſt: Dieſe Spezies iſt dem lieben Gott noch nicht vorgekommen, da muß ſchon die Rektorin Cabiſius eingreifen?"

Da ſah ſie zu ihm auf, mit demſelben Blick wie in jungen Jahren, raſch aufflammend und ein wenig ärgerlich, und dann, wider Willen lächelnd, wenn die Augen einander begegneten, und dann immer ſtiller.

Er hatte ja Recht. Was konnte das Sorgen helfen? War nicht immer alles gut geworden? Da lehnten ſie ihre grauen Köpfe aneinander und ſaßen ſtill beiſammen.

Gertrud focht die Zukunft noch nicht an. Sie war ſiebzehn Jahre alt, und das Leben fing erſt an, ihr ſeine

Weiten aufzuſchließen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß es ſchön wurde; es war aber auch jetzt ſchön. Reich war es. Sie erzählte ihrem Kameraden, Georg Ehrenſperger, der in der Vakanz daheim war — er rüſtete ſich zur Hochſchule — von allem, was dazu gehörte. Sie ſtand in der Küche; mitten in der Küche ſtand ein weißer tannener Tiſch, darauf die große, ſteinerne Teigſchüſſel. Den Teig darin klopfte ſie mit viel Kraft und in vielen Pauſen. Die Pauſen hingen mit der Unterhaltung zuſammen.

Georg Ehrenſperger ſaß auf der Waſſerbank, links und rechts von ihm ſtanden hölzerne Waſſergölten.

„Du wirfſt noch eine davon hinunter, du ſollteſt dich anderswo unterbringen," ſagte Gertrud.

Er lachte behaglich.

„Ich ſitze gut hier. Was ſoll aus dem Teig werden?"

„Weißbrot. Großmutter iſt jedesmal in Sorge, daß es ſpeckig werde oder ſonſt mißrate, wenn ich den Teig nicht unter ihren Augen mache. Ich muß ihn beſonders gut durchſchaffen."

Sie gab dem Teig ein paar kräftige Stöße.

„Ich bin ſiebzehn. Brotbacken iſt nicht ſchwer. Ich bin froh, daß ich nicht buntſticken muß. Großvater hat mir geholfen, er ſagt, man komme auch ſo durch die Welt. Kochen und backen aber, das ſoll ich. Das tu' ich auch gern."

„Da hat er Recht". Georg nickte ſachverſtändig.

„Du ſchlägſt aber die Schüſſel auseinander. Was für feſte Arme du haſt."

„Nicht?" Sie reckte ſich. Die Ärmel ihres Hauskleids waren bis über die Ellbogen hinaufgeſchlagen.

Da kam ihr ein guter Gedanke.

„Wir wollen ſehen, wer ſtärker iſt. Das iſt jetzt

drei Jahre her, ſeit wir nicht mehr gerungen haben. Komm."

Sie ſetzte immer noch wie einſt ihre Fußſtapfen neben die ihres Kindheitskameraden. Geiſtig und körperlich war ſie ſtark und friſch.

Er blieb behaglich auf der Waſſerbank ſitzen.

„Du mußt dir vorher die Hände waſchen, ſonſt teigſt du mich ganz und gar ein. Nachher. Du zwingſt mich nicht nieder, bilde dir nichts ein."

Die Rektorin Cabiſius wäre nicht beſonders hoffnungsvoll für das Gelingen des Weißbrots geweſen, wenn ſie geſehen hätte, wie das nun ging. Eins, zwei, drei, Laibe geformt, in die Körbe geſetzt.

„Was ſagſt du, Marie? Nicht genug durchgeknetet? Iſt nicht möglich. Denk' einmal, als Sarah Kuchen buk, damals im Hain Mamre, da ſaßen die drei Männer ſchon und warteten aufs Eſſen. Wenn die hätte eine Stunde lang Teig kneten wollen! Ich bin überzeugt, daß die Kuchen gut wurden und daß das Weißbrot vorzüglich wird.

Schüttle den Kopf nicht ſo bedenklich, du biſt nicht ſo viel älter als ich!"

Marie war das Mädchen. Sie ſtand an der Spülbank und warf hie und da einen Blick hier herüber. Achtzehn war ſie, klein, rund und rotbackig, mit luſtigen, braunen Augen; eins davon ſchielte, aber das ſah immer nach einer Schelmerei aus. Es konnte ihr einerlei ſein mit dem Brot, aber ſie war dennoch überzeugt, daß es nicht genug durchgeknetet ſei.

„So, jetzt komm," ſagte Gertrud, „du biſt doch wohl nicht zu gediegen für ſo etwas?"

Da warf Georg den Kopf zurück und reckte die

Arme: „Komm.“ Es wurde aber nicht entſchieden, wer ſtärker ſei, denn ſie warfen richtig das eine, volle Waſſergefäß um.

„Es iſt zu nah am Rand geſtanden,“ ſagte Gertrud, „es kippte gleich um.“ Dann half ſie, den Kücheboden aufzutrocknen.

* * *

Es wurde auch in allerlei andern Dingen nicht entſchieden, wer ſtärker ſei. Dazu nahmen ſie es nicht ernſt genug, wenn ſie je einmal daran gingen, ſich zu meſſen.

Marie mußte noch oft den Kopf ſchütteln. So etwas hatte ſie doch ihrer Lebtage noch nicht geſehen.

Manchmal, da ſchienen ſie zwei richtige Kindsköpfe zu ſein.

Sollte man es glauben? Sie ritten ja wahrhaftig noch auf dem Treppengeländer: wer es beſſer konnte. Und ſie ſtiegen miteinander auf den Turm und ließen ſich von Frau Judith Märchen erzählen: Goldmarie und Pechmarie, und vom Machandelbaum, und halfen dem Meiſter Nöſſel beim Läuten. Der war auch eisgrau geworden. — Und dann wieder waren ſie ſo überaus ernſthaft, huh. Da ſaßen ſie ehrbar in der Laube, oder an dem Steintiſch unter dem Ahorn, oder in der Wohnſtube und laſen aus ſchweren, dicken Büchern und oft in einer unverſtändlichen Sprache, und machten nachdenkliche Geſichter und ſprachen ſo klug, daß es Marien eine Gänſehaut gab, wenn ſie nur in die Nähe kam. Sie, Marie, hütete ſich wohl, in ein Buch zu ſehen, außer Sonntags, wo ſie in der Kirche das Geſangbuch benützte. Es war ihr rein unverſtändlich, wie zwei junge Genoſſen derlei Dinge miteinander treiben konnten.

Manchmal ſtritten ſie ſich auch. Aber worüber? Kein Menſch konnte verſtehen worüber, meinte Marie.

Aber Marie hatte „eine Ahnung", wie Georg ſich ausdrückte, was ja freilich heißen ſollte, daß ſie keine Ahnung habe.

Sie war aus dem Weiler Hinkelsbach, der ganz nah bei Wiblingen lag, und konnte von der Dachluke aus den Rauch ihres väterlichen Hauſes ſehen, und war ein junges, vergnügtes Ding, und konnte wunderſchöne, alte Volkslieder ſingen, zu denen Gertrud häufig die zweite Stimme ſang. Aber im übrigen, was wußte ſie von dem, was die beiden einander mitzuteilen hatten?

Sie bekamen ja richtig den Kirchenſchlüſſel, und Georg ſpielte die Orgel und Gertrud ſang einmal mit ihrer tiefen Altſtimme Händels Largho von dort oben herunter in die leere Kirche hinein und wunderte ſich, wie voll es klang, und ſaß ein andermal mit in dem Schoß gefalteten Händen und horchte vom Schiff aus und meinte, daß die Orgel noch nie ſo geklungen habe, wie heute, da ihr guter Kamerad daran ſaß. Sie wußten es nicht anders, als daß ſie immer noch Kameraden ſeien. Sie beſannen ſich auch nicht darüber. Hatten ſie nicht ihr Leben lang alles geteilt, und einander gequält, wenn's ſein mußte, und einander verſtanden, beſſer als alle anderen Freunde, trotz mancher Reibereien?

Gertrud hatte nicht ſo recht das Zeug zur Freundſchaft mit den jungen Mädchen des Städtchens. Das war von jeher ſo geweſen, weil ſie immer am liebſten beim Großvater geweſen war.

Es waren verſchiedene Verſuche gemacht worden, ein Kränzchen, ein Kurs im Engliſchen mit den Honoratiorentöchtern, weil die Großmutter es wünſchte. Aber

Gertrud war dort nicht ganz ſie ſelbſt, ihr eigenes fröhliches Ich. Sie wußte nicht recht mitzureden und wußte, was ſie ſelber hatte, nicht anzubringen. Seit die Großmutter ſo anhaltend krank war, blieb ſie zu Hauſe. Es war ihr lieber ſo.

Sie hatte auch Freunde.

Eine Kamerädin aus der Volksſchule, ein kluges, feines, lahmes Mädchen, das einer Witwe gehörte und ſo gut es ging, ums Brot nähte. Dort wußte ſie ſich aufzutun. Dem Mädchen ging ein helles Freudenlicht auf, wenn Gertrud kam und ſich zu ihr ſetzte. Und ſie nahm ihr das Wort aus dem Munde. Sie hatte ſolch einen hungrigen Geiſt. Und weil der Acker ihrer Seele ſo ſehnlich wartete und ſo aufgeriſſen war vom Entbehren und Verlangen, ſo fielen die Körner, die Gertrud aus ihrem Überfluß hinwarf, tief hinein und gingen an den langen, einſamen Tagen auf und gaben eine reiche Ernte. Feine, ſinnige, tiefe Gedanken und eine ſtille, ſtolze Freude, am Sein und Leben teilzuhaben, und ein Verſtändnis für die Menſchen in den Büchern, die ſie zu leſen bekam: ob ſie echt und lebendig ſeien oder nicht. Es kam hundertmal wieder herein, was Gertrud dort hintrug. Das war eine Freundſchaft. Es gab deren mehrere.

Den uralten Totengräber Heilemann, der ſo wunderbare Geſchichten aus der Franzoſenzeit wußte, und die junge, luſtige Frau Liſelotte, die einſt Magd bei der Großmutter und ihr Patenkind geweſen war. Sie hatte einen Fabriknachtwächter und Flickſchuſter geheiratet und ihr kleiner, dickköpfiger Bube war Gertruds Patenkind. Und die Spinnricke, die ums Geld ſpann und die mit tiefer Stimme erzählte, daß ſie „ſchon wieder einen Blick

ins Jenſeits“ getan habe. Es war nichts, das Gertrud in ihrem jungen Leben vermißte. Aber Georg war ihr Kamerad. Das war doch wieder anders.

* * *

Seinen Platz an dem breiten, geräumigen Ecktiſch in der Ladenſtube des Ehrenſpergerhauſes nahm Georg wieder ein; aber auch ſeinen Platz auf der niedrigen Truhe in des Rektors Studierſtube. An beiden Orten holte er ſich, was da für ihn zu holen war.

Jungfer Lieſe, die ſich allmählich angewöhnt hatte, die Ellbogen breit auf den Tiſch zu legen und ſich kecklich ganz auf den Stuhl zu ſetzen, tat ein Übriges und fütterte an dem langen, mageren Menſchen herum; und faßte eines Tages ein Herz und fragte, was denn aus dem vielen Geld geworden ſei, das der Herr Vetter immer bezahlt habe, da der Sohn nach Hauſe komme, dürr, wie eine von Pharaos Kühen? Er ſolle Franz anſehen, das ſei noch ein junger Menſch, wie man ihn könne gelten laſſen.

Franz war vor kurzem aus der Fremde zurückgekommen, wo er ſich in Zeit von einem knappen Jahr einige Welt- und Lebenserfahrung, einen ſchön geſchwungenen Schnurrbart und einige neue Backrezepte angeeignet hatte.

Er nahm je länger je mehr die Leitung des Geſchäfts in die Hand und ließ nicht undeutlich vermerken, daß er nicht zu denen gehöre, die mit irgend einer Lebensfunktion allzu lange warten. Und Jungfer Lieſe nickte und blinzelte Franz dem Älteren zu: „Kehr' die Hand um — bringt er eine junge Frau herein. Ja, dann?

Dann ziehen wir in den Oberſtock. Ich verlaſſe den Herrn Vetter nicht; das tue ich nicht."

Da konnte ja denn der Herr Vetter unbeſorgt ſein, und das war er auch. Er konnte ſich's jetzt leicht machen. Da ſaß er Abend für Abend mit dem Müller Hensler im Schwarzen Adler bei einem gediegenen Schoppen Roten, und ſie kamen darauf zu reden, was für Prachtsburſche ſie in ihrer Jugend geweſen ſeien, und kamen zu guter Bürgerzeit wieder nach Hauſe, ein klein wenig warm vom Prahlen und vom Wein. Da kam über den Markt, von der andern Seite her „der Student," wie ihn der Müller Hensler jetzt ſchon nannte, und ſie ſtichelten ihn ein wenig: „Da ſieh' uns an; jünger als du ſind wir heute noch." Und der Bäcker Ehrenſperger ſagte: „Nein, laß ihn, die Studierten, die ſind alle ſo ein bißchen döſig. Das kommt vom Bücherleſen." Und das Mitleid faßte ihn, daß ſein einer Sohn ſo ſtill und ernſt ſei, und er ſelber war ſolch ein forſcher Kerl geweſen: „Jetzt ſag, Bub, haſt du einen Wunſch? Ich zahl's, was es koſtet."

Es war ihm am andern Tag nicht ſo ganz angenehm, denn nun mußte er das Klavier bezahlen, das in des alten Schullehrer Haldenwangs Auktion verkauft wurde; hundertundfünfzig Mark. Es wurde in die Wohnſtube im erſten Stock geſtellt, gerade über dem Laden. Und Jungfer Lieſe ſagte zu den Kunden, wenn ſie aufhorchend die Köpfe hoben: „Das iſt unſer Jüngſter, der Student. Er will's nicht beſſer haben. Da ſitzt er und ſpielt, und oft genug ohne Noten, und das Eſſen ſchlägt nicht an bei ihm."

So war es daheim. In der Dämmerſtunde war Georg im Rektorhaus. Da ſaß er auf der Truhe und

ſtreckte die langen Beine weit ins Zimmer hinaus, er konnte ſie nicht anders unterbringen. Der Rektor mußte einen Umweg machen. Aber er mochte den Heimgekehrten nicht von ſeinem alten Sitz verjagen. Nun tanzte der freundliche Flammenſchein über das große Studentenbild.

„Das wirſt du nun alles erleben," ſagte der Rektor.

„Wenn es ſich ſo begäbe, es ſollte mich freuen, wenn du bei meiner alten Verbindung einträteſt. Es ſind tüchtige Leute daraus hervorgegangen."

Er paffte große Wolken aus ſeiner Pfeife. Die zogen an den Wänden entlang.

„Ich will dir nicht viel ſagen. Du mußt dein Leben ſelber erleben. Es hilft nichts, daß wir Alten euch viel vorreden. Freue dich deiner Jugend, und mach' die Augen auf. Das Leben iſt rings um dich her und iſt in dir drin. Du haſt viel Neigung, allein zu ſein und dich vor den andern zuzuſchließen und haſt doch auch ein Verlangen nach ihnen. Ich weiß es ja. Laß beidem ſein Recht zu ſeiner Zeit. Sei bei dir ſelbſt zu Hauſe, dann kannſt du unbeſchadet auch mit den andern gehen. Ach, was hilft das Reden? Geh' nur. Man kann euch ja doch keinen Schritt abnehmen. Es iſt auch wohl beſſer ſo.

Und hier haſt du eine Pfeife. Ich will dir zeigen, wie man ſie ſtopft. Ich habe ſie dir angeraucht."

„Aber Mann, das Rauchen, das fängt er früh genug an. Du brauchteſt es ihn nicht zu lehren," ſagte die Rektorin.

„Ich will dir auch etwas ſagen, Georg. Du ſiehſt dich einmal gelegentlich nach dem kleinen Mädchen um, nach der Lore. Ein feines Kind war das. Mich ſoll's wundern, was die Maute aus ihr gemacht hat. Aber

dort zu wohnen gehſt du nicht, falls ſie ja richtig möblierte Zimmer vermieten. Die Maute iſt, — kurz, ſie iſt etwas ſchlappig. Das war ſie von jeher. Du kannſt aber ſagen, ich laſſe beide freundlich grüßen."

Gertrud ſaß auf dem hohen Drehſtuhl vor des Rektors Stehpult. Sie hatten nicht mehr beide Platz auf der Truhe.

Sie redete heut nicht viel dazwiſchen. Das Herz brannte ihr. Sie ſah nach ihrem Kameraden hin. Der ging nun wieder einmal neue, weite Wege; er freute ſich darauf. Er ſagte ihr von allem, was ihn bewegte. Aber was konnte das helfen?

Selbſt erleben, das war doch anders. Und ſie öffnete durſtig die Lippen. Das galt dem Leben, das draußen war in der Weite. Dort zog es hin, wie Wolken am Himmel. Würde es wohl Gertrud Cabiſius vergeſſen, die hier zurückblieb? „Ach, Unſinn," ſagte ſie laut und verweigerte die Antwort auf die erſtaunte Frage der drei andern, welchen Unſinn ſie meine. Dann glitt ſie von dem Stuhl herunter und brachte die Lampe und ſchüttelte ſich innerlich; das ſollte ihr noch fehlen, graue Dämmergeſpinſte zu ſpinnen.

Fünftes Kapitel

Tübingen. Die Neckargaſſe herauf ſchritt der neugebackene Student Georg Ehrenſperger. Er ſah ſich ſuchend um, rechts und links, und fand auch nach einiger Zeit, was er geſucht hatte: ein Schaufenſter mit Damenhüten, Schleifen und Schleiern.

Da trat er in den Laden ein, zu dem das Schaufenſter gehörte, und konnte nicht im Zweifel ſein, daß er am rechten Orte ſei. Denn hinter dem Ladentiſch ſtand die Putzmacherin Maute, und ſah noch immer ſo ſchwungvoll aus wie ehedem, halb elegant und halb ſchlappig. Und als ſie ſich — ſie bediente eben eine junge Frau und warf nicht ſchlecht mit „Madam“ um ſich — umwandte, um eine Schachtel von einem der oberen Bretter herabzuholen, da ſah Georg ja richtig das rotblonde Zöpfchen, das ihm von Kindertagen her bekannt war, unter der Morgenhaube vorgucken. Es war am Vormittag. Das Zöpfchen wippte luſtig hin und her. Es hätte den letzten Zweifel aufgelöſt, wenn da noch einer geweſen wäre. Es war aber keiner.

„Guten Morgen,“ ſagte Georg. Er hatte den weichen, ſchwarzen Filzhut in der Hand und den dunklen Anzug über der Bruſt zugeknöpft und ſah nicht anders aus als ein Stiftler, obgleich er keiner war. Die alten Genoſſen aus der Wiblinger Lateinſchule, die waren nun glücklich an der letzten Station ihres gemeinſamen Werdegangs angelangt und ſaßen im theologiſchen Stift, gut umzäunt und verwahrt vor den Verſuchungen der akademiſchen Freiheit.

Fritz Hornſtein, der einſt ſo vorbildlich Voranſchreitende, ſaß auch darin und ſehnte ſich ein wenig hinaus, und mit ihm noch mehrere, die ſich wohl getraut hätten, auf eigenen Füßen zu ſtehen und denen der Gedanke an irgend eine Enge ſchwerer fiel, als die Enge ſelbſt, die ſo groß nicht war.

Georg Ehrenſperger aber, der in aller Freiheit lebte, der ſehnte ſich eher hinein. Denn er hatte ſich ſelbſt — und das war nicht ohne Grund — im Verdacht, daß er, auf ſich ſelbſt geſtellt, an dem und jenem hängen bliebe, das nicht zur Sache gehörte. Auch zog ihn eine alte Liebe zu den Genoſſen ſeiner Kindheit.

Einſtweilen galt es, ſich einrichten. Die erſten vier Wochen gingen hin, eh' man ſich's verſah.

Ernſt Daxer, der war auch im Stift. Aus beſonderer Vergünſtigung war er hineingekommen. Der hatte ihn geſtern zu einem Spaziergang abgeholt. Nachher waren ſie in der Müllerei geſeſſen, der Wirtſchaft am Neckarufer. Zwei ältere Studenten ſaßen am ſelben Tiſch mit ihnen. „Aufs Wohlſein der Lore," hatten ſie geſagt und angeſtoßen. Das mußte ja natürlich eine andere Lore ſein, als die, die er meinte. Er hätte ſich auch nicht zu fragen getraut. Aber nun wußte er wieder, daß er das Kind aufſuchen ſolle, das noch vor ſeinen Augen ſtand, fein, zierlich und von ſchönen Farben, wie ein Bildchen aus dem Bilderbuch ſeiner Kindheit.

Frau Maute ließ die Kundin hinaus und wandte ſich zu dem jungen Mann. Da ging hinter ihr die Tür, die nach der Ladenſtube führte. Ein heller Lichtſchein fiel von dem Fenſter, das dort drinnen war, hier heraus, und in dem Lichtſchein ſtand Lore. Und Georg ſah an

der ſchwunghaften Frau vorbei, als ob ſie nicht vorhanden ſei. Das war Lore?

Nun war die Zeit gekommen, von der die Wiblinger Kinder beim Auseinandergehen geredet hatten: daß ſie einander grüßen wollten, als ob nur eine einzige Nacht zwiſchen jenem Abend und dieſem Morgen läge.

Aber welch ein Morgen war das. Stand hier Jugend und Schönheit und lachendes Leben in einer Perſon und bot ihm den funkelnden Becher der Freude? Er erſchrak ſo, daß er kein Wort fand. Lore lachte, ein klingendes Lachen. Es war nicht das erſte Mal, daß ſie in eines Menſchen Angeſicht das Staunen las: daß es ſo Schönes geben konnte, hier in dieſer niedrigen Stube, in dieſer engen Gaſſe.

Das Lachen erlöſte ihn. Er fand etwas von dem Kind darin, das er einmal gekannt hatte. Es war noch etwas anderes darin, aber das hörte er jetzt nicht. „Grüß Gott," ſagte er nochmals.

„Du biſt — du haſt dich" — er verbeſſerte ſich — „Sie haben ſich" da ſtockte er. Er hatte ſagen wollen, daß ſie ſich verändert habe. Da lachte Lore nochmals. „Das iſt noch ganz derſelbe," ſagte ſie, „ganz derſelbe. Hab ich mir's nicht ſo gedacht? Aber natürlich ſagen wir noch du. Grüß Gott, Georg."

Da atmete er befreit auf und faßte ihre feine Hand und ſchüttelte ſie, daß Lore einen leiſen Wehlaut ausſtieß.

„Feiner biſt du nicht geworden," ſagte ſie und lachte. „Aber das tut nichts, das kommt noch alles. Wo ſollteſt du das lernen? Komm da herein, du mußt mir erzählen, ſo lang und ſo viel, als Frau Judith auf dem Turm."

Da ging ſie ihm voran in die kleine Stube mit dem

geblümten Sofa und zog ihn mit ſich hinein. Frau Maute hatte wieder einen Kunden im Laden und nickte nur hinter den beiden drein. Da waren ſie allein. Draußen, unten den Fenſtern, zog der Neckar vorbei, nur durch ein ſchmales, ſteil abfallendes Gärtchen von ihnen getrennt. Rot und golden glänzten die Kronen der Ulmen und Platanen von den Alleen herüber; die Sonne ſtand am blauen Oktoberhimmel und leuchtete durch die bunten Farben der herbſtlichen Welt und glitzerte auf den ziehenden Wellen, und füllte die kleine Stube mit Licht. Und in dem Licht ſaß Lore.

Georg Ehrenſperger, der ſaß und ſtaunte und fand das Wort nicht.

„Ich ſoll dich grüßen," ſagte er, „von Gertrud und von Franz, und von Rektors, beiden." Aber ſeine Augen ſagten etwas anderes.

„Wie biſt du ſchön," ſagten ſie, „biſt du das wirklich?"

Die Sonne lag auf dem krauſen, rotblonden Haar und ging ſtreichelnd an der jungen, ſchlanken Geſtalt hinunter, die von einem großen Meiſter ſo herrlich gebaut war. Sie mühte ſich, auch in das Geſicht zu ſcheinen. Aber da wandte ſich Lore kurz um, ganz nach der Stube zu. Sie brauchte die Sonne nicht im Geſicht, zwei funkelnde, dunkle Sterne hatte ſie darin, die flimmerten und ſchoſſen lange Strahlen. Übermütig und ſieghaft und ein wenig kindlich fragten ſie: „Gelt, das hätteſt du nicht gedacht? Ja, ſieh nur her und ſtaune. Das geht dir nicht allein ſo."

Aber als die beiden einander eine Weile angeſehen hatten und Georg nun ein wenig hilflos daſaß, da fing Lore an zu lachen und ſprang auf und fragte nach hunderterlei Dingen und holte die alten Zeiten hervor; da wurde auch er mit fortgeriſſen. Und dann trat ſie

plötzlich wieder in die Gegenwart ein; da wußte ſie noch beſſer Beſcheid als in der Vergangenheit.

„Das muß fein werden," ſagte ſie. „Wo wohnſt du? du mußt oft kommen, wir ſind doch alte Freunde. Wir haben auch Studenten, oben im erſten Stock. Die bringen oft ihre Freunde mit ſich. Lebhaft geht es da zu."

Sie ging ans Fenſter und ſah auf die Neckarbrücke hinunter und wandte ſich wieder um und lachte. Und dann horchte ſie mit etwas vorgeneigtem Kopf nach der Ladentür hin. Dort klingelte es. Die Mutter ließ jemand hinaus, und gleich darauf wurde eine Männerſtimme hörbar. „Fräulein Lore drin?", und dann trat ein junger Mann ins Zimmer. Er trug die Farben eines vornehmen Korps, war hoch und breit gewachſen und hatte ein kluges, ſcharfes, herriſches Geſicht. Sein Hund kam hinter ihm drein, eine hohe, gelbe Dogge. Sie ließ ſich zu Lores Füßen nieder und ſtieß einen winſelnden Laut aus. Über Lores Geſicht flog ein feines Rot, als der Ankömmling einen großen Blick auf ſie und dann einen auf Georg warf.

„Das iſt ein Kindheitsgeſpiele von mir," ſagte ſie, und bemühte ſich, leichthin zu reden. „Wir haben miteinander Kirſchen von den Bäumen gebrochen, und haben miteinander Märchen erzählt bekommen. Heut' ſeh'n wir uns zum erſtenmal wieder. Das iſt jetzt acht Jahre her. Nun ſtaunt er, daß ich gewachſen ſei."

Aber ſie ſprach nicht ſo ſicher und harmlos, wie zuvor. Die Augen des Neuangekommenen lagen auf ihr, das machte es wohl.

Der ſagte nicht viel.

Als Lore ihren Gaſt vorſtellte, grüßte er gemeſſen. Dann nahm er einen Schlüſſel, der am Haken neben der

Tür hing. „Ich habe den meinigen verloren," ſagte er, „Sie wollen, bitte, einen neuen beſtellen. Und dann, geſtern Abend fiel das Tintenfaß auf die Tiſchdecke. Sie iſt unbrauchbar geworden. Die neue geht auf meine Rechnung. Komm, Harras."

Die Dogge erhob ſich zögernd. Sie ſchien es anders gewöhnt zu ſein. Da tat ihr Herr einen kurzen Pfiff. Lore warf den Kopf zurück. „Geh," ſagte ſie, und gab dem Hund einen leiſen Schlag. Darauf verſchwanden beide, der Herr und der Hund, in dem halbdunkeln Flur, und Georg hörte ſie die Treppe emporſteigen.

Als er ſich nach Lore umſah, war das ſieghafte Lachen von ihrem Geſichte verſchwunden. Sie ſtand am Fenſter und biß ſich auf die Unterlippe. Aber nur einen Augenblick. Dann ſchnipſte ſie mit den Fingern. „Komm, wir wollen weiter plaudern; er ſoll uns nicht drausbringen." Aber ſie war nicht mehr recht dabei. Georg war auch geſtört. „Was iſt das für ein Menſch?" fragte er. „Er ſcheint kurz angebunden. So ein Herrſcher. Iſt er immer ſo?"

„Nein," ſagte Lore, „er iſt nicht immer ſo." Ein verhaltenes Lächeln glitt über ihr Geſicht. „Es iſt unſer Mieter. Er hat das beſte Zimmer und bezahlt es gut." Und dann ſah ſie ihn an und dachte: „Du Kind. Du biſt noch ein rechter Junge. Aber ein lieber, guter." Und auf ihrem Geſicht gingen Rührung und Spott durcheinander.

Dann kam Frau Maute und entfaltete einen großen Wortreichtum und ſagte, daß Georg ſich hier fühlen ſolle wie zu Hauſe. „Wie zu Hauſe," ſagte ſie, und ſah ihn mütterlich an und nickte ihm ermutigend zu: „Ja, nicht wahr, die Lore? Was ſagen Sie zu ihr?

Aber das hat ſie nicht geſtohlen. Ich, als ich jung war.“ „Mutter,“ ſagte Lore, und trat mit dem Fuß auf, „draußen iſt jemand.“

Da entſchwand ſie, ohne den Satz zu Ende geſagt zu haben.

Es war eine ſtarke Miſchung von angenehmen und unangenehmen Gefühlen, mit denen Georg eine Weile ſpäter aus dem Hauſe trat. Aber die angenehmen überwogen bald.

Wenn das Gertrud wüßte. Wenn ſie es ſehen könnte. Unmöglich, die Lore zu beſchreiben. Schön, er hatte noch nie etwas ſo Schönes geſehen, und lieb und natürlich. Hie und da ein bißchen, — wie ſollte man's nennen? Er beſchloß, es gar nicht zu nennen, das, was ihm nicht ſo recht gefiel. Er wußte kein Wort dafür.

„Das iſt von der Mutter,“ entſchied er. „Solch eine Erziehung, ich danke. Das hätte wahrhaftig ſchlimmer ausfallen können.“ Er konnte ihr vielleicht auch manches abgewöhnen, wenn ſie nun öfters ſeinen Umgang genoß. So, abgewöhnen? Ja. Er richtete ſich hoch auf, als ſeine Gedanken das fragten. Hatte ſie nicht beim Abſchied, noch unter der Haustür, geſagt: „Ach, Georg, ich bin anders als Gertrud, ganz anders. Ich glaube, es wäre einiges zu beſſern an mir. Du mußt oft kommen. Wir wollen wieder gute Freunde ſein. Weißt du noch? Das haben wir damals ausgemacht, im Rektorgarten unter dem Süßapfelbaum.“

Und dazu hatte ſie ihn angeſehen; es hatte ihn noch nie ein Menſch ſo angeſehen. Georg verſuchte ſich den Blick vorzuſtellen, da durchſtrömte es ihn, warm und lebendig. Ja, alſo, ſo ſollte es werden: er wollte, — ach, was wollte er alles. Es war ihm ſo väterlich zu

Mute, als ob er der Rektor Cabiſius ſei; das meinte er ſelbſt.

Er meinte es ſehr gut mit Lore, und mit ſich ſelbſt, und mit der ganzen Welt. Als er ſich deſſen verſichert hatte, trat er einem alten Herrn, der um eine Ecke bog, wuchtig auf den Fuß, und erſchrak ſo ſehr, daß er vergaß, ſich zu entſchuldigen. Der alte Herr murmelte etwas Ärgerliches vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, und hinkte ein wenig im Weitergehen. Georg kraute ſich verlegen im Haar, und drehte ſich, als er ihm eine Weile nachgeſehen hatte, um, und ſtieg zu ſeiner Behauſung empor.

* * *

Ob es Schickſal oder Neigung war, oder beides: Nun hatte er ſich richtig wieder eine Stube in einer engen, winkeligen, alten Gaſſe gemietet. Er wußte nicht recht zu ſagen, wie er dazu gekommen war. Er hatte einen Zettel herausbängen ſehen: Zimmer, mit oder ohne Klavier, zu vermieten; auf der Hausſtaffel waren zwei rotbackige Kinder geſeſſen; am Röhrenbrunnen, der vor dem Haus ſtand und ſein Waſſer plätſchernd in einen Steintrog fallen ließ, war eine friſche junge Frau geſtanden und hatte ſich mit einer raſchen, kräftigen Bewegung das volle Waſſergefäß auf den Kopf gehoben.

Die Kinder hatten ſich ihr links und rechts an die Rockfalten gehängt, als ſie ins Haus zurückging. Da war Georg hintendrein gegangen, er wußte nicht recht, warum. Die liebe, kleine Gruppe zog ihn hinter ſich drein.

Es war ein Handwerkerhaus. Hinten vom Hof herein ſcholl eine wackere, arbeitſame Muſik: ſchwere Hämmer, die auf Eichenholz niederfielen, luſtige Schlegel,

die raſchen Taktes auf klingenden Eiſenreifen tanzten. Ein Feuerſchein flammte hoch auf und erhellte einen Augenblick den ſchmalen, halbdunklen Hausgang. Draußen ſchritten ein paar handfeſte Geſellen hinter einander drein um ein großes Faß herum, um das ſie eben die Reifen legten. Ein Lehrjunge trug eine Schürze voll Hobelſpäne herbei und warf ſie in das Feuer, das inmitten des werdenden Faſſes brannte; es kniſterte und ſtieg kerzengerade in die Höhe.

Georg trat unter die ſchmale Tür, die nach dem Hofe führte. „Romdibom, der Küfer kommt.“ Ein Kinderreimlein fiel ihm ein, das ſo anfing. Sie hatten es in Wiblingen oft genug geſungen. Er hatte nicht übel Luſt, ſogleich damit loszulegen, denn das Bild im Hofe heimelte ihn ſtark an.

Da kam der Meiſter aus der Werkſtatt in den Hof und auf ihn zu. Ein breiter, hochgewachſener, kräftiger Mann; er hatte die Hemdärmel an den ſehnigen Armen hinaufgeſchlagen bis über die Ellbogen; im Gurt der blauen Leinwandſchürze ſteckte der eiſerne Schlegel, die Mütze ſaß weit hinten auf dem dunklen, ſchlichten Haar; ein ernſtes, bärtiges Männergeſicht ſah darunter hervor. Es war eins von den Geſichtern, deren Inhaber man ohne weiteres Geld und guten Namen zur Aufbewahrung anvertrauen würde, gewiß, daß man ſeinerzeit beides unverkürzt zurück bekäme.

Geradlinig, feſt und ſicher, und in den Augen etwas, als ob ſie mit Kindern fröhlich zu lachen verſtänden.

Daß das letztere der Fall war, zeigte ſich auch ſogleich.

Als der Meiſter auf Georgs Frage, ob bei ihm das betreffende Zimmer zu vermieten ſei, mit ihm ins Haus trat, kam aus der Küchentür, hinter der ſie vor-

hin verſchwunden war, die junge Frau wieder in den Hausgang, diesmal ein einjähriges Bürſchlein auf dem Arm.

Das Kind ſchien eben erſt aus dem Schlaf gekommen zu ſein und blinzelte, das Köpfchen gegen die Wange der Mutter lehnend, mit aufwachenden blauen Augen aus dem roſig angeſchlafenen Geſichtlein heraus.

„Komm'," ſagte der Vater und ſtreckte die Arme nach dem kleinen Buben. „Mutter, du ſollteſt dem Herrn das Zimmer zeigen, laß' mir den Helmle ſo lang."

Da hatte er auch ſchon den kleinen Buben auf dem Arm, und als er ihn emporhob und das Kinderköpfchen an ſeine bärtige Wange drückte, da brach ein ſo leuchtender Strahl aus ſeinen blauen Augen, daß der ganze Mann überſonnt ſchien.

Und dem „Herrn, der das Zimmer ſehen wollte", war es ſo, als ob es jedenfalls ein ganz vortreffliches Zimmer ſein müſſe, das in dieſem Haus zu vermieten ſei, obgleich er vorher an Neckaraus ſicht und grüne Wipfel vor den Fenſtern gedacht hatte. Daran, am Blick ins Grüne nämlich, fehlte es auch nicht ganz. Die Frau wies mit beſcheidenem Stolz auf ein winziges, höchſt anſpruchsloſes Gärtchen, das zwiſchen Hof, Werkſtatt und Nachbarhaus eingeklemmt war und aus einer Bohnenlaube, zwei Beeten mit Küchenkräutern, einer Blumenrabatte, ungefähr zwei Hand breit, und einem alten, hohen, knorrigen Zwetſchgenbaum beſtand.

Auf dieſes Gärtchen gingen die Fenſter des Zimmers, das im zweiten Stock lag. Außerdem ſah man ein Stück des Hofes mit drei kunſtreich gebauten Türmen aus Faßdauben, die Rückſeite mehrerer Häuſer, eins davon mit einer braunen, verwitterten Holzaltane, ein Stück

Stadtkirchenturm, und ein nicht unbeträchtliches Stück blauen Herbſthimmels.

„Die Ausſicht hat dem vorigen Herrn gut gefallen und das Zimmer auch," ſagte die Frau. „Er war auch ein Theologe, und er hat immer geſagt, ſo ſei's ihm gerade recht: Wenn man nicht ſo weit herumſehe, bleiben einem die Gedanken näher beieinander zum Studieren."

Es kam Georg vor, als ob „der vorige Herr" ein äußerſt vernünftiger Menſch geweſen ſei. Das war ja freilich die einzig richtige Anſchauung. Was ihn ſelbſt betraf, ſo konnte er froh ſein, gerade hierher gekommen zu ſein. Das war nun das erſte Zimmer, das er anſah und nun ſtimmte gleich alles ſo vorzüglich. Er hatte hier in Tübingen Glück, das konnte er gleich zum Anfang ſehen. Das Zimmer gefiel ihm, er mochte hinſehen, wo er wollte. Aber das hatte er eigentlich ſchon unten gewußt.

„Wenn Sie das Klavier geniert," ſagte die Frau, als ſie ſah, daß Georgs Augen an dem großen, alten Tafelklavier hängen blieben, „es nimmt ein bißchen viel Platz weg, es iſt wahr. Man kann's im Notfall in eine Kammer ſtellen. Der vorige Herr hat immer ſeine Bücher darauf liegen gehabt, und, er hat ſeltene Pflanzen geſammelt, die hat er auch darauf ausgebreitet. ‚Laſſen Sie's nur,' hat er geſagt, ‚ſo lang der Deckel zu iſt, ſtört mich kein Klavier.' Und der Deckel bleibt zu, ſolang ich hier hauſe."

Georg fühlte, wie die Sympathie, die ihn mit dem vorigen Herrn einen Augenblick verbunden hatte, wieder entſchwand. Er fand nicht gleich Worte. Was gab es doch für Menſchen auf der Welt. Er ſtrich mit der Hand über den Deckel des Klaviers; es war wie eine Abbitte, die er im Namen der Menſchheit tat.

„Wir hatten's bei uns unten ſtehen," ſagte die Frau. „Aber ſeit ein Kinderbettchen ums andere kommt, fehlt's am Platz. Es iſt von meinem Schwiegervater her noch da. Der war blind, zwanzig Jahr lang und iſt auch blind geſtorben. Aber ſpielen hat er können; alle Leut ſind ſtehen geblieben auf der Gaſſe, wenn er geſpielt hat."

Jetzt kam der neue Herr auch zur Sprache. Sie kam ein bißchen ſchroff heraus; das machte die Wichtigkeit des Augenblicks und die innere Erregung.

„Bei mir liegt nichts auf dem Deckel," ſagte er. „Ich kann nicht begreifen, wie man das einem Klavier antun kann. Ich mache Muſik darauf; dazu iſt es doch wohl auf der Welt. Wenn Sie das nicht wollen, ſo ſagen Sie's mir gleich. Dann ziehe ich anderswo hin."

Aber ſo war es nicht gemeint geweſen.

Nein, behüte, der Herr könne ruhig ſpielen, ſo viel er wolle. Das werde den Mann freuen, wenn er es erfahre. Wenn er hie und da ein Fenſter offen laſſen wolle, daß man es unten höre.

Es ging eine ſtolze Freude über ihr friſches, offenes Geſicht: „mein Mann, der macht auch Muſik. Er hat eine Geige. Er hat einmal Schulmeiſter werden wollen. Da iſt ſein Vater blind geworden und er hat das Geſchäft übernehmen müſſen. Eine Stimme hat er, man könnt' ihn auf die Orgel brauchen zum Vorſingen. Mit der Geige will's nicht recht. Er hat ſchwere Hände bekommen von der Arbeit. Aber wenn er dazu ſingt, dann tut's doch ſchön."

Dieſe Mitteilung hatte gerade noch gefehlt um in Georg Ehrenſperger das Bewußtſein zu erwecken, er ſei in das einzig richtige und mögliche Haus eingezogen; ja, es war ihm, als habe er ſich gewiſſermaßen in einen

Familienſchoß geſetzt, ſo wohl gefielen ihm die Leute und ihr Haus und die Stube, die ſie ihm darin abtraten; aber der Mann am meiſten.

Und als die Frau hinunterging, um das Helmle wieder aus den väterlichen Armen zu nehmen und dem Mann zu erzählen, daß man wieder einen Herrn habe und was für einen, da verriegelte dieſer Herr oben ſeine Tür, und tat einen Blick aus dem Fenſter, ob ihm auch niemand zuſehe, und machte einen Spaziergang, zweimal um den Tiſch herum, auf den Händen, und ſtreckte ſeine langen Beine hoch in die Luft vor Vergnügen.

Sechſtes Kapitel

Das war im Herbſt geſchehen, jetzt war Frühling. — Eine weiche, laue Nacht, eine Nacht, in der man deutlich wahrnehmen konnte, wie ſich die erwachenden Kräfte in der Natur regten. Es wehte in den Bäumen, es rieſelte in den ſchmalen Rinnſalen, die ſich von der Höhe des waldigen Berges in die Weinberge und Obſtgärten verloren, von friſchen Wäſſerlein, die zu Tale ſtrebten, es raſchelte und pochte überall leiſe und geheimnisvoll. War es der Pulsſchlag der neuerwachten Erde? Hörte man den Saft in die Bäume ſteigen? Hörte man die Knoſpen ſchwellen und ſpringen?

Unten im Tale lag die Stadt im Schein ihrer vielen Lichter. Viel Leben barg ſie und viel Menſchenſchickſal. Hier oben auf dem Berg ſah man beides: die Lichter

unten und die Lichter oben, die ſchweigend ihre hohen leuchtenden Pfade hinzogen.

Georg Ehrenſperger trat aus dem Wald, da wo am Eingang die alte, riſſige Eiche ſteht mit den vielen eingeſchnittenen Namen. Er hatte einen weiten, einſamen Spaziergang gemacht, nun ſtand er ſtill, legte die Mütze auf die Steinbank unter der Eiche und ſah hinauf und hinunter.

Das Wehen in den Bäumen war ſtärker geworden. Große, ſchweigende Wolkengebilde glitten über die Sterne hin; immer mehr wurden ihrer, von allen Seiten ſammelten ſie ſich und wurden ein Heer. Weſtwind flog voraus; er war der Rufer und trieb ſie zuſammen: „Auf und ſchließt euch aneinander. Die Milchſtraße entlang, nein, breiter und weiter dehnt euch. Um Mitternacht fängt es an zu regnen. Wißt ihr nicht, daß Frühling iſt? Wißt ihr nicht, daß die Erde blühen will? Viel iſt zu tun; in wenigen Tagen muß alles weiß und grün ſein."

Es war ſo recht eine Nacht, da es ſich in einem jungen Blut regen konnte von treibenden, friſchen Kräften: „Auf die Riegel! Ich fange an, jung zu werden, ich fange an zu erwachen, Frau Welt! Alles Große und Schöne gedenke ich mitzuerleben."

Es geſchah nicht oft zu dieſer Zeit, daß Georg Ehrenſperger allein die Welt durchſtreifte. Er drückte damals ſeine Neigung zu beſchaulicher Träumerei und einſamem Wandel in eine Ecke ſeines Weſens hinunter. Dort ſpuckte ſie zuweilen umher; wenn er über den Büchern ſaß in ſeiner Stube, die bei *ihm* trotz der ſchmalen Ausſicht die Gedanken *nicht* zuſammenhielt, oder noch mehr, wenn er am Klavier ſaß, das ein beſſeres war, als das der Frau Mollenkopf. Dann hatte er eine

Welt für ſich, in der er mit ſich ſelber hauſte, oder mit denen, die er in Gedanken zu ſich einlud. Das war ein ſchönes Dabeiſein. Aber es dauerte nie lange. Denn die wirkliche Welt griff da hinein. Unten auf der Straße pfiff es, oder es polterte die Treppe herauf, und junge, kräftige Geſtalten traten zu ihm ins Zimmer. So war es geſtern geweſen.

„Da ſitzt er wieder, wie der Dachs im Bau. Auf und heraus. Eine Nacht zum Ausfliegen. Muſik machen, das kannſt du im Waldhörnle, wir wollen ſingen und du begleiteſt. Mach dich nützlich, Menſch. Was? dableiben? du biſt ein Höhlenbär.“

Das waren die Bundesbrüder. Er war ja nun richtig in eine Verbindung eingetreten. Und es war richtig die des Rektors Cabiſius. Die Jugend wollte ihr Teil an ihm.

Aber heute war heut. Es konnte ihn ſuchen, wer wollte, Georg ſtreifte da oben herum und hatte mit ſich ſelbſt zu tun. Er war nicht recht bei ſich ſelbſt zu Hauſe und, — da hatte der Rektor Cabiſius recht gehabt, — wenn er das nicht war, konnte er nicht mit den andern gehen. Er hatte nicht die Gabe, ſich über etwas hinwegzuſetzen.

Da war erſtens die Theologie, die anfing, ihn böslich zu bedrücken. Er fühlte, daß ſie etwas von ihm wollte und daß er ſich einmal mit ihr auseinander zu ſetzen habe. Und er empfand ein Unbehagen dabei. Wie würde es damit ausfallen? Indeſſen konnte man das immer noch ein wenig verſchieben und inzwiſchen etwas anderes in den Vordergrund ſtellen. Vielleicht machte es ſich dann irgendwie. Aber da ſtand noch etwas anderes bereits im Vordergrund und ließ ſich nur ſchwer von da ver-

treiben. Das hing mit Lore zuſammen. Es ging ſchon längſt nicht mehr ſo väterlich zu in ſeinem Gefühls- und Gedankenhaushalt, wie im Herbſt. Es war nicht ohne Bedeutung geweſen, daß er dazumal den alten Herrn auf den Fuß getreten hatte, gerade als er in Gedanken Lorens nachträgliche Erziehung in die Hand nahm. Er konnte ſich das Nachdenken darüber ſchenken. Es wurde ja doch nichts daraus. In einiger Hinſicht erzog ſie ihn. Das konnte ja nichts ſchaden. Aber wenn er den Stiel umkehren wollte, erging es ihm mißlich.

Er war eines Tages bei ihr angekommen, etwas bedrückt und unſicher, und hatte ihr auf Befragen geſagt, daß er an der Tanzſtunde der Verbindung teilnehmen ſollte und daß es ihm ängſtlich ſei, ob er ſo ein Mädchen richtig anzufaſſen wiſſe. Da hatte ſie ſeine Bedenken weggelacht: „Komm, ich lehre dich, wie du's machen mußt.“ Sie hatten den Tiſch auf die Seite gerückt und hatten in der Ladenſtube getanzt, bis ſie außer Atem waren.

Da war er etwas ſicherer geworden.

Manchmal, wenn ſie ihm gegenüber ſaß an dem Fenſter, das nach dem Neckar ging, und irgend etwas Zierliches nähte, ſtand ſie plötzlich auf und hatte einen hausmütterlich-geſtrengen Zug im Geſicht, holte eine Bürſte und bürſtete ihm die Kleider: „Du ſiehſt auch gar nicht auf dich, Georg. Du mußt dich immer im Spiegel beſehen, eh' du ausgehſt. Hier iſt auch ein Knopf locker, den muß ich dir annähen, komm.“

Solchergeſtalt übte ſie ſchweſterlich-frauenhafte Zucht an ſeinem äußeren Menſchen.

Da gedachte auch er das ſeinige an ihr zu tun, und verſuchte, ihren Geiſt zu ſpeiſen, und wollte es machen,

wie mit Gertrud, der er alles bringen konnte, ſeine Bücher, ſeine Muſik, und ſeine Gedanken. Und er brachte eines ſchönen Nachmittags die Edda mit und wollte ihr die alten, ſchönen Sagen und Lieder vorleſen. Da hielt ſie ſich die Ohren zu: „Liebſter Georg, das iſt nichts für mich. Mit ſo etwas mußt du mich verſchonen. Ich bin ein kleines, dummes Ding, das bin ich immer geweſen."

Er wollte ſich ärgern, aber es gelang nicht ſo recht. Sie ſah ihn ſo an, daß er es nicht konnte.

„So, jetzt gefällſt du mir," ſagte ſie, als ſie ſah, daß Georg ſein Geſicht wieder glättete, das einen Augenblick verdrießlich ausgeſehen hatte. Sie ſtrich ihm mit dem Zeigfinger über die Stirn. Dort war zuweilen eine kurze, gerade Falte, mitten zwiſchen den Brauen, zu ſehen. Das war, wenn er gern ein wenig pädagogiſch ſein wollte. Da mußte er lachen, als ſie ihm die Falte glättete. Wie konnte ſie etwas anderes ſein, als ſie nun eben war? Sie war etwas ſehr Reizendes, konnte er ſie nicht in Ruhe laſſen? Da hatte das Bildungsbeſtreben wieder ein Ende.

Aber das war noch nicht ſchlimm. Schlimm war, daß ihre Stimmung gegen ihn umſprang, wie bei Mondwechſel das Wetter umſpringt.

Oft war ſie lieb und freundlich, und ſaß, wenn es dämmern wollte, auf dem breiten Fenſterſims, verſchränkte die Hände hinter dem Kopf und ſang ein Volksliedchen, mit halber Stimme, als ob ſie die traulichen Geiſter der Dämmerung nicht verſcheuchen wollte. Da kam es ihm, der ihr zuhörte, vor, als ob es nichts ſo unſäglich liebliches mehr gebe, nirgends und niemals wieder.

Und hie und da war ſie kurz und etwas ſchnippiſch, und hie und da ſonderbar aufgeregt.

„Sie iſt in zu vielerlei Händen," entſchied er, „und nicht in den allerbeſten. Ich ſollte ſie allein zu beeinfluſſen haben."

Wie ein feiner Erzieher kam er ſich vor. Er konnte es ſich ſchön ausmalen, wie es wäre — wenn es anders wäre. Es kam nur nichts dabei heraus, als daß er viel zu viel an ſie dachte und viel zu oft hinging und viel zu unruhig dabei war.

Oft faßte es ihn: wenn ich das alles Gertrud erzählen könnte! Sie war ſo feſt und gleichmäßig und klar. Aber das konnte er jetzt nicht. Wenn er heimkam, dann.

Da hatte er es nun alles hier heraufgetragen. Es wurde einem frei und weit zu Mute in dem ſtarken, friſchen Wehen. Es war ja doch viel mehr in der Welt, das des Erlebens wert war, als das: ſich in einem ſo unruhigen, krauſen Mädchenſinn zurechtzufinden.

Er ſang ein Lied in den Wind hinein: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd; ins Feld, in die Freiheit gezogen." Und dann wurde er plötzlich ſtill und horchte.

Wie hatte ihm der alte Hollermann ſchreiben laſſen?

„Wer den rechten Ton will finden, der in allen Dingen beſchloſſen liegt, der muß in die Stille gehen und horchen." Sang da irgendwo ſein Flötenton?: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen ſein." War ringsum alles mit einer Stimme begabt?

Das mußte man ja alles in Tönen ſagen können: Das eigene, klopfende, drängende Leben floß mit dem Leben ringsumher zuſammen. Saß da innen, tief im Wald der große Alte an der Orgel und ſpielte ſie?

Er zog ein Regiſter ums andere; breite, volle, tiefe Akkorde ſtrömten über die Baumwipfel hin. Man mußte ſie feſthalten können; horch — die Wäſſerlein ſangen dazu, wie dünne, helle Kinderſtimmen rieſelten ſie durch die großen Töne hindurch, und hie und da lachte eins plätſchernd auf. Und eins ſchluchzte auch im Niederfallen. Das mußte ſo allein in die Nacht und in die Fremde hinaus.

„Das muß ich auch, du.“ Georg blieb ſtehen und horchte, hinaus und in ſich hinein. Hätte er Meiſter Riedels, ſeines Hauswirts, Geige bei ſich gehabt. Mit der hatte er ſich im Lauf des Winters angefreundet, mit ihr und mit dem Meiſter. Nun ſehnte er ſich, ſie im Arm zu haben. Das konnte man alles ſpielen. Alle die unruhigen, klopfenden Untertöne, die durch ihn ſelbſt hindurchgingen und die er auch außer ſich zu vernehmen glaubte, alles das kleine Lachen und Plätſchern und Schluchzen, alles das Schweigen, das über dem Tal lag und aus dem doch hie und da ein Ton hervorbrach, wie von einer verhaltenen Unruhe, alles das mußte man ſpielen können, um es dann in der großen, breiten Harmonie untergehen zu laſſen, die aus der Waldorgel ſtrömte. Wie die tauſend kleinen Wolken am Himmel nun ein großer, ſchweigender Heereszug geworden waren, ohne Unruhe und Haſt, großen, gemeinſamen Lebens voll.

Da nahm er die Mütze in die Hand und fing an zu laufen. Und ſtand wieder ſtill, und horchte, und ſann, und fing wieder an zu laufen, bis er an die Stadt kam.

Dort war noch Leben und Bewegung; es war noch nicht ſo ſpät. Dort oben war es ſtill geweſen.

Er aber ging durch die Gaſſen wie ein Nachtwandler und horchte nur auf das, was in ihm ſelber

war. Da pfiff ihm einer dazwiſchen, unrein und ſchrill. „Von allen den Mädchen ſo blink und ſo blank gefällt mir am beſten die Lore.“

Er kam die Straße herauf und mußte an Georg vorbei. Langſam ging er, die Hände in den Taſchen, und pfiff immer von neuem die gleichen Takte. Wollte es kein Ende nehmen? Es war zum Verzweifeln. Was ging den Kerl die Lore an? Was hatte er zu pfeifen? Und ſo zu pfeifen?

Und Georg konnte nicht ſagen: ſtill, Menſch. Er hatte die Straße nicht gepachtet. So, endlich bog der Störenfried in eine Seitengaſſe ein.

Aber das war zu ſpät. Es war, als ob ein großer, frecher Spatz, den dicken Kopf voran, durch ein feines, zierlich aufgeſpanntes Spinnennetz gefahren wäre und ſich nicht darnach umſähe, daß das Spinnlein nun erſchreckt in einer Ecke ſitze, und die zerriſſenen Fäden im Winde hingen. Denn auch hier waren die Fäden zerriſſen. Da ging Georg Ehrenſperger ſtill und bedrückt weiter, und nach einer Weile ſtampfte er aus einem machtloſen, inneren Grimm mit dem Fuß auf. Aber das half nichts. Er verſuchte, die Fäden wieder anzuknüpfen, und als es ihm nicht gelang, und er gerade in der Nähe der Neckargaſſe war, beſchloß er, ſich auf einen Augenblick an Lorens Anblick neu zu begeiſtern. Er hatte geſtern ein ſchönes Dämmerweilchen mit ihr erlebt. Es war noch nicht zu ſpät, ſie heute zu grüßen.

Im Laden brannte noch eine kleine, ſtark zurückgedrehte Gasflamme; die Ladentür war angelehnt. Frau Maute mochte irgendwo einen kleinen Schwatz mit einer Nachbarin halten. Da kam Georg ungehört zur Tür der Ladenſtube.

Das kleine Fenſter in der Tür war mit einem leichten

Vorhang verhüllt, und hinter dem Vorhang webten ein paar Schatten hin und her. Gedämpfte Stimmen, ein leiſes Mädchenlachen, dann ſahen die Schatten aus, als ob ſie ſich zuſammenſchlöſſen.

Georg klopfte. Innen knurrte die Dogge. Ein Hin- und Herhuſchen, eine Pauſe, dann öffnete Lore. „Ach, du biſt's. Es war mir doch, als ob es klopfte. Hat die Tür nicht geſchellt? Wo iſt die Mutter?" Sie ſah erhitzt aus; das Haar lag ihr loſe und etwas zerzauſt um das Geſicht; die Augen funkelten.

„Kommſt du herein?" fragte Lore. Sie fragte es kurz und etwas verlegen. Da ſah er ſie erſtaunt an. War ſie das? Sie war ein anderes Mädchen als geſtern. Drinnen lag die Dogge auf dem Boden; ſie ſträubte ſich und knurrte. Am Fenſter ſtand ihr Herr. Er hatte die Arme auf dem Rücken; er ſah aus, als ob er die kleine Stube fülle, ſo hoch und mächtig war ſeine Geſtalt und ſo blitzten ſeine Augen. Georg fand keinen Platz für ſich hier drinnen. Er ſetzte ſich, aber er wußte nichts zu ſagen; es war ihm eng und ſchwül. Wäre er doch nicht hier hereingekommen. Wäre er doch nur zuhauſe. Denn wo flohen nun ſeine Töne hin? Er hatte ſie hier neu anknüpfen wollen.

Da fing Lore an, mit dem Hund zu ſpielen. Er legte ihr die Tatzen auf die Schultern und leckte ihr die Hände. Und ſie ſchwatzte mit ihm und ihre lachenden Augen gingen zwiſchen dem Herrn und dem Hund hin und her und ſtreiften zuweilen Georg, der etwas im Schatten ſaß: „ſo mach' doch ein anderes Geſicht, Schulmeiſter. Du biſt ein Schulmeiſter, ja, aber ich laſſe mich nicht von dir kritiſieren. Geſtern? Ja das war geſtern. Aber heute iſt heut."

Georg hatte die bekannte Falte zwiſchen den Brauen und ſein Geſicht mochte ihr einige Mißbilligung deſſen, was er ſah, ausdrücken. Es war ein unbehagliches Dabeiſein. Der hochgewachſene Menſch am Fenſter ſah ſo erdrückend auf Georg, der ſchmal gebaut und unſicheren Weſens und ganz und gar kein Ellbogenmenſch war.

Er drückte ihn durch ſein bloßes Dabeiſein zur Türe hinaus. Da erhob er ſich und nahm Abſchied. „Gute Nacht, Lore.“ Sie blieb mitten in der Stube ſtehen und es war Georg, als fliege es wie Spott über ihr ſchönes Geſicht, und als höre er die tiefe Stimme des Hausgenoſſen noch lachen, als er ſchon vor dem Haus war, über ihn lachen.

Vor dem Haus begegnete ihm Frau Maute.

Sie trug einen großgeblumten Morgenrock ohne Gürtel und ſah wie immer ein wenig theatraliſch aus. Der Aufſchwung war nicht beſonders hoch gegangen. Aber das war ja auch nicht zu erwarten geweſen.

„Ja, nicht wahr, die Lore,“ ſagte ſie, als Georg mit kurzem Gruß an ihr vorübergehen wollte. „Hi, hi.‘ So lachte ſie. Es war, als ob ſie einen Refrain lache zu dem Lachen, das er eben da drinnen verlaſſen hatte. „Nicht wahr, die Lore? Das iſt ein Mädchen. Sie iſt etwas verwöhnt; das iſt ſie. Aber man muß ſie machen laſſen. Hi, hi.“

Da ſtürmte er voran, daß ſie ihm kopfſchüttelnd nachſah und beſchloß, mit der Lore zu reden, obgleich das eine keineswegs leichte Sache war. Es mußte doch ſein. Denn der junge Mann hatte allerlei gute und ſolide Eigenſchaften an ſich. Und obgleich Frau Maute nicht gerade das war, was man gewöhnlich mit ſolid bezeichnet, ſo wußte ſie es doch zu ſchätzen, wenn andere es waren.

Ein Brief von Gertrud. Er lag auf dem Klavier, als Georg ſeine Stube betrat.

Als Georg ihn ſah, wurde ihm ſchon freier und ruhiger zu Mute. Und während er ihn las, trat das Mädchen neben ihn in ſeiner klugen, warmen, einfachen Art und faßte ſeine Hand: „Ganz verſtört biſt du? ganz verwettert? Ach, das iſt alles nicht ſo arg. Nun ſetz' dich ans Klavier und ſpiele. Angefangen. Das kommt alles wieder, das iſt nur ein bißchen verſcheucht. Siehſt du? Hier ſetze ich mich hin und horche. Ich bin dein guter Kamerad. Das bin ich."

„Gertrud." Er ſagte es laut vor ſich hin. Dann las er den Brief zum zweiten mal. Die einfachen, kleinen Erlebniſſe aus der Welt ſeiner Kindheit kamen ihm vor wie lauter ſonn- und feſttägliche Bilder. War es noch lang, bis er nach Hauſe konnte?

Es kam ein Drang über ihn. Was ſollte er hier?

Da ſetzte er ſich ans Klavier, und ſah auf den Stuhl am Fenſter, ob Gertrud dort ſitze, und es war ihm, als ob alle verſcheuchten, zerflatterten Geiſter und Geiſtchen wieder zutraulich wurden und ihre Stimmen hergäben. Es war alles ſtill, im Hauſe und rings umher. Er aber faß und hielt aufs neue feſt, was der nächtliche Spitzberg ihm geſchenkt hatte, und ſpielte, und ſtand nach einer Weile auf und holte die Geige, die im Kaſten auf ſeinem Tiſch lag. Ja, nun hörte er alles wieder; ganz voll Muſik war ſeine Seele, und er war ſelig und unſelig zu gleicher Zeit. Denn er hörte es deutlich in ſich; das war das Schöne; und er konnte es nicht ſo hervorbringen, wie er wollte; das war das Schwere. Es mußte für Klavier und Geige zuſammen werden, die beiden miteinander mußten es ſingen können. Und er holte ſein Notiz-

buch und legte es neben Gertruds Brief auf den Tiſch, als ob der ihm helfen ſollte, und ſchrieb auf, was ſich ihm in eine Form fügen wollte. Und bald war er ſo froh, als ob er an der Weltſchöpfung Teil habe, und bald legte er den Kopf auf die Geige und wollte es aufgeben, etwas aus ihr herauszuholen, ſo verzagt war er.

Da knarrte es auf der Stiege von behutſamen Tritten und dann trat nach vorſichtigem Klopfen Meiſter Riedel ins Zimmer. Er trug ſeine ſtramingenähten Hausſchuhe in der Hand und ſchlüpfte erſt im Zimmer behutſam hinein.

„Ich hab' noch kommen müſſen und es melden," ſagte er, und ſeine Augen ſtrahlten. „Er iſt da. Der Bub' iſt da. Ich hab' gehört, daß Sie noch auf ſind und Muſik machen."

Georg war noch nicht ſo recht an der Weltoberfläche angelangt, er mußte ſein Bewußtſein zuſammen ſammeln. „Was für ein Bub?" fragte er. „Wer iſt angekommen?" Es war ihm, als ob er es wiſſen ſollte, aber es fiel ihm nicht gleich ein.

„Unſerer." Der Meiſter lachte. „Nummer fünf. Heißt das, wenn man die drei Mädchen mitzählt. Soeben angekommen; er iſt ein Prachtskerl."

Ja, nun war Georg wieder auf dem Laufenden.

„Das iſt ja fein," ſagte er. „Einfach: da iſt er. In der Welt drin. Wie ſoll er denn heißen? Feierlich ſchalle der Jubelgeſang!"

„Pſt," ſagte der glückliche Vater. „Ich glaube, es wird beſſer ſein, wenn wir den morgen anſtimmen. Den Jubelgeſang nämlich. Die Frau wird ſchlafen wollen. Wie er heißen ſoll? Friedrich, denk' ich. So hat mein

Vater geheißen. Wenn er wird, wie der, kann mir's recht ſein."

Georg nickte einverſtanden. Er kannte den blinden alten Mann gut vom Hörenſagen.

„Dann kriegt er einmal die Geige?" ſagte er. „Dann darf er wohl das alles lernen?"

„Natürlich. Das iſt abgemacht. Der Helmle kommt ins Geſchäft, und der Friedrich, der —", der Vater machte eine Handbewegung, als ob er damit dem Friedrich die ganze noch übrige Welt zuſpräche.

Georg tat einen tiefen Atemzug, und dann ſahen ſie alle beide verlangend nach dem offenen Klavier.

„Die Schwägerin ſchläft bei der Frau," ſagte der Meiſter. „Ich bin ausquartiert. Da oben, in der Kammer nebenan iſt mein Bett. Ich mag aber noch nicht hinein. Es iſt doch etwas Beſonderes. Wenn da auf einmal etwas lebendig wird. Das iſt vorher nicht dageweſen. Und das gehört ſo zu einem. Es iſt mir jedesmal ſo, wenn eins kommt, ein Kind. Es dreht einen um und um. Hören Sie's?"

Es drang ein dünner, heller Ton in die Stille herauf.

„Das iſt er." Sie horchten beide.

„Mir geht's auch ſo," ſagte Georg. „Daß ich nämlich noch nicht ins Bett mag. Bei mir geht auch etwas um, das lebendig werden will. Ich hab' etwas komponieren wollen, etwas Wunderſchönes. Droben auf dem Spitzberg hab' ich's gefunden. Aber ich kann's nicht recht loskriegen. Stückweiſe, ja; einmal auf dem Klavier und einmal auf der Geige, aber es hat keine rechten Zuſammenhänge. Hier, in mir drin, da hab' ich's." Er ſchlug ſich mit der Fauſt auf die Bruſt. „Da tönt alles miteinander. Nein, ich geh' noch nicht ins Bett.

Ich ſpränge ja doch wieder heraus und finge von vornen an.“

„Wiſſen Sie was?“ Meiſter Riedel machte ein vergnügtes Geſicht über einen guten Einfall, der ihm kam.

„Da oben iſt's nichts mehr. Es geht ſtark auf ein Uhr. So ſpäte Wiegenlieder ſind nicht ſo paſſend. Wir geh'n in den Keller. In den kleinen, hinteren Weinkeller. Dort ſetz' ich mich auf ein Faßlager und höre zu und Sie ſpielen ſich's vom Herzen herunter. Da wird's dann ſchon kommen. Vorſichtig, leiſe. Die Treppe knarrt bei jedem Tritt, ſie iſt alt, wie das ganze Haus. Morgen früh wird die Frau ſchelten; es kann nichts im Hauſe vor ſich gehen, ohne daß ſie es hört. Aber ſo ſind die Frauen. Was ſie nicht ſehen, das hören ſie; was ſie nicht hören, das ahnen ſie ſonſtwie.“

Da ſtiegen ſie in Strümpfen die Treppe hinunter und bargen ſich und ihre wachen Lebensgeiſter im Keller.

An einem Drahthaken von dem runden Deckengewölbe herunter hing ſchaukelnd und ſchwebend eine Ampel, die warf rötliche, flackernde Lichter durch den dunklen Raum. Zwiſchen zwei braven, bauchigen Fäſſern ſaß der Meiſter auf dem Faßlager, ſtützte beide Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände. Gluck, gluck, gluck fiel es in eintönigem, hellem Tropfenfall irgendwo in einer Ecke aus einem hochgeſtellten Gefäß in ein niedriges. Sie horchten beide eine Weile darnach hin. Immer der eine Tropfen; ſonſt tiefe Stille.

Da, in dieſer mitternächtigen Stunde und vor dem viel älteren Mann, zu dem ihn ein Gefühl von Freundſchaft und Vertrauen hinzog, weil er gleich ihm ſinnig und nachdenklich war und zu den Horchenden gehörte,

da wuchs Georg Ehrenſperger der Mut aufs neue. Und er ſtand unter der ſchwebenden Ampel und hielt die Geige im Arm und ſpielte. Meiſter Riedel ſah mit warmen, freundlichen Blicken auf den jungen Mann, der während des Spielens glänzende Augen bekam, und nickte ihm zu und ſagte in einer Pauſe ſtill und bedächtig: „Das iſt, als ob Sie mir das alles erzählen und als ob ich es ganz verſtände.“ Und fing an, langſam und die Worte zuſammenſuchend, zu reden: „Ich weiß nicht, wie es den andern geht damit. Sie ſagen: Muſik iſt Muſik. Tönen muß das und klingen. Ich meine: Reden muß es. Alles das, wofür es keine Worte gibt und will einen doch auseinanderdrücken, das kann man ſo ſagen. Ganz von unten herauf. Mein Vater, der ſchwere Sorgen hatte, und nach und nach blind wurde und oft einherging, den Kopf und die Schultern gebückt wie unter einer Laſt, der ſetzte ſich oft im Dämmer, wenn er ſich allein glaubte, ans Klavier. Und was er ſonſt niemanden ſagte, das tat er da von ſich. Zuerſt war es lauter Jammer, als ihm nach und nach das Licht ſeiner Augen erloſch, und dann fand er den Weg zu einem Choral: ‚Wenn wir in höchſten Nöten ſein,‘ oder ‚Befiehl du deine Wege.‘ Und ich ſtand manchmal in einer Ecke und horchte und meinte, ich kenne ihn erſt jetzt. Später, als er ſtill und friedlich ſeine letzten Jahre hinlebte, da hat er auch noch heitere und freundliche Töne gefunden. Als unſer erſtes Kind zur Welt kam, die Lene, da hat er nichts geſagt, ſondern hat nur ſo ſtill für ſich hingelächelt, und dann hat er ein Lied geſpielt, das tat wie ein Schlaflied, ganz zart und fein. Aber auf einmal hat das aufgehört, da hat es aus dem Klavier herausgewettert, wie wenn einer einen Juchzer unter-

drücken will und kann nicht mehr und muß hinausſingen; und nachher iſt ihm der Schmerz dreingekommen: daß er es nicht ſehen kann, das Kind nämlich.

Und ſehen Sie, Herr Ehrenſperger, alles das, was einer gern in ſeinem Leben drin hätte und hat's nicht und muß ſich danach ſehnen und kann's niemand ſagen, das, mein' ich, das ſollte man auf ſo einem Inſtrument ſagen können. Ich kann's nicht; wenn's mich packt und ich will's probieren, dann bringen's meine ſchweren Hände nicht heraus. Oder fehlt es ſonſtwo. Aber wenn einer ein rechter Muſiker wäre, und er wüßte von allem Schmerz und von aller Freude der Menſchen, und hätte den Glauben, daß da etwas dahinter ſteckt, hinter dem Leben, etwas, das man nicht ſehen kann, etwas Großes, Schönes, das zu uns gehört, dann — dann müßte es ſein, wie eine Predigt, was er ſpielt.

Ich kann's nicht ſo ſagen, wie ich's meine." Er lächelte ein wenig verlegen, daß er ſo viel geſagt hatte, da er am hellen Tageslicht eher ein ſchweigſamer Mann war.

„Ich red', wie ich's verſteh. Ich hab' noch nicht viel ganz rechte Muſik gehört. Ein paar mal in meinem Leben. Das vergeß ich nie. So alt ich werd', vergeß' ich's nicht. Aber ich mein', ich ſpür's, wie es ſein müſſe und wie nicht, und ob's von unten herauf kommt. Man ſpürt's ja den Leuten auch an, ob ſie fromm ſind und recht und ehrlich, oder ob ſie nur ſo daherreden."

Da ſtand er auf und holte ein Glas aus einer Mauerniſche und füllte es mit einem braven, roten Wein, der war bei Stetten im Remstal gewachſen, und bot es ſeinem jungen Genoſſen. Der tat einen tiefen Zug daraus, und ſah den Meiſter an und mußte ihn liebhaben, und fand auch das Wort, ihm von ſeinem jungen

Leben und von ſeinen Freuden und Unruhen und von ſeinen Wünſchen und Träumen zu erzählen.

Darauf trank auch der Meiſter und füllte das Glas aufs neue. Da tranken ſie umſchichtig aufs Wohlſein aller, die zu ihnen gehörten und auf ihr eigenes, und auf das Gedeihen aller ſchönen Lebensplane und ſpürten mit der Zeit die freundlichen Geiſter des Remstälers, der ihnen mutmachend und ſiegverheißend durch die Adern ſtrömte, beſonders dem Jüngeren. Zuletzt nach allen tranken ſie auch aufs Wohlſein der Lore, nachdem ſie miteinander beredet hatten, daß ſo „die meiſten jungen Mädchen" ſeien. Es tat nichts zur Sache, daß ſie beide nicht viele junge Mädchen kannten, es war doch ein beruhigender Schluß.

Und nach einiger Zeit nahm auch der Meiſter die Geige und ſpielte ein paar ſchöne, alte Volkslieder: „Es war ein Markgraf überm Rhein," und „Es waren einmal drei Reiter gefangen, gefangen waren ſie".

Sie ſangen auch dazu, daß das Gewölbe widerhallte, der Meiſter mit einer ſchönen, tiefen Baßſtimme. Droben ſchlief die Welt; hier unten war waches Leben.

Als es auf der Stadtkirche vier Uhr ſchlug, ſpuckte und kniſterte die Ampel und wollte erlöſchen. Da hoben ſie das Gelage auf und ſuchten beim letzten Flackerſchein den Ausgang und erſtiegen die Treppen. Und es war nun eher als beim Abſtieg zu fürchten, daß die hellhörige Frau ihr Teil zu denken bekomme. Denn allzu leicht waren ihre Tritte nun nicht mehr.

Es bleibt über das Schickſal der beiden Neugeborenen dieſes Abends noch zu ſagen, daß Meiſter Riedels Sohn nach drei Wochen richtig Friedrich getauft wurde und

daß er jetzt in einer Präparandenanſtalt für künftige Schullehrer iſt und ihm alſo die Welt offen ſteht, wenn auch nicht ganz ſo unumſchränkt, wie ſein Vater damals andeutete. Und daß Georg Ehrenſperger in einer mutloſen und zornigen Stunde einige Wochen ſpäter die Niederſchrift ſeines Muſikſtücks, das er „Frühlingsnacht" hatte taufen wollen und das nie fertig geworden war, in tauſend kleine Fetzen zerriß und hernach ganz gebrochen in der Küferwerkſtätte auf einer Schnitzbank ſaß, den Kopf in die Hände geſtützt.

Der Meiſter ſtand vor ihm, den Helmle auf dem Arm, und machte ein bedenkliches Geſicht.

„Das geht nur ſo," ſagte er. „Gleich zerreißen, gleich ganz wegwerfen. Wir hätten es doch noch zuſammen geſpielt. Es iſt viel Schönes drin geweſen. Es wird einer nicht gleich Meiſter. Aber ſo iſt ſolch ein junger Feuerkopf, gleich, entweder ganz oder gar nicht." Denn Georg hatte verſichert, er laſſe in Zukunft die Hände davon, es ſei ſicher, er bringe nie etwas zuſtande. „Ja," ſagte er und hob den Kopf: „Entweder ganz oder gar nicht. Das Stümpern, das hat ja keinen Wert. Ich will es laſſen; ich habe ja anderes zu tun. Ich muß mich ans Studium machen, es wird Zeit. Die Semeſter gehen ſo ſchnell herum."

Der Meiſter lächelte; aber das konnte auch dem Helmle gelten, der ſeinen Lockenkopf ganz in den väterlichen Bart hineinwühlte. Er ſtellte den Buben auf den Boden und nahm das Schnitzmeſſer. „Ja, dann wollen wir uns halt ernſtlich an die Arbeit machen und ſehen, wie weit wir's bringen. Es war aber doch ſchön an dem Abend, nicht? Ja, dann müſſen wir das halt laſſen in Zukunft." Da ging Georg Ehrenſperger aus dem Hauſe,

wie einer, der ein ſchweres Gelübde getan hat und den es bereits anfängt zu drücken.

* * *

Sie hatten im Keller Lorens Geſundheit getrunken und das war für Georg ſo eine Art von Verſöhnungsakt geweſen. Wenn er ſich recht beſann: er hatte wohl ebenſoviel Schuld an dem unerquicklichen Abend, als ſie. Am nächſten Tag ging er nicht hin. Am übernächſten kam er zufällig über die Neckarbrücke, da ſah er ſie von Weitem in dem ſchmalen Mauergärtchen, das ſich längs des Hauſes am Neckarufer hinzog. Sie ſaß auf der ſonnigen Mauer und hatte ein paar Nachbarskinder um ſich her. Die ſtrebten an ihr in die Höhe und ſie ſchien irgend einen vergnüglichen Unſinn mit ihnen zu treiben, ſoviel von weitem zu ſehen war.

„Sie iſt ſelber noch ein Kind," dachte Georg, er konnte die Augen nicht von dem fröhlichen Bild da unten losbringen. Ach ja, nun wollte er hingehen und nicht ſo empfindlich ſein. Da ſah ſich Lore um und winkte ihm zu. Und nach zwei Minuten ſaß er neben ihr auf der Mauer und die Nachbarskinder ſteckten ihm alle Knopflöcher des Rocks und der Weſte voll mit roten und weißen Blümchen, und Lore ſah ihn an, ſo ſonnig wie der Apriltag. Hatte es vor zwei Stunden noch geregnet und geſchneit untereinander? Wer wußte das noch? Es dachte kein Menſch mehr daran.

Siebentes Kapitel

War hier der Weltlauf ſtehen geblieben? War es noch alles ganz wie einſt? Ein Drehorgelmann zog durch Wiblingen und blieb vor all den alten Häuſern ſtehen, und als er ſeine Lieder herausorgelte, da taten ſich die Fenſter auf und die Haustüren, und Köpfe bogen ſich heraus, junge und alte, und Leute traten unter die Türen und ſuchten eine kleine Münze heraus. Handwerker hielten einen Augenblick mit irgend einer lärmenden Hantierung inne, und Lehrjungen ſuchten durch eine Hintertür zu entwiſchen, um ein Stückchen hintendrein zu traben; Großmütter und Mütter hüteten ihren Nachwuchs unter den Akazien des Marktplatzes, aus allen Höfen, Häuſern, Gaſſen und Gäßchen quoll es von Kindern, — es war alles ganz wie einſt. Nur daß jetzt Sommer war und die Akazien dichte, grüne und etwas ſtaubige Kronen hatten; und daß es nicht mehr jener grimmig-luſtige Spielmann war, deſſen einer Arm in Frankreich begraben lag, ſondern ein alter, mühſeliger Blinder, der die lichtloſen Augen, während er die Orgel drehte, ſehnlich nach der Sonne hob, weil ihm von ihr etwas wie ein ferner Lichtſchein in ſeine Nacht hineindrang. Ein großes, ſtarkknochiges Weib zog ihn mit feſtem Griff hinter ſich drein, und ließ ihn hie und da los, um die Münzen, die aus den Fenſtern fielen, in der Schürze aufzuſammeln.

Es war alles, wie einſt, nur daß die Kinder von damals nun erwachſene Leute waren, und die jungen

Leute von damals ältere, geſetzte, biedere Bürger, und die Alten, — ja, von den Alten müſſen wir hier ein wenig reden. Wir wollen uns im Leben und im Buch nicht allzuweit von den Alten entfernen. Denn ſind ſie nicht vor uns dageweſen, und haben einen Zaun um uns geſchloſſen, daß wir aufwachſen konnten, ehe die Unbilden des Lebens uns hart anließen? Haben ſie uns nicht gegeben, was ſie zu geben hatten, und iſt nicht jetzt noch manches von ihnen zu holen, das wir zu unſerer jungen, eigenen Weisheit hin gut und nötig brauchen können? Sie könnten eines Tages nicht mehr da ſein, wenn wir nach Hauſe kommen. Sie könnten leiſe fortgegangen ſein, wenn wir's uns nicht verſehen haben; ja, wenn wir uns in der weiten Welt umhertreiben und aus allen Bechern trinken, und nach aller Weisheit ſuchen und aller Kunſt, — es wäre doch möglich, daß wir darüber etwas verſäumten, das wir ſpäter nicht mehr wiederfinden.

Ja, ſo iſt es uns mit Frau Anne gegangen, mit der Rektorin Cabiſius. Als wir fortgingen, ſaß ſie noch in dem großen Lehnſtuhl, den wir ſo wohl kennen, und hatte noch ihre Freude am Leben und Daſein, und hatte auch einiges daran auszuſetzen, und einiges zu ſorgen. Aber ſie war ganz unzweifelhaft da. Und nun —

Der blinde Orgelmann zog durch das Städtchen, und auch an des Rektors Haus gingen die Fenſter auf, und im Oberſtock neigte ſich horchend ein weißer Kopf heraus und nickte lächelnd, als das „Ännchen von Tharau iſt's, die mir gefällt" von der zitternd-warmen Sommerluft hier herauf getragen wurde. Ein paar kräftige Züge aus ſeiner Pfeife tat der Rektor, dann wandte er ſich der Stube zu: „Hörſt du's?" Aber ſein Geſicht verſchattete ſich, und er ſtrich ſich mit der Hand über die

Stirn. Es geſchah ihm hie und da, daß er ſich einen Augenblick vergaß. Wenn man ein ganzes, langes Leben miteinander geteilt hat, dann gewöhnt man ſich nicht mehr leicht um. Sie war noch immer um ihn, trotzdem, daß ihr Stuhl leer ſtand, trotzdem, daß auf ihrem Grab ſchon die weißen Sommerlevkoyen blühten. Er meinte zu fühlen, daß ſie ihm nahe ſei. Sie hatte ſich ja, ehe der Vorhang zwiſchen ihm und ihr herabgelaſſen wurde, noch einmal umgewandt: „So, Alter, alſo du kommſt ja auch bald;“ als ob ſie, wie in den erſten Jahren ihrer jungen Ehe, auf ein paar Tage ins Elternhaus reiſe, und er nachkomme, ſie abzuholen.

Ja, er konnte ſie freilich nicht verlieren. Aber es war doch anders, als vordem. Ach ja, es war doch anders. Die Welt wurde doch allmählich ein wenig fremd und leer. Er hatte ſein Stück Arbeit darin getan und ſein Stück Menſchenleben, ja ein volles und großes Stück Menſchenleben darin gelebt, und ſeit ihm Frau Anne keine Antwort mehr gab, wenn er mit ihr redete, ſeither kam es hie und da über ihn, wie es über die Schwalben kommt, wenn es Herbſt wird.

Aber als er nun wieder ans Fenſter trat, nicht, um dem Orgelmann zu lauſchen, ſondern um den weißen, ſchwimmenden Wölkchen in der fernen Himmelsbläue nachzuſehen: wohin ſie ſchifften, und ob ſie wohl eine Botſchaft mitnehmen könnten in ein fremdes, unbekanntes Land, da vernahm er ſpielende Kinderſtimmen auf der Straße, und das hohe, klägliche Weinen eines Kleinen in ſeinem Wägelchen, und ſah eine Mutter aus dem Nachbarhaus treten und ſich tröſtend über das Kind beugen. Und er ſah Gertrud, ſeine Enkelin, wie ſie mit einer Gießkanne und einem großen Blumenſtrauß aus

dem Garten kam, und ſein Herz kehrte zu ihr zurück, wie ſie ſo ernſt und gelaſſen daherkam in ihrem ſchwarzen Kleid, mit dem ſtillen, klugen Geſicht. Da freute er ſich, daß die Kinder auf ſie zuſprangen und um Blumen bettelten, und daß ſie ſich auf die Staffel ſetzte und den kleinen Bettlern die Hände mit Balſaminen und Reſeden und Ritterſporn füllte. Er war ſein Leben lang ſo ehrlich und ganz und mit liebendem Herzen in der Gegenwart geſtanden, er hatte auch jetzt noch Teil an Gottes Menſchenkindern. Er hatte Teil an ihnen, ſo lange er lebte. Nein, es gab keine Trennung zwiſchen der Welt, die man ſieht, und der, die man nicht ſieht. „Ach, Anne," ſagte er, und ſagte es laut, und es war ihm, als nicke ſie ihm zu, raſch und lebhaft, wie in ihren beſten Tagen: „Wir müſſen ſo jung ſein, als wir können, Alter, für das Kind."

Da klopfte er die Pfeife aus und ſtieg hinunter und wollte Gertrud rufen: „Komm, wir tun noch einen Gang durch den Garten." Die Drehorgelmuſik tönte fern verhallend vom Stadtgraben herüber. Dort führte der Weg ins Nachbarort, Wiblingen hatte nun ſein Gutes empfangen.

Als der Rektor hinunterkam, war Gertrud nicht mehr allein bei den Nachbarskindern.

„Ja ſo," ſagte er, „ja ſo, der Herr Kandidat iſt da. Grüß' dich Gott, Georg. Steht Tübingen noch? Alles am alten Fleck, wie einſt? Ja? Dann wollen wir's uns überlegen, ob wir uns da hinwagen, Gertrud. Nächſten Herbſt, falls wir den erleben, zum Hausweihfeſt der Verbindung. Ich bin der älteſte von den alten Herren, Georg. Ich möchte mich wohl noch einmal unter euch junges Volk hineinſetzen, ſo recht ins Volle."

Georg ſtimmte eifrig bei. Er war zur Hochzeit ſeines Bruders Franz hierhergekommen. Die ſollte morgen ſein. Vor zwei Stunden war er angekommen.

„Sie können mich drüben nicht brauchen," ſagte er. „Jungfer Lieſe hantiert mit der Schwägerin im Haus herum. Ich weiß mich nirgends hin zu retten. Auch habe ich einen Sack voll zu erzählen. Ich weiß nicht, wo anfangen."

„An irgend einem Zipfel," ſagte Gertrud und lachte. Wenn ſie lachte, hatte ſie gleich ein anderes Geſicht, ein junges, warmes. Sonſt — Georg hatte, als er kam, gedacht: „ſonderbar iſt es; ſie iſt ſo alt wie Lore, aber ſie iſt ſo ernſt und ruhig und klug. Sie iſt etwas anderes, etwas Gutes, Prächtiges; aber ein junges Mädchen iſt ſie nicht."

Jetzt atmete er befreit auf, als ſie lachte.

„Geht ihr beiden nur in den Garten," ſagte der Rektor. „Später komme ich auch zu euch. Ich muß meine alte Freundin beſuchen, Frau Judith. Leicht geht es nicht mehr: Hundert und fünfzig Treppenſtufen. Ich bin nah an achtzig, Kinder. Aber es iſt ſo eine Sache, ſie iſt mit mir jung geweſen. Meiſter Nöſſel? ja, der auch. Aber Judith weiß noch mehr von damals. Er ſitzt dabei und horcht, wenn ſie erzählt. Ja, das werdet ihr auch noch erleben, wenn ihr alt ſeid, wie das tut, wenn noch irgendwo ein Menſch aus der jungen Zeit da iſt."

Da lachten ſie beide. Sollten ſie jemals ſo alt werden? Breit und weit lag das Leben vor ihnen.

„Wir kommen auch auf den Turm, übermorgen." Das riefen ſie dem Rektor nach. „Frau Judith muß uns Märchen erzählen, bis ihr der Atem ausgeht. Vom Rotkelchen Liebſeelchen, und von Jorinde und Joringel."

Er winkte, er wollte es ausrichten.

Ja, übermorgen! Wer hat übermorgen in der Hand?

* * *

Am andern Tag war die Hochzeit.

Die goldene Bretzel über der Ladentür des Ehrenſpergerhauſes prangte in neuem Glanz. Feſtlich prangten ſchlanke Birken links und rechts von der ſteinernen Staffel, feſtlich duftete das ganze Haus nach Gebackenem und Gebratenem, feſtlich knirſchte der Sand auf Treppe und Hausgang unter den Tritten der Hausbewohner.

Die beiden Edelleute in der Ladenſtube waren unvertrieben und ſahen nur von einer neuen blauen Tapete herab auf Franz den Jüngeren und ſeine Braut. Sie mochten ſich noch des Tages entſinnen, da vordem eine junge Frau hier eingetreten war, ein liebes, feines Ding, ein wenig ſchüchtern und ein wenig weich von Gemüt, mit hoffenden, hingebenden Augen.

Die heutige Braut war anders. Sie war ebenſo groß und breit und blond als Franz, und hatte raſche, kräftige Bewegungen und von Unſicherheit war nichts in ihrem Weſen. Sie war gleichfalls einem Bäckerhauſe entwachſen und Jungfer Lieſe ſtaunte, wie raſch ſie ſich in all' das Neue fand.

Ja, Jungfer Lieſe. Sie hatte es ja wahrhaftig in ihren alten Tagen noch zu einem Schwarzſeidenen gebracht und ihr rotes, runzeliges Geſicht ſah aus einer hutähnlichen Haube mit lila Aſtern heraus. „Wie ein bekränzter Truthahn," ſagte Müller Hensler. Aber Müller Hensler war nicht der Allerfeinſte, und Jungfer Lieſens Würde konnte heute durch nichts zerſtört werden. War ſie nicht ſo eine Art von Bräutigamsmutter? War nicht ſie es

eigentlich, die Franz den Jüngeren an ſeine junge Frau abgab, und die zugleich mit ihm den Laden und die Ladenſtube, den unteren Stock und die lederne Geldtaſche an das neue Regiment abtrat? Denn Franz der Ältere nahm ſich der Sache nicht ſo recht an, und Jungfer Lieſe war die letzte, die es ihm zumuten wollte. Friedlich ſaß er, das behaglich gediehene Bäuchlein von einer geſtickten Sammetweſte überſponnen, einen Strauß im Knopfloch, im Großvaterſtuhl unter den beiden Edelleuten. Friedlich drehte er und ohne Haſt die Daumen umeinander und wartete, wie ſich die Dinge entwickeln würden, und als ſich der Müller Hensler zu ihm geſellte, da ſaßen ſie, wie ein paar brave Knaben, die warten können, beiſammen, und ſaßen auch nach dem Kirchgang an ihren Plätzen an der Feſttafel im Hirſchen beiſammen, feſt und ſicher, wie angewachſen. Und als der Abend kam, da konnte jedermann es hören, was für flotte Kerle ſie in ihrer Jugend geweſen ſeien, und daß der Nachwuchs im Ganzen nicht viel tauge.

Es war eine ſtattliche Hochzeit, und Georg Ehrenſperger war ein ſtattlicher Brautführer und fühlte ſich als den Glanzpunkt der Geſellſchaft und es war ihm kein unangenehmes Gefühl. Er führte eine Wiblinger Bürgerstochter am Arm, ein großes, bräunliches Mädchen mit einem vollen Roſenkranz in dem krauſen Haar und mit weißen Handſchuhen an den breiten, ſchaffigen Händen. Und er tat ſein Möglichſtes, „Leben in die Sache zu bringen.“ Aber als er gegen Abend am Klavier ſaß und den Hochzeitsmarſch aus Mendelsſohns Sommernachtstraum ſpielte, kam von einer Seite her Müller Hensler und ſchlug ihm kräftig auf die Achſel und fragte: „Eigenes Mehl?“ und verſicherte den Umſtehenden: „Das

iſt ein Tauſendkerl, das macht er alles ſelber, der Heimtücker, der Pfarrer;" und von der anderen Seite her kam ſein Bruder Franz und ſagte: „Da kann man nicht drauf tanzen, du. Spiel etwas luſtiges, ſpiel: Als wir jüngſt in Regensburg waren, oder einen Walzer."

Da ließ Georg für heute das Muſikmachen ſein und nach einiger Zeit kam es über ihn: Er mußte eine kleine Weile in den Garten hinaus. Er mußte eine Weile allein ſein. Der Mond ſtand am Himmel, die Bäume rauſchten leiſe im Abendwind. Aus dem Saal klangen die Geigen und Flötentöne; da ging er noch ein Stück weiter vom Hauſe weg.

Er war doch wohl anders, als die da drinnen. Wer aber gehörte zu ihm und ſeiner Art? Er war doch auch ihres Blutes. Wie hatten Franz und ſein junges Weib einander vorhin angeſehen, als ſie, vom Tanz veratmend neben einander ſtanden. Lachend, frohlockend, verheißend, eines aus des andern Augen trinkend. Und ſie waren nicht die tiefſten Menſchen. Das war nur, weil ſie gleicher Art waren und ſich zuſammengeſchloſſen hatten. Und es kam etwas Drängendes über ihn, daß er, während er von den Menſchen wegging, ſich nach ihnen ſehnen mußte.

* * *

Zur ſelben Stunde ſchien der Mond in die Turmſtube und füllte ſie bis in den hinterſten Winkel mit ſeinem ſilbernen Licht. Die beiden alten Menſchen, Frau Judith und ihr Bruder, ſaßen feiernd an ihren Fenſterplätzen und ſchwiegen einträchtig miteinander und nach einiger Zeit ſtand Meiſter Nöſſel auf und ging, Betzeit zu läuten. Er kam lang nicht mehr. Er hatte es ſeit

einiger Zeit ſtark mit den Gedanken, oder vielmehr ſie mit ihm: ſie kamen über ihn, wo er gerade ſaß oder ſtand; dann war er ihnen verfallen.

Er ſtand auf dem dunklen Glockenboden und lehnte an dem Balken eines Glockengerüſtes; ſein altes Herz aber ging den Tönen nach, die er über die ſtille Welt hingeſchickt hatte.

Er wußte wohl, wie es da unten zuging; er hatte faſt allen Wiblingern im Lauf der Jahre die Hoſen geflickt und die Hoſen nicht allein. Frau Judith wußte es: er hatte manchen Braſt, der auf irgend einem Herzen lag, mit ſich heraufgetragen und da oben in der hellen Stube vor ihren Augen ausgebreitet. Und wie ſie mitſammen ratſchlagten, ob der und jener Kittel noch zu reparieren ſei und ſeine Flecken zu tilgen, ſo bewegten ſie auch miteinander in guten und einfältigen Gedanken die unruhigen Wege, auf denen die Leute zu ebener Erde ſich die Herzen und den Mut und das Gewiſſen zerriſſen, und fanden aus ihrer eigenen Herzensſtille ein gutes Wort und gaben es umſonſt darein. Sie konnten nichts dafür, wenn es nicht immer half. Vielleicht war es ſo, daß ſie, die wie wir wiſſen, ein unſichtbares Königreich hatten, nur denen helfen konnten, die ihres Landes waren: einfachen, einfältigen, gläubigen Gemütern, die in und hinter allem Geſchaffenen eines Gottes Herz und Hand fanden. Vielleicht wußten ſie mit den andern nicht ſo zu reden. Tatſache war es, daß einige Leute, die ſehr geſcheit und von gutem Appetit und nüchternen Anſchauungen waren, lachten, wenn ſie das eisgraue Schneiderlein mit ſeinen kindlichen Augen ſahen, und daß einige andere Leute ihm die Hand ſchüttelten und die Kappe vor ihm abnahmen.

Aber Meiſter Nöſſel machte ſich nicht ſo viel aus beidem. Vielleicht merkte er's gar nicht, das kann wohl ſein. Da, als er ſo ſtand und der Menſchen da unten gedachte, fing drüben im Weiler Hinkelsbach ein ſpätes Glöcklein an zu rufen und vom Wald her, von Buchenbronn und von Ettersbühl kam Antwort; es waren fromme, ſanfte Glockenſtimmen, die miteinander redeten. Und der Alte, der noch von vorher ſein tuchenes Hauskäppchen in der Hand hatte, tat die Hände darüber zuſammen und ſagte ſein:

„Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Dieweil es Abend worden iſt,"

und ſagte es für ſich und für die andern aus einem ſehnlichen Herzen heraus. Darüber war er aus ſeinem Sinnen gekommen und nun ſtieg er das Treppchen hinauf in die Stube. „Schläfſt du, Judith?" ſagte er, als er ſeine Schweſter in dem hellen Mondlicht ſitzen ſah, den Kopf auf der Bruſt und die Augen geſchloſſen. Er lächelte ſtill, da ſie keine Antwort gab. „Sie wird allmählich müd," ſagte er. „Sie hat's mit dem Schlafen und war ſonſt ſo ein munteres Frauenweſen. Was war das für ein Mädchen ſeinerzeit. ‚Über ſieben Buben,' ſagte die Mutter. Na, ſieben, das iſt ein bißchen viel. Aber doch. Sie ſtieg über alle Zäune."

So, nun war er im richtigen Fahrwaſſer. Wohin waren alle die Jahre gekommen, die zwiſchen heut und damals lagen? Wie weggewiſcht waren ſie. Er ſetzte ſich in die eine Ecke des Kanapees. In der andern war geſtern abend Rektor Cabiſius geſeſſen. Das war auch ſo einer. Dem war auch wie vorgeſtern geſchehen, was ſechzig und ſiebenzig Jahre her war. Aber mitten im Geſpräch hatte die Judith geſtern Zeiten und Perſonen

verwechſelt und dann hatten ſie miteinander darüber gelacht. Sie, die immer alles ſo genau wußte.

Meiſter Nöſſel fuhr aus ſeiner Ecke empor. Es hatte elf Uhr geſchlagen, noch verzitterte der Nachhall der dröhnenden Schläge in der Luft. Er war ja richtig auch eingeſchlafen geweſen. Er hatte eben noch geträumt. Was war es nur geweſen? Er konnte ſich nicht mehr recht beſinnen und ſtrich ſich erwachend über die Stirn. „Judith, komm, wach auf. 's iſt Zeit zum Bettgehen.“ Sie rührte ſich nicht. Das Mondlicht war weiter gegangen, ſie ſaß im Schatten. Da trat er heran und legte ihr die Hand auf die Achſel. „Judith, wir wollen noch den Abendſegen leſen. Ich zünde die Lampe an, Judith.“

Aber als er mit der Lampe kam, da ſah er, daß ſie keines Abendſegens mehr bedurfte. Sie war ſchon zur Ruhe gegangen. Sie war ſo müde geweſen.

Da ſetzte ſich Meiſter Nöſſel ſtill neben ſie. Jetzt war er ganz allein. Aber er wußte ſchon, daß er das nicht lange bleibe. Er hatte auch nicht mehr weit bis zum letzten Abendſegen.

* * *

Und wieder ein Abend.

Da hatten ſie in alter Weiſe auf den Turm ſteigen und zu Frau Judiths Füßen ſitzen und Märchen hören wollen. Wie in Kindertagen hatten ſie tun wollen. Aber ſie waren keine Kinder mehr.

Es war aber doch etwas wie aus einem Märchen, was ſie heute erlebten.

Frau Judith, die ſo wunderbare Dinge geſehen, gehört und erlebt hatte, die mußte ja freilich auch anders zu Grabe gehen, als andere Leute.

Hatte ſie nicht prophezeit, daß ſie einſt in der vollen Flut des Mondlichts durch die Luft ſchwimmen werde, breit und ſicher und ohne viel Geräuſch? Es war eine weiche, ſchimmernde, warme Julinacht.

Unten, dem Turm gegenüber, an eine Mauer gelehnt, ſtanden die beiden jungen Menſchenkinder, Gertrud und Georg. Sie hielten ſich an den Händen gefaßt und ſahen ſtumm in die Höhe. Der Vollmond ſtand hoch am Himmel und leuchtete ſeiner alten Freundin, die er ſo oft da oben beſucht hatte. Nun kam ſie auf die ebene Erde herunter zu den andern. Sie wollten ſie in die weiße Friedhofskapelle tragen und taten es bei Nacht, der Leute wegen. Frau Judith durfte nicht im Tod ein Schauſpiel geben; das hatte ſie im Leben nie getan.

Der rieſige Turm ragte hoch auf; er ſchien bei Nacht noch maſſiger und ſchwerer zu ſein als bei Tag. Das bläuliche, unſichere Licht hüllte ihn ein und ſchien durch die Luken, hinter denen die Glocken hingen, und glänzte in den Fenſterſcheiben des Kirchenſchiffs.

Da kam es von oben her, ſchwarz und ſchwer, und ſenkte ſich langſam nieder, langſam, langſam.

Die beiden hielten den Atem an und rückten näher an einander. Die Hände faßten ſich feſter. So waren ſie nicht allein dem unbegreiflichen Etwas gegenüber, das da herniederkam.

Das ſtieß nun auf dem Pflaſter auf. Es gab einen dumpfen Ton. Da ſtand es ſtill, groß, ſchwer und unbeweglich. Wie ein dunkles Schickſal ſtand es da. Das war der Sarg. Ein ſtummes, ſtummes Ding. Ein ſchwarzes Tuch lag darauf, es warf einen langen, ſchrägen Schatten auf die mondbeglänzte Gaſſe. Die hellen, ſtarken Seile, die darum geſchlungen waren, zogen gerade, feſte

Striche durch die Luft, von der Höhe des Turmes bis hierher.

Ein paar Geſtalten kamen aus dem Turmeingang hervor. Sie ſprachen einiges mit gedämpfter Stimme, löſten die Seile ab und hoben den Sarg auf eine Bahre. Dann gingen ſie mit der ſtummen Laſt davon, man hörte ihre Tritte hallen durch die Nacht.

Droben in der Turmſtube flimmerte ein Lichtlein; irgend jemand beugte ſich zum Fenſter heraus; dann wurden die Seile hinaufgezogen und die Gaſſe lag ſtill, wie zuvor. Sie atmeten tief auf. Ihre Hände löſten ſich auseinander. Das war ein großes, helles Stück ihrer Jugend geweſen, was hier davongegangen war. Das war nun vorbei. Selige Kinder waren ſie da droben geweſen. War nun niemand mehr, der ihnen das Paradies der Kindheit hütete, daß ſie es finden konnten, ſo oft ſie kamen? Morgen ging Georg wieder nach Tübingen, gleich nach Frau Juditha Begräbnis.

„Wenn ich wiederkomme, erzählt mir kein Menſch mehr Märchen.“ Er ſagte es mit unſicherer Stimme; es war ihm nicht um die Märchen zuerſt und allein. Er war ja nun Kandidat, er wollte im nächſten Jahr das Examen machen, er war wohl zu alt für ſolche Kindereien. Er hatte andere Dinge zu bedenken. Nur, er war ein Träumer. Er vergaß manchmal all das andere und war wieder der kleine Bub, dem der liebe Gott hoch oben über der Turmſpitze ſaß und das Ganze überſchaute und in deſſen Welt es wunderbar genug zuging.

Gertrud ſchien das in der Ordnung zu finden. Sie wandte ſich zu ihm hin. Er ſah, daß ſie Tränen in den Augen hatte, ſie flimmerten im Mondlicht. „Doch,“ ſagte ſie und zwang ſich zum Lächeln und ſah ihn

mütterlich an, ſo jung ſie war. „Doch, das tu' ich. Ich habe ſie alle in mir drin."

* * *

Marie, die junge Magd aus dem Weiler Hinkelsbach, die ſich ſo gut aufs Brotbacken verſtand und ſo mißtrauiſch gegen das Bücherweſen war, die erlebte zu dieſer Stunde, in dieſer warmen, düftereichen Sommernacht, ganz hinten im Rektorgarten, da, wo er an den Stadtgraben anſtößt, auch etwas Märchenhaftes. Es iſt bis jetzt nicht aufgeklärt, was der Seiler Andres Hagenbach, der auf der andern Seite des Stadtgrabens ſeine Seilerbahn hatte, zu ſo ſpäter Stunde noch dort nachzuſehen hatte; und Marie, die noch von der Rektorin Cabiſius zu einer regſamen, umſichtigen Magd erzogen war, hätte gleichfalls nicht nötig gehabt, noch bei Mondſchein im allerletzten Beet Salat zu ſchneiden. Der Rektor ſagte ſpäter in der Hochzeitstiſchrede, die er den Zweien hielt, die beiden Herzen ſeien wohl damals ſchon unſichtbar an einander angeſeilt geweſen und ſolche Seile hätten, das wiſſe er noch von ſeiner eigenen Jugend her, eine merkwürdige Zugkraft.

Tatſache war, daß Marie von dem Salatbeet weg, anſtatt den langen, geraden Hauptweg nach dem Haus einzuſchlagen, nach dem Baumgarten zu ging, ſie, die ſonſt weder für Mondſchein noch für einſame Gänge etwas übrig hatte. Und Tatſache war, daß, als Georg und Gertrud nach Hauſe kamen — ſie hatten den Schlüſſel zum hinteren Gartenpförtchen bei ſich und ſchritten ſtill und wie im Traum durch den Garten, — daß ſich dort unter den Bäumen eine dunkle Gruppe bewegte, flüſternd und, ja nun kam ein zarter Laut, wie ein Kuß, dann

noch einer, dann ging jemand fort. Es raſchelte und knackte in dem trockenen Stadtgraben, und dann kam Marie unter den Bäumen hervor und ſagte, als ſie der beiden anſichtig wurde, halb trotzig und halb übermütig: „Er iſt mein Schatz. Er will mich. Vorhin hat er's geſagt. Ich hab's aber ſchon lang gewußt. So was merkt man doch." Sie war ſo erregt, daß ihre Augen, ſowohl das gerade, als das, mit welchem ſie ein wenig ſchielte, Blitze ſchoſſen, Jubelblitze, wenn man ſo ſagen will. „Morgen kommt er," ſagte ſie. „Vornen zur Haustür herein bei Tag. So will ich's. Er ſoll's zum Herrn ſagen, die Frau iſt meine Patin geweſen." Dann ging ſie vor den Beiden her mit flinken Schritten ins Haus. Auf ihrer vollen, runden, beweglichen Geſtalt und auf ihrem krauſen Haar lag das Mondlicht. „Er will mich," ſagte jede Bewegung, „er hat geſagt, ich ſei ihm grad recht, er möchte kein Härchen anders haben an dem ganzen Mädchen."

Am andern Morgen ſah der Rektor, als er ſeinen Frühſpaziergang unter den Bäumen machte, ſowohl die abgeſchnittenen Salatköpfe als auch das Meſſer und das kupferne Salatbecken unter dem Süßapfelbaum liegen, der ſeine äußerſten Äſte noch über den Stadtgraben hin ſtreckte. Da blieb er ſtehen und lächelte. Er hatte ſich vorhin in der Küche ſeine Pfeife angezündet, und er beſaß Mariens Vertrauen.

* * *

In des Rektors Studierſtube brannte heut weder Feuer noch Lampe. Die guten Geiſter und Geiſterchen dieſes Raumes mußten im Mondſchein ſpucken, und das war ihnen ganz gelegen. Aus allen Ecken kamen ſie

hervor, tanzten auf dem ſilbernen Teppich, den das Mondlicht auf den Stubenboden wob, ritten auf den Wölkchen, die der Rektor ſeiner allerlängſten Pfeife entſteigen ließ, trieben allerlei Allfanzereien mit den Büchern in den großen Ständern und den Bildern an der Wand und unterhielten ſich mit dem alten Mann, der da ſaß und auf die Jugend wartete.

„So, da kommt ihr?", ſagte der Rektor. „Nun laßt euch nieder, wir wollen noch eine Weile beiſammen ſein. Ach, du Kind."

Denn Gertrud hatte ſich einen Schemel geholt und nun ſaß ſie neben ihm und legte die Hände um die Kniee und den braunen Kopf gegen des Großvaters Arm.

Georg ſaß auf der Truhe.

„Hier bin ich daheim," ſagte er. Er ſtreckte die langen Beine weit von ſich und lehnte ſich an die Wand.

„Bei uns drüben bin ich's nicht, je länger, je weniger. Franz iſt mein Bruder und nur zwei Jahre älter als ich. Aber wir wiſſen nur wenig miteinander anzufangen. Es gibt nichts Verſchiedeneres, als uns beide. Jetzt hat er noch ſeine Frau dazu; es iſt, als ob er nun vier Augen habe, um alles zu ſehen, was ich — nicht ſehe, und vier Füße, um breit und kecklich und ſicher mitten im hellen Tag zu ſtehen. Es gibt nichts Verſchiedeneres als uns beide, und gibt nichts Verſchiedeneres, als das ganze Haus Ehrenſperger und mich. Sie ſind praktiſch, ich bin unpraktiſch, ſie ſind für das Nahrhafte und Gedeihliche, immer nüchtern, klar und fertig: ſo iſt's — und ſo wird's — und damit gut. „Du biſt ein Sinnierer," ſagen ſie, „und Sinnieren trägt nichts ein."

Er war ein bißchen kleinlaut.

„Sie haben gewiß ein Recht, ſo zu ſein, wie ſie

ſind. Aber kann ich aus meiner Haut heraus? Ich kann nicht mit ihnen laut und lebhaft ſein; wenn ſie lachen, finde ich nichts daran, und wenn ich verſuche, mitzutun, ſo gelingt es eine kurze Weile, mehr nicht. Es iſt, als ob wir in zwei Welten lebten.

Sie ‚verſtehen die meinige nicht und ich die ihrige nicht.“

Ja, jetzt durften ſie ihn nicht ſtören. Sie wußten es, daß er jetzt den Sack, von dem er geſagt hatte, ausleere bis auf den Grund. Sie nickten ihm nur zu, ermutigend: ſprich nur, du kannſt alles ſagen.

‚Du, Pfarrer,‘ ſagte Franz heut zu mir, (er ſagt immer ſchon ‚Pfarrer‘, obgleich kein Menſch weiß, ob es jemals ſo weit kommt), „du, Pfarrer, du trägſt ſo ein zugeſchloſſenes Geſicht herum. Ich kann dir aber ſagen, ſo duckmäuſig ſind nicht alle Studenten. Fritz Hornſtein, der ſtudiert doch auch auf den Geiſtlichen, der kam an Oſtern heim und beſuchte alle Bekannten. Und wohin er kam, da gab es luſtigen Lärm und Lachen. Er kam auch zu uns und drang bis in die Backſtube vor. Da machte er einen Gaul aus Milchbrotteig, mit vier bockſteifen Füßen. Den mußten wir ihm backen und dann nahm er ihn mit ſich nach Tübingen. Er wolle ihn jemand verehren, ſagte er. Iſt der luſtig, warum biſt du es nicht? Du mußt doch nicht Hunger leiden.

Und alle ſtimmten bei: Du mußt doch nicht Hunger leiden. Sie meinen es gut auf ihre Art. Sie ſind nur anders als ich, das iſt alles.

Die Schwägerin — Jungfer Lieſe iſt begeiſtert von ihr, aber ſie fürchtet ſie, glaub ich, in aller Stille ein wenig, — ſagt, daß Franz noch eine Weinwirtſchaft einrichten ſolle. In unſern Stuben, Gertrud. Weißt du,

wo die Gitterbettchen ſtanden und das Himmelbett mit den roten Vorhängen. Franz iſt nicht übel einig damit. Der Vater auch.“

Er machte einen Verſuch, zu ſcherzen, aber es gelang ihm nicht recht. „Ich glaube, ich bin eiferſüchtig. Franz und der Vater ſind die beſten Freunde. Der Vater lieſt täglich drei Zeitungen. Aber ich verſtehe nicht viel von Politik, und das wenige ſieht bei mir anders aus als bei ihm. Da beredet er alles mit Franz, und ſie ſtreiten ſich wacker herum, haben große Moſtgläſer auf dem Tiſch und ſchlagen mit der Fauſt dazwiſchen. Die beſten Freunde ſind ſie.

Ich aber ſitze ſtumm daneben.

Und dann gehe ich in der Verzweiflung ans Klavier. Das iſt immer noch meine Zuflucht.

‚Das iſt recht, Pfarrer,‘ ſagte Franz, als ich es heut öffnete. Und Jungfer Lieſe ging gleich ans Fenſter und machte einen Flügel auf, damit die Nachbarſchaft auch ihren Teil bekäme.

‚Spiel’ etwas Eigenes,‘ ſagte Franz, ‚ſpiel’ etwas, das du ſelbſt gemacht haſt.‘

Da ließ ich mich verleiten. Ihr wißt, es iſt mir hie und da etwas eingefallen im letzten Jahr. Ich hätte es ihnen nicht vorſpielen ſollen. Ich hätte wiſſen können, daß es nicht zu ihnen redet. Aber es war ein ſtarker Wunſch in mir, etwas mit ihnen zu teilen, das mich angeht. Ja, vielleicht war auch ein wenig Großtuerei dabei, das kann ich nicht ſicher ſagen.“

Denn Gertrud hatte ihm ſo einen Blick zugeworfen, der etwas ähnliches andeuten mochte.

Er tat einen langen Atemzug. „Es iſt mir nicht gut gegangen damit.

Ihr wißt, als Fritz Bauer beim Baden ertrank, — ihr kennt ihn, er war ſo ein lebensvoller, friſcher Menſch, Neuphilolog, mein Bundesbruder, da habe ich etwas komponiert, eine Totenklage, wenn ihr wollt. Ich habe die Muſik in mir gehört, eine ganze Nacht lang; ich ſtand um vier Uhr auf und ſaß den ganzen Vormittag daran und es gelang mir, ſie feſtzuhalten. Ich habe ſie in der Verbindung vorgeſpielt, als wir die Trauerfeier hielten. Ich habe den Eindruck, als ob einige gefunden hätten, daß etwas daran ſei.

Alſo, das ſpielte ich heute vor und vertiefte mich ganz darein und meinte, ſie alle mit mir zu führen in die Stimmung: daß ſolch ein junges Leben ſo jäh endigen müſſe. Jetzt noch heiter und kräftig und voll Frohmut, und junge Genoſſen dabei, und ſonnige Ufer und plätſchernde Flußwellen, — und dann der ſtarre Tod, der ihn in die Tiefe zog. Das hätt' ich alles mit Worten nicht ſo ſagen können, aber ich meinte, ſie ſollten es mit mir hören in den Tönen, die ich anſchlug. Aber als ich fertig war und mich nach ihnen umwandte, da blieben ſie alle ſtill und ſahen einander verdutzt an. Es war nicht das beredte Schweigen, das einem ſo viel ſagt, es war das lähmende, tote Schweigen, bei dem nichts herüber und hinüber geht.

Und nach einer Weile fing Franz an zu gähnen und ſagte: ‚Alſo das wär's, ſo, ſo. Du, jetzt, jetzt ſpielſt du noch etwas anderes. Jetzt ſpielſt du noch den Radetzkymarſch. Was, den kannſt du nicht? Na, mach' kein Geſicht. Ich glaube, ich kann ihn, wenn auch nur mit drei Fingern. Laß mich einmal heran.'

Und die Schwägerin ſagte: ‚Ach ja, Franz, den Radetzkymarſch.‘ Den hatte ſie mit ihm gehört, als ſie miteinander in Stuttgart bei der Wachtparade waren.

Und er ſpielte ihn, und der Vater taktierte mit dem Kopf und verſuchte, mitzupfeifen. Jungfer Lieſe ſah mich vorwurfsvoll an: „Siehſt du? Der Franz. Er hat nicht ſtudiert und kann es doch. Das iſt einer, der Franz.“

Da kam es über mich, daß ich aufſprang und den Deckel zuſchlug und noch die Tür zuwarf, daß es knallte und in den Garten ging.

Nachher ſchämte ich mich und ging noch einmal hinein. Da waren ſie ganz harmlos und freundlich und Jungfer Lieſe ſagte, ich müſſe neue Hemden haben und wir ſprachen eingehend über die Hemden.

Aber davon wurde es nicht anders. Sie ſind fremd in meiner Welt, und ich bin fremd in der ihrigen. Und es führt kein Weg herüber und hinüber. Ich hänge an ihnen; ihr wißt es. Und das iſt mein Kummer, daß ich anders ſein muß meinem Weſen nach. Es iſt nicht nur mein Studium, es iſt mein Weſen.“

„Das kenn’ ich beſſer, als du denkſt,“ ſagte der Rektor in ſeiner verſtehenden, linden Art.

„Das kenn’ ich aus der Zeit, als ich, ſelber noch jung und meines Weſens ungewiß, mit Schmerzen ſehen mußte, daß ich anders ſei als die, zu denen mich Geburt und Kindheitsgenoſſenſchaft geſtellt hatte und zu denen auch mein wachſendes Ich noch drängte. Ich weiß, wie das iſt, was du heut erlebteſt. Ich habe es auch erlebt.

Georg ſah auf. Die alten Augen lagen liebend auf ihm und es wallte warm in ihm empor.

Er war alſo auch nicht immer ein ſo harmoniſcher, klarer Menſch geweſen? Er hatte auch ſeine Art durch

Schmerzen und Zweifel hindurch tragen müſſen? Und war doch ſolch ein Mann geworden. Dann — dann verlohnte es ſich alſo, daß man es verſuchte, mit ſich ſelber zu hauſen, wie man nun einmal war? Daß man verſuchte, auch aus ſeiner Art etwas Rechtes zu machen?

Gertrud nickte ihm zu. Hatte ſie ſeine Gedanken verſtanden? „Franz iſt Franz und du biſt du. Laß dich's nicht ſo ſehr anfechten. Das kommt vielleicht noch, ſpäter. Siehſt du, bei dir iſt noch nicht alles ſo klar und fertig. Sie ſind ſchon, was ſie werden müſſen, du nicht. Es geht noch ſo vielerlei hin und her in dir, nicht, du?"

Ach ja, das tat es freilich. Bis zum Überlaufen voll war er davon. Er hatte ja heute mit ihnen davon reden wollen. Je näher das Examen kam, je mehr fürchtete er ſich davor. Nicht nur vor dem Examen ſelbſt, obgleich er auch dazu einige Urſache hatte; viel mehr vor dem Leben, das darnach kam. Vor dem Amt. Wo war das knabenhaft ausgeſponnene Pfarrersideal hingekommen, das er eine Zeitlang gehabt hatte? Haus und Garten auf dem Land, eine kleine, nette Dorfkirche, einfache, ſchlichte Menſchen, denen er alles Schöne, Fromme, Ewige vermitteln durfte. Er ſelbſt — ach, wir kennen ja Georg Ehrenſperger, — er hatte ſich bereits geſehen, wie er durch die Gaſſen ſchritt und alle kannte und grüßte, und alle ihn. Und wie er an ſtillen Sommernachmittagen die Kirche aufſchloß und — dann brauſte die Orgel durch den Raum. Ganz deutlich hatte er das gewußt. Ach, wo war es hin? Je mehr er ſich mit den Wiſſenſchaften auseinanderſetzte, deſto mehr zerfloß ihm alles, was er unter Chriſtentum verſtanden hatte. Was blieb ihm noch? Was war das Ewige, das Frohe, Heilige, das er den Menſchen bringen wollte? Er hatte ihnen nichts zu geben.

Er hatte ſelber keinen feſten Beſitz. Was er hatte, das lag zu tiefſt innen und ſah kaum aus wie Religion. Man konnte es nicht in Worte kleiden und nicht lehren. Es war ein Verlangen, ſich hinzugeben, ſich brauchen zu laſſen, etwas zu ſein für die Menſchen, und ein Verlangen darnach, an den Quell des Lebens hinzudringen, der unter allem Sichtbaren ſeine Fluten hinſchickt. Und er wußte es noch nicht, damals noch nicht, daß er hundert Jahre lang zu leben und zu predigen gehabt hätte aus dem einen Verlangen ſeiner Seele heraus: „Gebt euch hin an Gott, gebt euch hin an die Menſchen.“ Allen Glauben und alle Liebe konnte man da hineinfaſſen. Aber er verſtand ſich ſelbſt noch nicht.

Arm und unklar kam er ſich vor. Was ſollte ein ſolcher wie er ins Amt treten? Er konnte über dieſe Dinge nicht mit den Genoſſen reden, er war zu ſcheu, ſie in ſich hineinſehen zu laſſen. Und er konnte ſich auch nicht bei den Profeſſoren Rats erholen, wie manche taten.

Und immer öfter kam die Angſt über ihn: „Wo hinaus mit mir? wenn nun die Zeit da iſt, was dann?“

Zweierlei war, an dem er ſie hie und da vergaß.

Lore. Wenn er bei ihr war und ſie ſah, ſo blühenden Lebens voll, dann kam es über ihn, wie von friſcher Märzluft angeblaſen, daß das Leben denn doch nicht nur eine Sache des Nachdenkens ſei, und daß Jugend und Schönheit auch gute Gaben ſeien. Wenn er ſie gut antraf, ſo ſcherzte ſie ihm die ſchweren Gedanken hinweg: „Ach du, du nimmſt alles ſo ſchrecklich ernſt. Weißt du, was gut iſt gegen das Traurigſein? Frohſein, du.“ Dergeſtalt rief ſie ihm nach außen.

Nach innen rief ihn die Muſik. Ans Klavier trug er die Unruhe, die ihm die Wiſſenſchaft machte. Die

Muſiker, das ſchienen ihm die wahren Propheten und Lehrer zu ſein von dem allerinnerlichſten, das es gab. Sie konnten tröſten, froh machen, die Herzen erheben. Sie konnten der Seele auf den Grund leuchten und alles Gute mit Namen rufen, daß es lebte, und alles Niedrige erſchüttern.

Aber das konnte ihn nichts helfen, daß er das wußte. Er mußte ſelber etwas zu geben haben, etwas Eigenes. Es wollte etwas in ihm leben, und ſuchte eine Sprache; da horchte er und ſuchte ſie zu finden.

Die Bücher und Kollegien kamen nicht gut weg dabei.

Denn je länger er Muſik machte, deſto kälter wehte es ihn aus den Büchern an. Ja, freilich — er durfte es ſich nicht verhehlen, es waren nicht immer gerade die reinſten Triebe, die ihn ans Klavier zogen. Er mußte es ſich geſtehen, zuweilen floh er nur dahin vor den langweiligen Pflichten, zuweilen war es reine Zerſtreutheit, daß er da ſaß und ſpielte. Gertrud kannte ihn wohl, als ſie ſagte: „Es geht noch ſo vielerlei hin und her in dir.“

Von dem allem hatte er heut reden wollen. Er hatte es ſich feſt vorgenommen. Aber die friedlichen Geiſter dieſer Stube löſten ſo manche Unruhe, noch ehe ſie in Worten an die Oberfläche kam. Mußte denn alles geſagt ſein? Es war ſo wohltuend, eine Weile ſtill dazuſitzen. Die beiden verſtanden ihn auch ſo, das wußte er. „Hier bin ich daheim, das macht es.“ Und als er ſich deſſen aufs neue verſichert hatte, da wuchs ein neuer Mut in Georg. „Warum ſollte ich's im Ehrenſpergerhaus nicht auch ſein können? Es iſt nicht ſo leicht, aber es muß doch zu machen ſein. Ich will mich morgen mit Franz und dem Vater an den Veſpertiſch ſetzen und — ja, und will ihnen von mir erzählen. Ich will es ſo einfach

tun, als ich kann. Ich will nicht fremd werden in meinem Vaterhauſe."

Als er das beſchloſſen hatte, ſah er froher aus, als zuvor.

In die Stille hinein ſagte der Rektor: „Man muß auch nicht mit Gewalt verſtanden ſein wollen. Man muß zuweilen den Mut faſſen, ſich in ſich ſelbſt zu bergen, bis etwas Sicheres und Gewordenes von innen heraus kommt. Das wirft uns dann kein Kaltſinn und kein Mißverſtehen um. Aber freilich," — er lächelte und ſah die beiden jungen, horchenden Geſichter an, — „das Wartenkönnen, auf ſich ſelbſt und auf andere, das will auch erſt gelernt ſein.

Siehſt du, Georg, ich habe einſt gemeint, ich ſei ein Dichter, weil alles Geſchaffene in einer eigenen Schönheit und ſtillen Sprache zu mir redete. Und manchmal fand ich auch das Wort, es wieder zu ſagen. Da ſammelte ich nach und nach einen kleinen, heimlichen Schatz von Gedichten, gereimten und ungereimten an. Sie waren zum Teil mangelhaft in der Form, ich weiß es. Es war oft ein Stammeln von einer innerlichen Welt, für die ich des klaren Ausdrucks nicht mächtig war. Aber ſie waren ein Teil von mir und waren mir teuer.

Da ließ ich mich einmal in einer aufgeſchloſſenen, warmen Stunde hinreißen und zeigte ſie meinem Bruder. Der war Arzt, ein friſcher, heiterer, allgemein beliebter Menſch, und ich liebte ihn mehr, als er wußte. Zuweilen aber kam es mich an, daß ich in meiner heimlichen Gedankenwelt von ihm verſtanden ſein wollte. Dann ging es mir wie jenem, der alles wollte und nichts bekam.

Er ſah hinein, las wohl auch in den Blättern. Am andern Tag gab er mir ſie wieder: ‚nett, zum Teil ganz

nett. Ein bißchen verſonnen.' Er lachte und gab mir einen Schlag auf die Achſel: ‚Du biſt immer ein Sinnierer geweſen, Joachim.'

Siehſt du nun, daß ich weiß, wie es iſt, Georg?

Er konnte wohl nicht anders; er ſagte, wie es ihm ums Herz war. Aber mir war das leichthin geredete Wort wie ein Schlag ins Geſicht. — Das war alles? Da kam wieder ſo leer zurück, was ich aus mir heraus gegeben hatte und ich ſtand da und ſchämte mich, daß ich meine Seele ſo nackt hatte ſehen laſſen, und hätte ſagen mögen: „gib's wieder zurück, mach's ungeſchehen, daß du mich geſehen haſt. Und dann zog ich mich in mich ſelbſt zurück, ſo weit ich nur konnte."

Der Rektor ließ ein paar große Rauchwolken ſteigen, die bildeten im Mondlicht einen ſchmalen hellen Streifen wie eine Brücke, darauf die Gedanken des alten Mannes in ſeine Jugend zurückgingen.

„Ja, heute verſteh ich das alles; damals —, er ſah es, daß er mich arm gelaſſen hatte. Und er meinte, ich habe mehr Lob erwartet und ſei nun verſchnupft, daß es mager ausgefallen ſei, und erklärte mir, — er klopfte mir nochmals dazu auf die Achſel, daß ja wirklich ganz nette Sachen darunter ſeien, aber daß es ja natürlich viel bedeutendere Leute gebe und daß ich nicht erwarten dürfe, mit ihnen zuſammengeſtellt zu werden.

Da packte ich mein Büchlein wieder ein. Nein, das hatte ich nicht erwartet. Etwas anderes. Was denn?

Ach, einen aufblitzenden Funken, der von ſeiner Seele zu meiner ſpränge, es hätte kaum ein Wort gebraucht, es hätt's ein Blick getan, ein Händedruck, oder auch ein Schweigen.

Da haſt du recht, Georg, es gibt ein beredtes

Schweigen.“ Georg ſaß und horchte. Den Kopf lehnte er an die Wand und die langen Beine ſtreckte er weit in die Stube hinein. Die Uhr tickte friedlich und gelaſſen: ſtill—ſtill—ſtill—ſtill. Bis die Stille redete. Ach wie friedlich war es hier.

Es war keine Unterbrechung dieſer Stille, als der Rektor wieder anfing: „Das iſt's, was wir ſuchen und begehren: Gemeinſchaft, Verſtehen, nicht Lob. Ein Wort, das unſerem verborgenen Leben eine Erlöſung gibt, eine Befreiung. Aber wir dürfen das Wort von keinem verlangen. Es muß über uns kommen, wie ein Wunder. Es muß von einer verſtehenden, liebenden Seele kommen. Und wir dürfen zu niemand ſagen: ſei du mir das, ich bitte dich.

Aber wie wir ſtill hingehen und es tragen, daß wir einſam ſind unter denen, von denen wir geliebt ſein möchten, wächſt eine Macht in uns, ſelber zu lieben und zu verſtehen. Die den Armen das Evangelium verkünden wollen in irgend einer Weiſe, die müſſen ſelber arm geweſen ſein, arm in ſich ſelbſt vor allem.

Ich weiß das auch, Georg.“

„Ja,“ dachte Gertrud, und ihre Augen gingen zwiſchen dem alten und dem jungen Haupt hin und her, „aber manchmal begegnet uns doch auf dieſem ſtillen Wege, von dem du ſagſt, ein Menſch, der die gleiche Sprache ſpricht oder doch die unſere in ſich widerhallen läßt. Und dann geht ein Grüßen von Seele zu Seele: Du Bruder, o du Bruder.“

Aber ſie ſagte es nicht laut.

Es ging etwas Neues durch ſie hindurch, etwas, das ſie nicht benennen konnte. Das verſchloß ihr den Mund.

„So, nun wollen wir zu Bett gehen.“

Der Rektor lehnte ſeine Pfeife an die Wand.

„So behüt dich Gott, Georg. Glück auf den Weg. Es gibt jetzt harte Bretter zu bohren, ich weiß es. Es iſt ein enges Tor, das Examen. Aber dahinter iſt das Leben. Du mußt dich nicht fürchten; es iſt nirgends etwas zu fürchten. Die Sonne ſteht über allen Wolken, und Gott über allen Sonnen. Ich bin kein Dichter geworden, Georg. Du weißt es. Aber es iſt dennoch eine Harmonie durch mein Leben hindurchgegangen; es hat ſich dennoch gereimt. Ich habe nie aufgehört, die Rufe aus den Menſchenherzen und aus den Kinderherzen vor allen, und aus dem Leben ringsumher zu vernehmen und zu verſtehen. Das darf ich jetzt ſagen. Es wird ſich bei dir auch reimen, da habe ich keine Sorge.“

Ja, er hatte keine. So feſt überzeugt war Georg nicht davon. Er hatte ſtarke Zweifel in dieſer Hinſicht. Er ſah etwas unſicher nach der Ecke, in der ſonſt die Rektorin ſaß. Er vermißte noch ihre Ermahnung: „Du mußt dich zuſammennehmen, mein Sohn. Und ſo weiter.“

Heute ermahnte ihn niemand. Er mußte es ſelbſt tun, wenn es geſchehen ſollte.

Da zog er ſeine langen Beine an ſich und ſtand auf.

Gertrud leuchtete ihm die Treppe hinunter und ſtellte, als ſie unten waren, das Lämpchen in die ſteinerne Wandniſche im Hausöhrn.

„Ich laſſe dich zur hinteren Gartentür hinaus. So weit gehe ich noch mit dir.“

Das tat ſie meiſtens. Es war nichts beſonderes, daß ſie es heute tat. Aber es war ihr anders zu Mut, als ſonſt. Sie hätte ihm ſo gern noch etwas geſagt. Er ſah ſo zwieſpältig aus, ſo unſicher.

„Ach, ſag mir alles, was dich unruhig macht. So wie ſonſt. Laß mich an allem teilhaben.“

Aber ſie dachte es nur, ſie ſagte es nicht.

* * *

Es war eine wunderſame Nacht. Eine rechte, echte Sommernacht, voll von ſchwerem Duft der Roſen und des Jasmin. Es war, als ob das Leben nur leiſe ſchliefe und ſich hie und da im Schlafe bewegte. Ein Rotſchwänzchen ſtieß einen leiſen, zirpenden Laut aus, als Gertruds Kleid an der Hecke ſtreifte, in der ſein Neſt war. Von dem ſogenannten Feuerſee, einem grün überwachſenen Waſſerbecken, das draußen zwiſchen den Krautgärten lag, ſcholl das überlaute Quaken der Fröſche, im Graſe zirpten die Grillen, die Bäume rührten ſich im leichten Nachtwind wie im Traum. Am Himmel hielt der liebe Gott das ſilberne Licht der Nacht in ſeiner ausgeſtreckten Hand und leuchtete damit über ſeine Welt hin. Er hatte geſehen, wie Marie vor einer Stunde ihr glückliches Herz ins Haus getragen hatte, und nun ſah er, wie Gertrud ſchweigend dahinging, ſah, wie ſie ſich im Heben und Dehnen der Bruſt erſt Raum ſchaffen mußte zu gelaſſenem Leben und Atmen.

Sie ſtreifte ihren jungen Genoſſen mit einem erwachenden Blick, ſo, als ſei ſie ſeither in Träumen gegangen und es fiele ihr nun auf einmal ein, was Wirklichkeit ſei und was Traum. Und als ſie ihn ſo anſah, wie er groß und ſchlank neben ihr ging und ein feines Geſicht hatte, in dem alle guten Geiſter wohnten, da kam es wie etwas Neues über ſie, wie etwas Schönes,

Großes, das ſie ſeither unbewußt mit ſich herumgetragen hatte und das nun die Augen aufſchlug: Daß ſie beide in ihrer friſchen Jugend miteinander durch den Garten gingen, und daß ihr Sein und Werden ſo miteinander fortgehen müſſe, durch Nacht und Tag hindurch und durch die ganze Welt. Wie eine helle, weiße Straße lag das Leben vor ihr, und auf der Straße gingen Gertrud Cabiſius und Georg Ehrenſperger, in gleichem Schritt und Tritt und hielten ſich an den Händen gefaßt und ſahen eins nach dem andern. Da ſtrömte etwas Starkes durch ihre Adern, und drang ihr bis ans Herz. Sie ſchauerte leiſe in ſich zuſammen. Sie verſtand ſich nicht recht. Sie hätte es ihm ſagen mögen, der da neben ihr ging, aber ſtatt deſſen löſte ſie ihren Arm, der bisher in großer Selbſtverſtändlichkeit auf dem des Jugendfreundes gelegen war, und wandte ſich ab und beugte den braunen Kopf über einen Roſenſtrauch, der in voller Blüte ſtand. Eine volle, duftende, rote Roſe drückte ſie an den Mund. Da drang ihr die Kühle der Blumenblätter ſänftigend in das wallende Blut.

„Was tuſt du, Gertrud?“ fragte Georg. „Willſt du die Welt umarmen?“

Aber ſie gab keine Antwort. Sie bot ihm nur abſchiednehmend die Hand. „Gute Nacht, Georg.“

„Gute Nacht, Gertrud.“ Er zögerte noch einen Augenblick. Wollte er auch noch etwas ſagen? Dann ging er in die Nacht hinaus. Das Pförtchen fiel hinter ihm zu. Gertrud hörte ſeine Schritte verhallen.

Dann, im Hineingehen horchte ſie auf Mariens Singen, das aus der Küche kam. Dort ſaß ſie nun an dem weißgefegten Tiſch und nähte und ſang dazu.

„Noch ſo fleißig, Marie?“

„Ja," ſie lachte. „Ich muß mich dran halten. Wenn man heiraten will." Die Unruhe des Glücks war ihr in die fleißigen Finger gefahren. Da wurden ſie noch fleißiger.

Gertrud erſchrak.

„Alſo. Dann willſt du uns verlaſſen?"

An dieſe Seite der Sache hatte ſie noch nicht gedacht.

„Natürlich." Was hatte das Mädchen für übermütige braune Augen. Sie hatte bloße Arme bis über die Ellbogen. Die reckte ſie und machte eine zugreifende Bewegung mit beiden Händen, als ob ſie ſogleich ans Einrichten zu gehen gedenke. „Natürlich. Es iſt mir —" ach nein, ſie konnte nicht ſagen, daß es ihr leid ſei, hier wegzugehen. Es kam nichts dagegen in Betracht, nichts.

„Im Spätherbſt wollen wir heiraten."

„Schon?"

„Ja, das iſt alles ausgemacht."

„Alles heut Abend da hinten unter dem Baum?"

„Ja. Nun müſſen Sie auch bald —." Marie lachte.

Sie durfte ſich ſchon etwas erlauben.

„Gute Nacht, Marie."

Gertrud ſtieg die Treppe hinauf. Aber in halber Höhe blieb ſie ſtehen und hörte ihr Herz ſchlagen. Was war dies für eine Nacht. Es wendete ſich alles um und um. Es ſah alles anders aus als vordem.

Achtes Kapitel

Die Wiblinger Stadtgemeinde war nicht mehr ſo ganz überzeugt von ihrer Sicherheit, ſeit Meiſter Nöſſel allein auf dem Turm wohnte. Er war doch allmählich ein hinfälliger, alter Mann geworden. Man konnte nicht wiſſen, was nächtlicherweile unten in der Stadt geſchah, wann der Schlaf zu ihm kam, oder wann ſein ſehnliches Gemüt hinter den Gedanken drein ging, die in ferne Zeiten wanderten, in vergangene und künftige. So wurde die Turmwächterſtelle mit ihren dreihundertundfünfundſiebenzig Mark Einkünften nebſt freier Wohnung und Öl für die Laterne neu ausgeſchrieben und dem Flickſchuſter und ſeitherigen Fabriknachtwächter Konrad Entenmann übertragen, dem Mann der heiteren, raſchen, lebendigen Frau Lieſelotte, von der wir wiſſen, daß ſie einſt von der Rektorin Cabiſius geſchult und herangezogen worden war. Alſo blieb der Turm ſozuſagen „in der Freundſchaft", wenigſtens für Gertrud, die nun ſchon drei kleine Entenmänner über den Taufſtein gehalten hatte. Sie zog denn auch hier oben mit ein; wenigſtens brachte ſie am Abend des Einzugstags die drei Buben auf den Turm, die ſie heut gehütet hatte und beſah ſich das Wunder: wie in der einzigen Stube für zwei große und drei kleine Menſchen Platz geſchaffen war. An Frau Judiths Fenſter ſtand der Schuſtertiſch ſamt dem Schemel davor. Ob wohl in Zukunft auch ſo wunderbare Dinge von hier aus zu erſchauen ſein würden? Einmal, Frau Lieſelotte neigte nicht zum Geheimnisvollen, und — nein, und ihr Mann auch nicht. Nun zeigte ſie ihr neues Reich, und ſah es mit *ihren* Augen: „Die Kleiderkäſten habe ich

auf den Glockenboden geſtellt; und draußen vor der Tür, ſiehſt du, Gertrud, da habe ich ſo etwas wie eine Küche eingerichtet, zwei Schritte lang und drei breit, neben der Treppe. Ein Petroleumherdchen und ein Küchenkaſten. Und oben, es geht eine Hühnerleiter hinauf, haſt du je den Verſchlag geſehen? Das gibt eine Schlafkammer für die beiden größeren Buben, wann ſie zu lang werden für das Gitterbettchen." Sie drehte ſich um und um. „Ich muß mich erſt daran gewöhnen, ſo hoch oben zu ſein. Mann, du mußt morgen früh eine Gattertür an die Stiege machen. Handumkehr fällt einer von den Buben hinunter. Buben, das ſag' ich euch, wenn einer da ausrutſcht und fällt," ſie ſchauderte und nahm den Jüngſten auf den Arm und drückte den zweiten an ſich, „dann, dann hau' ich euch, bis es genug iſt. Jawohl, ihr dummen Kinder, das geht hinunter, hinunter, kein Menſch kann ſagen, wie weit."

Sie hatten es nicht im Sinn; ſie drängten ſich um die Mutter und guckten mit großen Augen das dunkle Treppchen hinunter. Eben war der Vater gegangen, ſechs Uhr zu läuten. „Bſcht, ſeid ſtill." Frau Liſelotte kam ſich nun doch auch ein bißchen wie etwas Regierendes vor. Das war ihr Mann, der die Glocke über die Stadt und das ganze Tal hinrufen ließ, und alle andern Menſchen waren da unten und horchten.

„Gute Nacht, Gertrud. Ich dank' dir ſchön. Gelt, du ſteigſt auch wieder da herauf, du weißt ja den Weg."

Ja, den wußte ſie. Aber es war ihr, als ob ſie nicht allzu oft käme. Es war, als ob man aus einem ſchattigen Hain mit lockenden Pfaden und rieſelnden Quellen einen Küchengarten gemacht hätte. Es war ein braver, wackerer Küchengarten, es war gar nichts an ihm

auszuſetzen, als daß es eben der alte Hain nicht mehr war. Sie mußte ſich erſt umgewöhnen. Der Mann läutete auch anders, als Meiſter Röſſel, ſo ſchien es ihr. Zu ſchnell und ein wenig unruhig. Als Gertrud an ihm vorbeiging, um hinabzuſteigen, ſagte er, mitten unters Läuten hinein: „Jetzt heult der Fabrikhund, mein alter Hilfsnachtwächter, zum Erbarmen. Immer beim Läuten heult er. Das kann er nicht ertragen." Bam, bam, fielen die Töne dazwiſchen. „Es iſt ſonſt ein braves Tier, es tut ihm ahnd nach mir, ich weiß es." Bam, bam, bam.

Wenn das Georg gehört hätte! Gertrud ſtieg die Treppen hinunter. Meiſter Röſſel, der vollbrachte das Läuten wie eine heilige Handlung. Wie ein Prieſter oder ein Künſtler. Ernſt und ſtill war er dabei und niemand durfte ihn anreden und ein Ton glich dem andern und jeder war ein Rufen nach den Menſchenſeelen.

Das wußte Gertrud nicht, als ſie raſch und unmutig zu ſich ſelber ſagte: „So lernts der Entenmann nie, er kann nicht ſo läuten, weil er nicht ſo iſt," daß Meiſter Röſſel draußen in Hollermanns Hütte, die er geſtern bezogen hatte, auch auf das Läuten horchte. Und daß er leiſe ſagte: „Du wirſt ihn lehren, wie du mich gelehrt haſt. In Lieb' und Leid, in Gemeinſchaft und im Einſamſein, in Sehnſucht und Befriedigung, in eigener Not und über fremde Schmerzen hin habe ich die Glocken geläutet. Da haben ſie die Welt und mich geſegnet."

Er lächelte verſtehend, als die haſtigen, ungleichen Töne niederfielen. Sie taten ihm nicht weh. Er wußte wohl, daß ſein Werk getan ſei, und das der Glocken an ihm, und daß das beides bei dieſem Mann erſt anfange.

Stapfte da Frau Judiths Krücke?

Nein, es klopfte jemand mit dem Stock ans Fenſter, und als er öffnete, ſtand ſein alter Freund, der Rektor draußen und ſtreckte ſeinen weißen Kopf herein:

„Komm Leonhard, es iſt ein ſchöner Abend und wir haben alle Freiheit, zu feiern. Wir ſetzen uns aufs Bänkchen, hinten am Haus, gegen die Felder hin. Hörſt du die Amſel? Hörſt du, wie ſie flötet? Als ob Hollermann in der Nähe wäre. Aber ich glaube, das iſt er auch. Nein, wir wollen es nicht bereden. Wir ſetzen uns hin und horchen. Nachher kommt das Kind, die Gertrud, und holt mich ab.“

Da ſaßen ſie beiſammen, bis die Abendſchatten niederſanken. Der Rektor hatte es wohl gewußt, daß ihn ſein alter Schulkamerad heute brauche. Aber ſie ſprachen nicht viel. Sie kannten einander allmählich ſo gut, daß ſie miteinander ſchweigen konnten. Es war ein warmer, ſchöner Abend im Juli. Es war gerade ein Jahr ſeit Frau Judiths Tod. Die weiße Kapelle ſchimmerte im letzten Abendſtrahl. Hinten am Horizont erglänzten weiße Wolken mit purpurnen Säumen wie Gefilde der Seligen.

* * *

Er nannte ſie immer noch das Kind. Aber ſie war kein Kind mehr. Sie war ſchon lange wachen und regen Geiſtes geweſen und nun war das noch hinzu gekommen, daß ſie ſich ſelbſt entdeckt hatte, wie ſie jung und kräftig war und aufſteigenden Saft in ſich hatte, wie ein ſtarker, geſunder Baum. Es hob ein Fragen in ihr an: wozu, für wen? Und ſie reckte die Arme aus gegen das weite Leben und begehrte ſich zu füllen mit großen, ſchönen,

reichen Gütern, und ſah die Menſchen, die rings um ſie her waren, und verlangte, warm und nah zu ihnen zu gehören. Auf dem Grunde ihrer Seele aber war das andere: Das Du, das zu ihrem Ich gehörte. Aber das mußte noch ſchweigen. Das war immer da und ſah ſie mit großen Augen an: „Du, wenn wir einmal ganz beiſammen ſind, — immer. — Du, ach, alles, was ich habe, das gebe ich dir. Du, du.“ Da füllte ſie ein großer, mächtiger Lebensdrang. „Georg,“ ſagte ſie. Und dann ſchloß ſie die Augen und deckte noch die Hand darüber. „Still.“

In dieſer Zeit bat ſie oft den Großvater, wenn ſie mit ihm durch den Garten ging oder bei der Lampe ſaß: „Erzähl mir aus der Zeit, als du jung wareſt. Als du die Großmutter kennen lernteſt. Erzähl mir von meiner Mutter, als ſie zum erſtenmal zu euch ins Haus kam.“

Da lächelte er und ließ dichte Rauchwolken ſteigen: „Von deiner Mutter? Ja, ich weiß nichts neues mehr. Es iſt mir, als wäre es erſt kürzlich geweſen. Sie war gleich zu Hauſe bei uns, ſie hatte eine ſo warme, ſonnige Art. Sie konnte lachen, daß die alten Stuben und Gänge widerhallten, man mußte mitlachen. Hier, in den Augenwinkeln, da ſaß ihr der Schelm.“

Er ſah nachdenklich vor ſich hin. Er ſah wohl die längſt vergangenen Geſtalten vor ſich aufſteigen?

„Sie war das, was man anmutig nennt,“ ſagte er. Dann ſah er ſeine Enkelin prüfend an. „Du gleichſt ihr nicht; du gleichſt deinem Vater. Der war groß und breit wie du, und hatte ſo ernſte, feſte Züge und eine hohe, breite Stirn wie du, — ja und die Naſe, die haſt du auch von ihm. Sie aber war klein und zierlich und

hatte Grübchen im Geſicht, eins in der linken Wange und eins im Kinn. Nein, du gleichſt ihr nicht."

Er wußte wohl nicht, daß er zu einem jungen Mädchen ſprach? Sie war ihm im Lauf der Jahre ſo etwas wie ein Kamerad geworden. Er beredete alles mit ihr, ſo, wie es Georg Ehrenſperger auch tat. Und daneben war ſie ihm das Kind, das letzte, das ihm geblieben war.

Sie aber beſah ihr Geſicht nachher in ihrer Stube im Spiegel und wurde vor ſich ſelber rot, daß ſie es tat.

„Ach, das iſt ja einerlei. Ich bin jung und geſund. Still. Ja, ich bin ein wenig braun und eckig und ein wenig ernſthaft bin ich auch. Es liegt nicht viel zu lachen vor. Aber das ſchadet nichts. Darum bin ich doch — ach, ſtill." Und ſie zwang ihre Gedanken zu ernſthafter Arbeit, und ſenkte den braunen Kopf über dicke, ſchwere Bücher, die redeten von längſt vergangenen Zeiten und Völkern und von vieler Weisheit alter Tage, und manche von ihnen in lang verklungenen Sprachen.

Stieg zwiſchen den Blättern jener Wintertag auf, an dem ſie ihre Fußtapfen neben die ihres Kameraden geſetzt hatte: Ich werde ebenſo groß und ſtark und geſcheit, wie du? Begehrte ſie in gleichem Schritt mit ihm zu gehen auch von Weitem? Oder hungerte ſie nach dem Wiſſen ſelbſt? Es war wohl beides.

Das Lernen füllte ſie ein wenig. Aber es war nicht genug. Und ſie ging in den Garten und ſchaffte ſich müde und konnte doch nicht alle ihre Kraft verbrauchen. Und holte ſich Nachbarskinder und ſpielte mit ihnen, aber ſie konnte es nicht ſo recht; etwas Weiches, Lachendes fehlte ihr, ſo ſtark und mütterlich ihr Herz empfand. Einmal brachte ihr der Großvater einen Schüler, den ſollte ſie auf das Gymnaſium vorbereiten. Das tat ſie

während dreier Frühlingsmonate und brannte vor Eifer und riß den Buben mit ſich und brachte ihn richtig dazu, daß er in der Stadt mit ſeinen Altersgenoſſen fortkam. Vorher war er ein träger, unlebendiger Schlingel geweſen. Das Intereſſe, das hatte ſie ihm eingeflößt. Aber nun war er fort. Und ſie beſuchte ihre Freundin, das lahme Mädchen, das ſeine ganze Jugend auf einem Fleck verſitzen mußte. Dort wurde ſie mit leuchtenden Augen empfangen. Sie hatte zuweilen Luſt, ihren Kopf in dem Schoß des ſtillen, feinen Mädchens zu verſtecken und zu klagen, daß ſie eine Unruhe in ſich habe, ein Drängen nach etwas Großem, das doch nirgends ſei. Aber ſie konnte es nicht. Die Freundin empfing ja ihren Anteil vom Außenleben durch ſie; ihr war Gertrud Cabiſius das Beſte, Reichſte, Klügſte, das es gab. Sollte ſie etwas zu klagen haben?

Nein, Gertrud fuhr fort, ihr Bücher zu bringen und ihr zu erzählen, was der Tag ſo mit ſich brachte und was ſie nun wieder gelernt hatte und ſah die geduldigen, hingebenden Augen und die blaſſen, feinen Züge auf ſich gerichtet, und hörte, wie aus der Tiefe dieſes leidenden Lebens die Sehnſucht ſprach, die auch für ſich ein Genügen begehrte. Und es war ihr, als müſſe ſie für ſich und für die Freundin noch etwas finden, etwas Großes, Neues, Füllendes.

„Aber," dachte ſie mitleidig, „für ſie wird es doch nicht kommen. Sie kann kein volles Menſchenleben leben. Warum muß es Kranke geben und Schwache?"

Da fühlte ſie, wie ihr das Blut friſch und warm durch die Adern rann. Ach, es würde ſchon alles kommen. Es war auch jetzt ſchön. Die Hoffnung, die liebliche Märchenerzählerin, die winkte mit der weißen Hand:

Du aber, du wirſt das alles erleben, du biſt lebenswillig und lebenskräftig.

Ja, das war ſie.

* * *

„Großvater, biſt du noch da? Wir haben uns ganz verſchwatzt. Du glaubſt nicht, was Veronika ſich zuſammendenkt, wenn ſie ſo ſitzt und näht. Ich glaube, ſie ſtattet ſich Himmel und Erde auf ihre Weiſe aus. Du ſollteſt wieder einmal zu ihr gehen. Ich glaube, du biſt ihr das Höchſte, was ein Menſch ſein kann.“

Gertrud lachte leiſe.

„Ich ſtreite es ihr nicht ab. Jetzt komm, jetzt müſſen wir heim. Völlig dunkel iſt es geworden.“

Da hatte er ſeine Freude an ihr, Freude und keine Sorge.

Sie aber ging neben ihm her und faßte ihn nach Kinderweiſe an der Hand und war doch längſt kein Kind mehr.

* * *

Es gibt eine Geſchichte von einem, der im Wachen viel Hunger zu leiden hatte. Er hatte aber die Gabe, daß er vom Eſſen träumen konnte, ſo oft er wollte, und wenn ihm der Magen gar zu arg knurrte, ſo ſuchte er wohl auch mitten im Tag irgend ein verſchwiegenes Eckchen auf, um dort in der Schnelligkeit ein kleines, beſcheidenes Träumlein zu träumen, nur ſo gegen den gröbſten Hunger. Er konnte es freilich nie ſo weit bringen, daß er ſich wirklich ſatt vorkam, das ſtand ihm noch aus; indeſſen konnte er ſich doch einbilden, nahe daran zu ſein, und das war immerhin etwas.

Er war aber ein beſinnlicher Menſch und dachte ſo-

wohl über ſich ſelbſt als auch über den Lauf der Welt fleißig nach, und als er ſeine Augen bei den andern Menſchen herum gehen ließ, da fand er, daß ſie alle irgend ein Eckchen hatten, in dem ſie vom Eſſen und vom Sattſein träumten, die einen ſo, die andern anders, und daß der Hunger ſo vielgeſtaltig auf Erden ſei, als das Menſchenſchickſal ſelbſt, und das Sattwerden etwas Seltenes.

Franz Ehrenſperger der Jüngere, der ſchien nicht zu den Hungrigen zu gehören und auch kein Träumer zu ſein.

Aber darum hatte er doch auch einiges ausſtehen, was ihm zum Sattſein erforderlich war.

Als er ſich ein Weib genommen hatte, da hatte er geglaubt, nun mit ihr ſo recht ins helle, heitere, behagliche Leben zu treten. Er ſah es gern, daß ſie praktiſch und ſparſam und rührig ſei, aber ſo überaus rührig hatte er ſie ſich doch nicht gedacht, als ſie ſich nun in der Folge zeigte. Er hatte große Luſt, ein wenig gemütlich zu ſein, und hie und da eine Weile vertraulich mit ihr zuſammen zu ſitzen und auch etwas Gutes mit ihr zu eſſen, das ſie ihm etwa aus Liebe gekocht hätte, und hatte große Luſt, öfter einmal den Arm um ihre ſtattliche, kräftige Geſtalt zu legen: „Du, wir wollen wieder einmal über Land fahren. Was ſagſt du dazu? Wir ſind jung; das iſt man nur einmal. Wir wollen uns des Lebens freuen.“

Aber da kam er nicht ſo gut an.

„Was ich dazu ſage? Wir ſind jung und müſſen ſchaffen. Laß mich los. Wenn man es zu etwas bringen will, muß man ſich rühren.“ Da ſah er verdutzt drein.

Sie trieb Haus und Geſchäft um, daß es eine Art hatte. Sie war nicht ſchuld, wenn die Habe nicht wuchs,

ſo lange ſie am Ruder war. Sie verſchwendete nichts, weder Geld, noch Zeit, noch Zärtlichkeiten. Sie hatten richtig eine Weinwirtſchaft eingerichtet und die junge Frau war eine umſichtige Wirtin und verſorgte die Gäſte, ohne viele Worte mit ihnen zu machen, und zog nur die Brauen zuſammen, wenn der Schwiegervater gar zu ſeßhaft an einem der grünen Tiſche wurde, und mehr noch, wenn Franz ihm hie und da ein bißchen dauerhaft Geſellſchaft leiſtete.

Dann rief ſie ihren Mann wohl hinaus und hatte dies und das über das Geſchäft mit ihm zu verhandeln, und trieb ihn durch ihre eigene Geſchäftigkeit hin und her und er kam nicht recht zum Gemütlichſein.

Das war das erſte, was ihn ein bißchen hungrig ließ und was er ſich anders ausgedacht hatte.

Dann kam eine Zeit, bald, da wünſchte er ſich einen Sohn und dachte ſich hie und da aus, wie das würde, wenn wieder ein kleiner Franz da ſei, und wie dann die Frau wohl oder übel mehr ins Weiche, Mütterliche hineinkommen müſſe, und wie ſie miteinander vergnügt ſein wollten.

Sie aber hatte in dieſer Zeit nur noch mehr den Trieb, zu ſchaffen, zu treiben, zu ſparen und auszunützen, alſo daß ſelbſt Jungfer Lieſe in einer Miſchung von Bewunderung und leiſem Unbehagen den Kopf ſchüttelte. — Das war eine Frau. Die brachte es zu etwas. Aber freilich, ſo überaus behaglich dabei zu ſein war es nicht. — Sie durfte aber nichts dazu ſagen, denn die junge Frau hatte ihr einſt kurz bedeutet, daß ſie alles, was die unteren Regionen betreffe, vollſtändig übernommen habe und auch gut verſehen könne. (Mit Ausnahme, fügte ſie hinzu, der wenigen Tage, die ſie dann im Bett zu liegen habe,

wenn die Zeit herankomme, da ſolle Jungfer Lieſe dann für ſie eintreten.)

Aber als die Nähterin in der Ladenſtube ſaß und die letzten Stiche an den kleinen Sachen tat, die ſo einfach als möglich angeſchafft worden waren, und die Wiege, die alte Wiege der Ehrenſpergerſöhne zum Reparieren beim Schreiner war, da ſtieg die junge Frau eines Tages in den Keller, weil ſie neuerdings der Magd nicht recht trauen konnte, und hatte es gewaltig eilig und ſtolperte über eine Kartoffel, die auf einer Stufe lag. Da glitt ſie aus und ſtürzte die ganze Stiege hinunter und ſtand wieder auf und kam mit ſchmerzhaft verzogenem Geſicht herauf. Am andern Tag wurde ein totes Mädchen geboren und die Mutter ſchwebte in Lebensgefahr. Da konnte nun Jungfer Lieſe noch einmal ihr altes Amt verſehen und das neue einer Wirtin dazu.

Aber das dauerte nicht allzulange. Denn die junge Frau war überzeugt, daß alles den Krebsgang gehe, ſo lange ſie hier liege und ſich pflege, und wollte es erzwingen, wieder ſelbſt auf den Füßen zu ſein, und ließ ſich weder durch des Doktors noch ihres Mannes Gebot länger halten, als ſie es ſelbſt für unumgänglich nötig hielt. Da verdarb ſie ſich und ſchleppte ſich ſo hin, und lag bald auf dem Sofa, bleich und mager und faſt verblüht, und war bald hinter dem Geſinde her mit ſcharfer Stimme und ſcheuchenden Worten.

Sie wollte aber nicht nachgeben und zwang es auch wirklich, das Hausweſen wieder in die Hand zu bekommen, obgleich ſie erſchöpfter war, als ſie zeigen wollte und obgleich niemand bei dieſem Regiment recht aufatmen konnte; denn ſie ſuchte mit Drängen und Treiben einzubringen, was ſie mit eigener Hand nicht mehr vollbrachte.

So kam es, daß eh' ein Jahr vorbei war, ſeitdem die Flöten und Geigen der Hochzeit verſtummt waren, aus der jungen, blonden Braut ein reizbares, kränkelndes Weib mit ſcharfen Zügen und ſcharfem Weſen geworden war, hinter dem die einen die Köpfe zuſammenſtreckten: „Der Ehrenſperger, der hat auch ſein Hauskreuz," und die andern: „gar zu lang wird er's nicht haben, denk' ich."

Und ſo kam es, daß, wie oben geſagt, Franz Ehrenſperger noch einiges ausſtehen hatte, das ihm zum Sattſein gehörte, und daß er ſich hie und da des Gedankens nicht erwehren konnte, er habe ſich das Ganze anders vorgeſtellt. Er ging in jener Zeit ein wenig gedrückt umher und ſaß zuweilen in der Backſtube auf einem Mehlſack und nickte da ein, anſtatt ſich oben einen behaglichen Ruheſitz zu ſuchen. Jungfer Lieſe, die hatte wohl auch an das Teil der Güter gedacht, das ihr gehöre. Sie war nicht unbeſcheiden, wir wiſſen es. Sie hatte nur davon geträumt, nun mit dem Herrn Vetter in Ruhe und Frieden im Oberſtock zu wohnen, für ihn und ſich gut zu kochen und mit einem Strickzeug am Fenſter zu ſitzen und zu ſehen, wie die Kunden im Laden aus- und eingingen. Das war ja ſchon mehr, als ſie in ihrer Jugend hatte hoffen dürfen. Dann wollte ſie ein Auge auf das Glück und Gedeihen der jüngeren Generation haben und ſich in dem Gedanken ſonnen, daß ſie dieſes Gedeihen durch eine Reihe von Jahren gefördert hatte.

Aber ehe ſie das genannte Auge ſo recht hatte darauf werfen können, ſchloß ihr der Tod beide Augen, nachdem ſie nur wenige Tage krank geweſen war, und ſo ging ſie aus der Zeitlichkeit, ohne nur auch an ihrem beſcheidenen Gericht von der Lebensmahlzeit ſich recht

ſattgegeſſen zu haben. Den Herrn Vetter aber ließ ſie ſo hilflos und unbehaglich zurück, wie er ſich in vielen Jahren nicht gefühlt hatte, und das hatte Jungfer Lieſe auch in aller Beſcheidenheit vorausgeſehen, und es hatte ihr die letzten Lebenstage bitter und ſüß zugleich gemacht. Denn wer iſt, der nicht gerne vermißt werden und der nicht irgendwo nur auch ein ſchmales, kleines Lücklein hinterlaſſen möchte, wenn er von dannen geht?

Das iſt das Zeugnis über ein Leben, ob es wirklich gelebt worden ſei, ob irgend ein Werk oder ein Menſch hinter ihm drein ſagt: nun muß ich ohne dich ſein.

Das wurde Jungfer Lieſe zuteil.

Denn der Herr Vetter fühlte ſich weder in ſeinem Hauſe noch in ſeiner Haut, die beide unter ihrer Obhut geſtanden waren, mehr recht wohl.

Er ging in dieſer Zeit fleißig mit dem Müller Hensler, der immer noch der feurige Knabe von ehedem war, mit kurzen, eilfertigen Schritten über den Markt und zum Städtlein hinaus, — (Franz der Jüngere ſtand dann wohl einen Augenblick unter der Ladentür und ſah ihnen nach und wäre gern mitgegangen) — und ſie kehrten miteinander in irgend einem Wirtshaus ein.

Da ſaßen ſie und tranken einen oder etliche Schoppen Roten, und wenn ſie ganz unter ſich waren, ſo vertrauten ſie einander an, wie vielfach die vergangene Zeit der jetzigen vorzuziehen ſei, hielten eine kleine, einträchtige Klatſcherei über „Die Junge“, und lobten Jungfer Lieſe über den Schellenkönig, ſo ſehr ſie vordem auch ihre Mängel gehabt hatte. So ſehr lobten ſie ſie, daß ihr das linke Ohr, das man das Klingohr nennt, hätte läuten müſſen, wenn einem im Grabe überhaupt die Ohren läuten könnten.

Das taten ſie einige Wochen, vier oder ſechs. Dann zogen ſie eines Tages auch zu dreien aus: Die beiden alten Schulkameraden und Franz der Jüngere, alle drei in ſtattlichen Sonntagsgewändern, jeder eine Nelke von Jungfer Lieſens Lieblingsſtock im Knopfloch, in dem ſauberen, neulackierten Wägelchen des Kronenwirts. Es war an einem ſtrahlend ſchönen Septembermorgen. Die Fahrt ging nach Tübingen. Sie wollten miteinander ihren Studenten beſuchen, ſo lang er noch einer war. Das zählte nur noch nach Wochen. Das Examen war vor der Tür. Er mochte ſo verſchieden von ihnen ſein, als er wollte, darum war er doch ihr Student und ſie waren ſtolz auf ihn.

„Man muß ihn nur aufmuntern," ſagte der Müller Hensler. „Er kann ſicherlich den ganzen Krempel, der verlangt wird, aber er iſt ſchüchtern, das iſt es. Bei den Profeſſoren da iſt es wie bei meinem Tyras, dem Kukukskerl. Wenn er ſieht, daß einer Angſt vor ihm hat, ſo fährt er ihm an die Waden. Wer kecklich auftritt, dem tut er nichts. Was? Die Herren ſind auch keine Herrgötter, ſag' ich. Man muß ihn nur aufmuntern, den Georg."

Alſo fuhren die drei nach Tübingen, um den jüngſten Ehrenſperger aufzumuntern.

Sie hatten einen Gugelhopf unter dem Spritzleder des Wägelchens und ein paar Flaſchen Uhlbacher in den Rocktaſchen.

Den Gugelhopf lieferten ſie unverkürzt ab, den Uhlbacher aber tranken ſie ſelbſt. Das war nicht programmgemäß, indeſſen wurden ſie ſehr vergnügt davon. So eigneten ſie ſich um ſo beſſer zur Aufmunterung.

Sie hatten den heutigen Tag mit Bedacht gewählt.

Die Verbindung, zu der Georg gehörte, hatte ſich ein Haus gebaut, das wurde heute eingeweiht. Zu dem Hausbau aber hatte der Vater Ehrenſperger beigeſteuert, ein Heidengeld, wie er ſelber ſagte. Und darum hatte er beſchloſſen, der Einweihung beizuwohnen. Er kam ſich ſo ein bißchen wie ein Gönner vor. Wie einer, der ein Recht auf jegliche Ehrung hat.

Als die Stadt in Sicht kam, tranken die drei den letzten Schluck. Sie tranken ihn mit Hochgefühl. Die leere Flaſche warfen ſie in die Weiden am Neckarufer. Sie ſelbſt ſetzten ſich in Poſitur. Sollte ihnen einer kommen. Sie waren von Wiblingen. Dort durfte man nach ihnen fragen.

Neuntes Kapitel

Lore. Es wäre vielleicht mehr unſere als Georg Ehrenſpergers Sache geweſen, uns um ihr Werden und Wachſen, und um ihre Erziehung, zu kümmern. Wir ließen ſie alle ruhig nach Tübingen ziehen, wo ihre Mutter dem Aufſchwung huldigen wollte, wir, das heißt die Rektorin Cabiſius und Frau Judith, ſandten einige ſorgliche Gedanken hinter dem Kinde drein: Was mag nun aus ihm werden? Dann aber hatten wir mit andern Dingen zu tun.

Nun iſt inzwiſchen aus dem ſchönen Kind ein ſchönes Mädchen geworden, das, ſoviel haben wir ſchon gemerkt, auch noch andere Leute als uns nötigt, die Augen aufzumachen in Staunen und Verwunderung, und das,

ſoviel haben wir gleichfalls gemerkt, gar nicht gleichgiltig dagegen iſt, ob die Leute auch wirklich die Augen aufmachen und was in ihnen zu leſen iſt.

Wir haben auch ſonſt noch einiges geſehen, was wir lieber vermißt hätten, da es für Georg Ehrenſpergers Seelenruhe und für ſein Studium zuträglicher geweſen wäre, wenn Lore — kurz, wenn ihre Erziehung in manchen Dingen anders ausgefallen wäre.

Aber eigentlich wiſſen wir doch nicht ſo viel von ihr, als wir billig ſollten.

Fragt ihre Mutter. Die reibt die Hände ineinander vor Vergnügen und blinzelt mit den Augen: „Ja, ja, das iſt ein Mädchen. Ich, als ich jung war, ſah ganz ähnlich aus. Geſchickt iſt ſie auch, und flink, und ſo ideal. Wenn Maute ſie ſo ſähe. Er ſagte immer —," ja, nun bekommen wir den entwichenen Maute auf den Hals. Den ſchenken wir ihr. Sie hat aber nebenbei ein klein wenig Furcht vor ihrer Tochter, und ſo wenig uns ein ſolches Verhältnis gefallen könnte, ſo muß doch zu Lorens Ehre geſagt werden, daß ſie meiſtens dann mit dem Fuß aufſtampft, wann wir auch aufſtampfen möchten. Vielleicht hat ſie von jeher mehr damit abgeſchnitten, als wir ahnen.

Ja, und fragt die Nachbarn. Die Alten ſehen einander zögernd an und rücken nicht recht mit der Sprache heraus, denn ſie ſehen, daß wir ein Intereſſe an ihr haben.

„Hm," ſagen ſie, „das Mädchen wär ganz recht. Man muß ja eine Freud' an ihr haben, wenn ſie nur aus dem Haus kommt. Freundlich — und immer mit den Kindern voller Vergnügen, und dann, — eine Augenweide. Aber ſo" — „ach, da iſt die Mutter ſchuld, die putzt ſie und ſtreicht ſie heraus, und dann mit den

Studenten. Man kann nichts Böſes ſagen. Nur ein bißchen viel Getue und Eingeladenwerden und Mitmachen. Du lieber Gott, das paßt doch nicht zu den Verhältniſſen. Eigentlich iſt es ein Wunder, bei der Maute, ich meine, bei der Mutter, — es hätt' eins übler geraten können."

Und fragt die Nachbarskinder. Nein, fragt ſie nicht. Seht einmal zu. Es fällt euch doch ein Stein vom Herzen, wenn ihr ſeht, wie ſie einander anſtrahlen, die Kleinen und das große, ſchöne Mädchen. Sie macht ihnen auch Puppenkleider und tanzt und ſpielt mit ihnen; ſie muß doch noch ein Kinderherz haben, wenn ſie auch gern, ſehr gern hört: Lore, du, bleib einmal ganz ruhig. Jetzt ſcheint die Sonne auf dein Haar und dann ſieht es aus wie Gold. Ja, das hört ſie freilich gern.

Die Studenten müßt ihr nicht gerade fragen. Die ſind oft nicht ſo zuverläſſig in ihren Berichten. Manche ſind zu enthuſiaſtiſch, manche zu ſpöttiſch, manche wiſſen auch, was ſie wiſſen, nur vom Hörenſagen. Sie tanzen gern mit ihr und bewundern ihre Schönheit, und es iſt auch nicht nur einer, der ſich in ſie verliebt hat. Aber man weiß nichts davon, daß auch nur einer, überhaupt ein Menſch, ſie ſo recht lieb gehabt hätte. Denn lieb haben, das iſt immerhin etwas anderes, als verliebt ſein und hält auch länger.

Doch ja, da iſt jemand. Der wohnt im Dachſtock neben den Magdkammern, ebenfalls in einer Kammer. Der liebt ſie und ſie weiß es, obgleich er es noch nie geſagt hat. Das iſt der alte Kopiſt Riedeſel, der den Studenten Manuſkripte abſchreibt und kümmerlich davon lebt. Er hat trübe, rotumränderte Augen und trägt eine große Stahlbrille; aber hinter derſelben hervor leuchtet es

auf, und aus den Manuſkripten hebt ſich der ſtruppige Kopf, wenn ein raſcher, leichter Tritt auf der ausgetretenen Treppe hörbar wird. Nun noch ein paar Schritte, dann knarrt nebenan die Tür; dort iſt Mautes Kammer, eine Art von Magazin. Da kramt Lore in den Schachteln. Sie ſingt dazu, eigentlich trällert ſie nur, leichte, kleine Liedchen. Dann ſteckt ſie den Kopf zur Tür herein. „Wie geht's?“ Ach, es geht ihm gut, wenn Lore kommt. Und ſie kommt oft. Sie bringt Blumen mit und ſtellt ſie auf das Fenſterbrett. Auf den Bettrand ſetzt ſie ſich ſelbſt und ſpricht mit dem Alten. So lieb iſt ſie da, ſo offen und ſo unſchuldig. Sie erzählt ihm alles, er weiß alles, verſteht alles. Denn er liebt ſie. Er ſah ſie heranwachſen, groß und ſchön werden, er ſah, wie ſich die Leute nach ihr drehten, er ſah, wie die Mutter war. Gott behüte dich, Kind! Es geſchah zum Glück bald, daß ſie anfing, ihm alles zu erzählen. Sie zeigte ſich ihm, als ſie zum erſtenmal ausging, um zu tanzen, ſie war ſo fröhlich über ihre junge Schönheit; er war es auch. Aber immer: Gott behüte dich. Sie lachte über ihn, wenn er das ſo ernſthaft ſagte. Aber ſie kam immer wieder. Sie kam nicht immer fröhlich. Manchmal hatte ſie große, ernſthafte Augen und ſah ſtill vor ſich hin. Dann fragte er es aus ihr heraus: Manche Leute hätten ſo eine ſchöne, friedliche Heimat, da wären ſie beiſammen und hätten einander lieb. — Oder anderes. Von der Mutter, und daß ſie, Lore, oft ſo unfreundlich gegen ſie ſei. Aber es ſei auch kein Wunder.

Es kamen auch Zeiten, da weinte ſie hier oben. Da war einer abgereiſt, von dem ſie vorher ſo viel Schönes erzählt hatte. Der alte Kopiſt kannte ſie alle gut, die

kamen und die gingen. Er neigte teilnehmend den Kopf. Innerlich war er grimmig. Was machten ſie aus dem Kind? Sie war ihnen eine Weile gut zum Bewundern, aber ſie wollten nicht das Beſte in ihr aufwecken. Ja, ſie verderbten es geradezu. Die Mutter half mit. O, die. Dumm war ſie und eitel.

Er, wenn er jünger geweſen wäre! Aber ſie hätte dann nichts von ihm gewollt. Sie war zutraulich gegen ihn, ſie mußte einen Ort haben, wo ſie alles hintragen konnte. Aber im übrigen. Da ſchickte ſie ihre ſchönen Augen aus nach einem glänzenden Glück. Die Mutter hatte es ihr zu oft vorgeſagt, es ſchien ihr allmählich ſo natürlich, daß es käme. Und immer wieder klopfte es an, aber immer wieder war es ein neckiſches Spiel, wie der Wind mit einem Baumzweig an das Fenſter klopft und gleich iſt es wieder ſtill.

Da gewöhnte ſich Lore an die Bewunderung, an das Staunen in den Geſichtern der Menſchen. Als ſie nichts Beſſeres bekam, trank ſie begierig den leichten, perlenden Schaumwein der Tändeleien, der Vergnügungen. Aber immer wieder gingen ihre Augen auf die Suche: wann kommt das Schöne? kommt es bald?

Der Alte wußte es gut. Er hoffte mit ihr. Aber er fürchtete ſich auch davor. Denn wenn Lore ging, was hatte er dann noch in ſeinem Leben? Sie war es, die ſeiner armen Kammer Glanz und Farbe gab.

Da fing ſie auch an, ihm von Georg Ehrenſperger zu erzählen. Das klang anders, als bei den andern. Es kam unbewußt ein Stück ganz ſchuld- und harmloſe Kinderzeit mit zum Vorſchein, als ſie von ihm erzählte. Er ſah ihn auch ſelbſt, den ſchmalen, feinen Menſchen mit dem ſonderbar verträumten Geſicht.

„Den nimmt ſie nicht," dachte er bekümmert. Sonderbar, er zweifelte nicht, daß das von Lorens Belieben abhänge. Sie war ihm ja weit überlegen, was Lebensklugheit, was „Heiligkeit" betraf. Und doch war es dem Alten: „Das iſt ein Guter."

Ach nein, es ſchien nicht, daß der Jugendgeſpiele etwas ändern ſollte an Lorens Lebensführung. Allzuſehr war ſie überzeugt, daß er noch ein Knabe ſei, allzuviel wußte ſie zu ſpotten: „Er ſieht nicht, was um ihn her vorgeht. Mit der Naſe muß man ihn auf die Dinge ſtoßen. Mich? ja, mich ſieht er wohl." Aber das war ſelbſtverſtändlich. Dann klagte ſie ſich zuweilen an: „Abſcheulich bin ich gegen ihn. Es reizt mich ſo ſehr, ihn ein bißchen zu necken. Dann ſieht er ſo erſchrocken aus und wird rot. Ach, er iſt ein lieber, guter Menſch. Ich will das nächſte Mal recht nett mit ihm ſein." So war ſie dann das nächſte Mal, daß Georg verzückt nach Hauſe ging und dachte: „Das war heut ihr eigentliches Ich, ſo iſt ſie. Das andere, das hängt noch ſo an ihr, außen herum. Das muß noch abfallen."

Aber es wurde mit der Zeit ein wenig anders. Immer öfter nahm der alte Riedeſel die Brille ab, wenn ſie hereinkam, und ließ die angeſtrengten Augen auf ſeinem Augentroſt ausruhen. Denn ſie war jetzt oft ſo fraulich lieb, ſanft und demütig.

Immer öfter wußte ſie etwas von Georg Ehrenſperger zu ſagen.

„Er iſt ſo gut mit mir. Viel zu gut und viel zu fein. Ich paſſe gar nicht zu ihm. Ich nähme ihn nie. Ach, Unſinn, er nähme mich nie. Ich und eine Pfarrfrau. Ich verſtehe ihn auch gar nicht. Er ſagt ſo ſonderbare Sachen. Er glaubt manches nicht, was man

glauben muß, um ein Pfarrer zu ſein und das drückt ihn. Warum er es nicht glaubt, verſteh' ich nicht. Er wollte es mir erklären. Die Bibel ſei etwas ganz anderes, als man gewöhnlich meine. Er iſt ſo klug und gibt ſich ſo viel Mühe mit mir, und geſtern ſagte er, ich ſolle ums Himmels Willen nicht denken, er ſei nicht fromm. Gerade weil er fromm ſein wolle, könne er nicht alles annehmen. Ganz bedrückt ſah er aus. Ich habe ihn aber auf andere Gedanken gebracht. Schließlich lachte er wieder und ſah mich ſo an, ſo — ich glaube, er kann mich furchtbar gut leiden."

Der alte Riedeſel ſaß ſchon lang mit der Brille auf der Stirn. „Ja, Kind, das glaube ich auch. Und wenn auch die andern flotter ſind und lebiger, ſo iſt er um ſo getreuer. Ich meine" —

Aber da ſtand ſie ſchon an der Tür: „Himmel, ich verſchwatze mich ganz. Ich muß mit dem Karton hinunter. Die Mutter wartet auf den Samt. Heut abend bin ich zum Nachenfahren eingeladen. Ich ziehe mein blaues Satinkleid an. Nein, nicht mit ihm." Sie lachte. „Er iſt viel zu ernſthaft und zu ſchwerlebig für mich, und viel zu gut. Er will mich auch gar nicht. Denke nicht daran." Fort war ſie.

Und es kam der Tag, an dem die drei Wiblinger gen Tübingen fuhren. Jener Septembertag. Blau und golden ſtieg er herauf. Der alte Copiſt ſaß früh an ſeiner Arbeit. Er hatte es eilig. Schon zweimal war der Mediziner aus dem erſten Stock dageweſen: „Noch nicht fertig?" Er wollte abreiſen. Er war ein Sachſe und er ging im Winterſemeſter an eine andere Univerſität, wohl nach Leipzig. Und Riedeſel ſaß, ſchrieb und ſchrieb. Er hätte gern einiges da hineingeſchrieben, das der Emp-

fänger nicht an den Spiegel ſtecken ſollte. Der hatte ſich gewaltig mauſig gemacht. „Fräulein Lore hier, Fräulein Lore da," und ſich ſelbſt eingeladen in die Ladenſtube und ſo heimelich getan. Und nun ging er weg und tat, als ob nichts geweſen ſei. „Glaubt ihr denn, das Kind habe kein Herz?" Er knurrte vor ſich hin, wie ein guter, alter Kettenhund.

Da — huſch, das flog nur ſo, kaum hatten die alten Bretter auf dem Vorplatz Zeit zu knarren, ſo flüchtig gingen die Tritte darüber hin. „Herein." Er hob den Kopf. Kam ſie ſo früh? „Holla, da iſt ſie. Und ſchon geſchmückt, wie der junge Tag. Blau und golden."

Ja, ſo war es. Die Morgenſonne ſchien ihr gerade ins Geſicht und übers Haar. Und das Feſtkleid, das ſie anhatte, war lichtblau.

Er blinzelte nach ihr hin. Die Augen taten ihm weh. Aber hier war etwas, an dem ſie ausruhen konnten. Keine Spur irgend eines Kummers im Geſicht. Nun, ihm konnte es recht ſein. Geſtern abend war es anders geweſen. Er hatte nur zu tröſten gehabt. „Ich gehe fort, ich will nicht mehr hier bleiben. Ich geh' in eine Stelle; zu mindeſtens ſieben Kindern." Alles wegen dieſes langen und breiten Sachſen, der ſo viel — na ja, Lore hatte ſich ſeine Huldigungen ja gern gefallen laſſen. Aber wer hatte ſie daran gewöhnt, wer?

Und nun heute früh das taghelle Geſicht. „So iſt's recht." Er legte die Feder hin. „Geht die Sache ſo bald los? Alle Achtung." Das war ſo eine Art von Beſitzerſtolz, was ihm aus den Runzeln ſeines alten Geſichts lachte. Die würden heut wieder die Augen aufmachen.

Da ſaß ſie ſchon auf dem Bettrand. Vorſichtig

hatte ſie das Kleid glatt gezogen. Sie war zum Hausweihfeſt geladen. Darum war ſie ſo geſchmückt.

„Ich — ich fürchte mich halb und halb," ſagte ſie. Fürchten? Seit wann fürchtete ſich Lore Maute vor einer Feſtlichkeit?

„Ja, vor dieſer Gertrud Cabiſius. Die kommt gleichfalls dazu und ihr Großvater, der Rektor Cabiſius, auch. Der muß nun ſteinalt ſein. Er war ſchon ſchneeweiß, als ich ihn das letzte Mal ſah. Das iſt nun dreizehn Jahre her. Was der noch bei dem Feſt will? Und dann — Gertrud. Sie muß ſo überaus geſcheit geworden ſein. Sie kann alle alten Sprachen und hat alle Bücher geleſen, die es gibt, und daneben ſcheint es, daß ſie ein Ausbund iſt von allen Tugenden. Hu. Und dann ich daneben." Sie ſah vor ſich hin. Aber dann meiſterte ſie mühſam ein Lächeln, das ihr von innen heraus übers ganze Geſicht ging. Es half nichts, es wurde doch ein Lachen daraus. Riedeſel verſtand das Lachen.

„Ach, was habe ich zu fürchten?" ſagte es. „Geſcheit mag ſie ſein, obgleich ich auch nicht dumm bin, und meinetwegen alles andere dazu. Ich aber, ſeht mich nur an. Ich brauche es ja gar nicht zu ſagen, was ich voraus habe. Das wiegt einiges andere auf, mein' ich."

Aber dann wurde ſie wieder nachdenklich. „Ich will nur ſehen, was es heut' alles gibt. Als die Mutter aufſtand, mußte ſie dreimal nieſen. Nun ſagt ſie, es ſei etwas Beſonderes in der Luft. Was das wohl iſt? Ich — es iſt mir auch ſo ſonderbar. Nämlich, Georg Ehrenſperger — mit dem geht etwas vor. Er läuft herum, als ob er jetzt erſt jung geworden ſei. Das

macht, er hat ein Lied komponiert, ein Feſtlied, das ſoll heut abend beim Kommers geſungen werden. Vorgeſtern abend war Probe. Da ſind ſie nachher alle auf ihn zugekommen und haben ihm zugetrunken und ſind ganz ſtolz auf ihn. Das iſt ſo neu. Bisher ging er immer zwiſchen den andern herum, ſo — faſt ſchüchtern, daß er überhaupt da ſei. Und jetzt iſt das ſo."

Sie wurde ganz warm. Ihr alter Freund und Liebhaber mußte ſie nur anſehen. Unten rief die Mutter: „Lore, wo bleibſt du? Komm herunter, der Herr Georg iſt da." „Ja, gleich."

Da knarrte es auf der Stiege und gleich nachher kam der, von dem ſie ſprachen, ebenfalls in die Kammer herein. Er war ſchon vor längerer Zeit einmal dageweſen. Nein, wie verändert ſah er aus. Größer und ſtattlicher, und den Kopf trug er hoch und frei. Im Sammetrock, das Band über der Bruſt, die Mütze in der Hand.

„Lore, ich wollte dir nur ſagen, daß ich jetzt an die Bahn gehe. Nachher komme ich mit Gertrud hier vorbei und hole dich ab. Dann gehen wir in meine Stube und ich ſpiele euch mein Lied vor, vielleicht auch ſonſt noch etwas. Ich wollte dir ſagen, daß du dich bereit halteſt. Aber du, du biſt ja ſchon fix und fertig."

Er ſah ſie lachend an und ſie ihn.

Dann ging er wieder.

Und Lore ſtieg hinter ihm drein die Treppen hinunter. Sie dachte jetzt nicht an ſich, ſie dachte an ihn, der ſo treulich ſein Erleben mit ihr teilte. Sie war ſo viel Schwankendes, Unechtes gewöhnt geworden, ſo viel leichtes Obenhinleben. Bei ihm aber ſtieg alles aus einem tiefen Grund herauf. Alles. Er war ſo ganz er ſelbſt, ob er nun Freude empfand oder Druck und Sorgen.

Er ſpielte nie etwas, er war immer ſo, wie er war. Ach, wie oft hatte ſie ihn darum ausgelacht, daß er alles ſo ernſthaft nahm. Hatte ihn noch ausgelacht, ſchon als es ihr längſt nicht mehr ſo war. Sie wollte das Neue, Ungewohnte, das Innige, das ſich in ihr regen wollte, hinweglachen. Wie ſie es als Kind in Frau Judiths Stube hatte weglachen wollen.

Aber nun konnte ſie nicht mehr damit fortkommen.

Es ſaß etwas im Winkel ihrer Seele, das breitete die Arme aus nach — ja, nach was denn? Vielleicht nach Liebe. Jedenfalls nach etwas ganz Echtem.

Sie ſtand am Fenſter und ſah ihm nach, wie er über die Neckarbrücke ſchritt. Wenn nun alles anders wurde mit Georg Ehrenſperger? „Ich kann nie eine Pfarrfrau werden. Dazu paſſe ich nicht ein bißchen. Ganz anders muß mein Leben ausſehen. Ach — tralala, er wird ja gar kein Pfarrer.“ Es hatten ſchon ſo viele Theologen umgeſattelt, gerade noch vor Torſchluß. Das wiſſen die Mädchen in den Univerſitätsſtädten gut. Warum ſollte er es nicht auch können? Er trug ja ſo ſchwer an der Theologie. Da reihte ſich plötzlich in heiterem Farbenſpiel Bild an Bild vor ihren Augen. Ein heiteres, behagliches Heim, nicht glänzend, wie ſie vordem oft gedacht hatte, aber freundlich und ohne Sorgen und mit ihm, der dort ſo aufgerichtet hinging; in den Kreiſen guter, angeſehener Menſchen, und ſie ſelbſt, Lore, dazwiſchen, fleißig und häuslich, gut und lieb. Sie dachte an das Rektorhaus in Wiblingen. — Was? Ein Tropfen auf dem ſchönen Kleid? Wahrhaftig, noch einer. „Ich glaube gar, ich ſtehe hier und flenne. Das fehlte noch. Tralala. Ein bißchen eleganter muß es ſchon ſein. Die Rektorin. Ich danke für ſolche Hauben und ſo weiter.“

Da ſteckte Frau Maute den Kopf zur Tür herein, faſt ſchüchtern: „Lore, was ſoll ich nur tun? Ich habe geſtern Abend das Paket für unſern Herrn vergeſſen. Es ſollte auf die Poſt. Nun liegt es noch da. Der wird ſchön ſchelten. Könnteſt du nicht auf den Laden acht geben? Ich mache mich fertig und trage es hin.“

„Das tu' ich, Mutter.“ Sie ſagte es ganz freundlich. „Ich ziehe den Regenmantel über das Kleid. Nein, laß nur. Ich habe ſchon noch Zeit.“

Die Neckargaſſe ging ſie hinauf, dann an der Stadtkirche vorbei. In der ſchmalen Gaſſe, die nach der Stadtpoſt hinunter führt, gingen zwei Studenten dicht hinter ihr. „Der Ehrenſperger, der hat's in ſich.“ Sprachen ſie von Georg? Ihr feines Ohr fing den Namen ſogleich auf.

„Ja, der. Stille Waſſer — und ſo weiter. Ich hätt's nicht hinter ihm geſucht. Der Hornſtein, der auch am liebſten irgendwo hinaus möchte, wo kein Loch iſt, nur nicht ins Pfarramt, der ſagte geſtern Abend zu ihm, ich hab's mit angehört: „Menſch, wenn ich du wäre, ich hielte nie eine andere Predigt, als ſo eine. Was? Muſik iſt auch eine Predigt.“

„Jetzt geht,“ ſagte der erſte Sprecher wieder, „der Menſch drei Jahre unter uns herum. Ein guter Kerl, aber ein bißchen, na — ſoll ich ſagen, langweilig? Und jetzt zum Schluß noch ſo ein Glanz. Der läßt noch von ſich hören, denk' an mich.“

„Du, aber mit ſeiner Muſik iſt er immer wieder aufgetaucht. Man hat ihn nur nicht ſo ankommen laſſen. Heut freilich“ —, da bogen ſie rechtsum und Lore mußte links gehen.

Das war aber noch der Mühe wert geweſen, auf

die Straße zu gehen. Das wollte ſie meinen. Nun, er ſollte es zu ſpüren bekommen, daß ſie in Zukunft mehr Reſpekt vor ſeiner Kunſt haben wollte. Denn, ſie mußte es geſtehen, ſie hatte ihn oft leer abziehen laſſen, wenn er etwas von ihr begehrte, ein Zuhören, ein Mitſchwingen. „Ach, ſchaff' etwas anderes, etwas rechtes," hatte ſie oft geſagt und manchmal nur, um ihn zu ärgern. Aber das kam nun anders, holla.

Konnten ihn ſeine Kameraden ehren, — ſie konnte es gleichfalls und noch ein bißchen beſſer.

Sie rief in Gedanken das ganze Ehrenſpergerhaus, das ſie ſo gut kannte, zum Zuhören auf. Lauter Wohlklang war es, was die beiden vorhin geſagt hatten.

Es ſchoß ihr eine Blutwelle bis unters Haar, als es ihr einfiel: im Frühling, als das letzte Semeſter anfing, da hatte er daheim in Wiblingen davon geredet, daß er am liebſten jetzt noch umſatteln und Muſik ſtudieren wolle.

Er hatte es ihr erzählt. Wie ſie da gelacht hatten und gewettert und ſich geſchüttelt: „ſonſt weißt du nichts mehr? ein Muſikant? aber das konnte man kommen ſehen. Immer zuviel den Willen hat man dir gelaſſen; rein überſpannt biſt du geworden."

Jungfer Lieſe lebte damals noch und ſchüttelte den Kopf: „all' das verſtudierte Geld." Und die Schwägerin: „du denkſt wohl, das finde man hier auf der Gaſſe?" Und der Müller Hensler: „Kopf hoch, Bub, wenn man noch ſo ſagen darf. Jetzt haſt auf den Pfarrer ſtudiert und jetzt wirſt einer. Trink eins; das ſind Grillen, die muß man fortſchwemmen."

Sie wußte es wohl noch, ſie, Lore Maute, hatte mit eingeſtimmt, als er es ſagte: „Ach, das wirſt du

doch nicht im Ernſt wollen? Du ſinnſt dir auch Sachen aus. Aber ſo biſt du immer geweſen. Ganz recht haben deine Leute.“ Er aber hatte darauf, halb zaghaft und halb trotzig geſchwiegen und war bisher im alten Gleiſe weitergegangen. Es war nur eine Scheu vor dem einen, eine Sehnſucht nach dem andern in ihm, keine ſtürmende Gewalt, ein Möchten, kein Müſſen.

Aber nun war es auf einmal, als breche ſich etwas mächtig Bahn.

„Nur ſchnell, nur ſchnell nach Hauſe. Denn ich muß da ſein, wann er kommt. Ich will mich weder vor Gertrud, noch vor ſonſt jemand ſcheuen. Ich habe viel hereinzuholen, und das will ich auch.“

Ging da der Mieter, der lange Sachſe? Er ſah über die Straße herüber und grüßte und ſah ſich noch ein paarmal nach ihr um. Das ſah ſie mit einer Viertelswendung des Kopfes. Ein kleiner Stich ins Herz — ach, ſo lauf doch. Sie hatte ihn ja nie ganz ernſt genommen. Sie hatte nie zuvor irgend jemand ganz ernſt genommen, es war immer ein wenig Spiel dabei geweſen trotz manches Kummers und mancher Wünſche und Hoffnungen. Aber ſo blieb es nicht immer. Nein, ſo blieb es nicht immer.

Zehntes Kapitel

Die drei Wiblinger fuhren mit ihrem Wägelchen bei einem alten Bekannten vor, der einſt mit dem Vater Ehrenſperger auf der Wanderſchaft geweſen und ſomit auch eine Art Studiengenoſſe von ihm war, ſozuſagen, da es heut ſchon ſo akademiſch zuging. Jetzt hatte er einen Mehlhandel, den indeſſen ſeine Frau beſorgte und der ihm Zeit genug ließ, ſich einer kleinen Weinwirtſchaft zu widmen, die er in einem niedrigen, halbdunklen Loch von Wirtsſtube hielt. Es verkehrten da hauptſächlich Handwerksleute, die etwa einen Zwiſchentrunk unter die Arbeit hinein tun wollten und die ganz ohne Umſtände in Schurz und Hemdsärmeln kamen, und ſolche, die ſich zu einem ſtillen, dauerhaften Abendſchoppen verſammelten. Ihnen allen widmete ſich der frühere Wandergenoſſe auf die Art, daß er ſich ſowohl zu den Morgen-, als zu den Mittags- und Abendgäſten feſt und beharrlich hinſetzte und ihnen bei der Trinkung ſeines Weines mit eigenem Beiſpiel voranging. Auch hielt er für den allgemeinen Nießbrauch eine birkene Schnupftabaksdoſe von rieſigen Dimenſionen im Umlauf, daraus konnte jeder Gaſt nach Belieben ſchnupfen und ſich ſo das Hirn erleichtern, das ihm irgendwie ſchwer war. An dieſem Tagewerk nun trafen die drei Wiblinger den Wirt und ſetzten ſich ſofort zu ihm nieder, um die alte Bekanntſchaft aufzufriſchen. Franz der Ältere und der Müller Hensler waren auch bald in einem Fahrwaſſer, das ihnen ganz vertraut war, indem ſie mit aufgeſtützten Ellbogen an dem runden Tiſch ſaßen und einmal übers andere mit dem früheren Wandergenoſſen anſtießen, im Übrigen aber vorläufig die Mitwelt ſich ſelbſt überließen. Sie

wurden noch um ein Weniges vergnügter und bekamen, — denn der Wirt war gleichfalls ein kurzer, breiter, dicker Mann und von ähnlicher Beſchaffenheit, wie die Wiblinger, — alle drei rote Köpfe, und ſaßen ſo wie drei Leuchtkugeln in dem dunklen Loch von Wirtsſtube.

Franz der Jüngere aber hatte ſich ans Fenſter geſetzt, um die Vorübergehenden zu betrachten, und war nicht geſonnen, den ſchönen Vormittag hier zu verſitzen. Als er nun eine Weile ſo durch die Scheiben geſehen hatte und eben bei ſich erwog, wie er den Alten, die ihm zu ſeßhaft wurden, für eine Weile davon und an den Schauplatz der heutigen Feſtlichkeiten kommen könne, da ſah er unvermutet ſeinen Bruder Georg in der engen Gaſſe auftauchen. Er ſchritt einher, wie einer, der wohl weiß, daß die Welt ohne ihn nicht ganz das wäre, was ſie nun iſt, in feſtlicher Kleidung, mit Band und Mütze und mit einem hellen, heiteren Geſichtsausdruck. Er ſchien in dieſem Augenblick der Aufmunterung nicht zu bedürfen, oder vielmehr ſchien er die Aufmunterung, die ihm taugte, ſelbſt mit ſich zu führen. Denn rechts und links von ihm gingen zwei Mädchengeſtalten, mit denen er in eifrigem Geſpräch begriffen war und alle drei ſchienen ſich ſchon in der erwünſchteſten Feſtſtimmung zu befinden, ſo verſchieden ſie auch ſonſt von einander ſein mochten.

Eins der Mädchen kannte Franz; das war Gertrud Cabiſius. Sie trug ein einfaches, hellgraues Kleid und ſchritt in ihrer bekannten, aufrechten Haltung und mit feſten Tritten, denen man übrigens die Elaſtizität, die die Freude gibt, wohl anmerkte, neben Georg her. Franz ſah aber flüchtig über ſie weg. Da war die andere, die er nicht kannte. Oder doch? Oder ſollte das die Lore ſein? War ſo etwas möglich? Die war in ein lichtes

Feſtgewand gekleidet und ſchien die düſtere Gaſſe ganz zu erhellen, ſo leicht und hell und überaus anmutsvoll ſchwebte ſie dahin.

Alle Wetter! ſagte Franz und nahm ſeinen Hut vom Nagel. Es galt, er mußte ſich ſputen, die drei gingen raſch die Straße hinab, er konnte ſie aus den Augen verlieren, wenn er ſäumte.

Die Alten ſahen erſtaunt hinter ihm drein. „Bleibt hier ſitzen, bis ich komme," rief er noch unter der Tür. „Es iſt der Georg, ich bringe ihn dann mit."

Da blieben ſie denn ſitzen. Es war geſchickt ſo, ſie hatten ohnehin ſchon ihre Zweifel gehabt, wie der Student heut werde aufzufinden ſein. Denn ſie mußten es ſich ja geſtehen, ſie hatten es ihm nicht mitgeteilt, daß ſie kommen wollten.

„Glück muß der Menſch haben," ſagte der Müller Hensler, und darauf ſtießen ſie alle drei an. Nun konnten ſie das Übrige vollends erwarten.

* * *

Georg Ehrenſperger, der konnte heut einmal aus dem Vollen leben. Es war kein Wunder, daß er aufgehellt ausſah.

Rechts hatte er Gertrud Cabiſius, und links Lore, und ſie gingen wie ein ſchönes Doppelweſen, das zu ihm gehörte, mit ihm. Er führte ſie in ſeine Stube und als er ſie da hatte, da ſah er von einer zur andern mit ſtolzer Freude und hätte am liebſten aus drängendem innerem Vergnügen heraus einen Purzelbaum geſchlagen; aber das erlaubte dann wieder die ſieghafte Männlichkeit nicht, in der er ſich neuerdings befand.

So hatte er ſich das hundertmal ausgedacht: Da

ſaßen ſie beide nebeneinander, Lore in ihrer funkelnden Schönheit und in guter, freundlicher Stimmung, lieb und lachend, wie ſie oft, aber nicht immer war, und Gertrud in ihrer feſten, geraden, klugen Art, die ſo ſicher und ſelbſtverſtändlich zu ihm gehörte, und die heute noch von einer feſtlichen Freude überglänzt war, ſo daß er ſie nur anſehen mußte.

Es ſchien ihm, da er ſie ſo beiſammen hatte, alle Fülle unter ſein Dach eingekehrt zu ſein; denn was er an der einen manchmal vermißte, das hatte die andere an ſich, und ſo bildeten ſie ihm miteinander einen reichen Hort von Holdſeligkeit, Liebe, Freundſchaft und ernſter ſtiller Klugheit, den er hätte am liebſten immer in erreichbarer Nähe behalten, um bald das eine, bald das andere nach Bedürfen daraus zu entnehmen.

Das war nun zwar nicht wohl möglich. Da er die beiden aber wenigſtens zu dieſer Stunde ſo erfreulich beiſammen hatte, ſo konnte er ſich für den Augenblick aller weiteren Gedanken entſchlagen und die ſchöne Gegenwart genießen.

Er tat ſein Möglichſtes dazu. Er wollte ſo gern für heute, nur einen Tag lang, alle ernſten Pflichtgedanken in den hinterſten Winkel ſeines Bewußtſeins verſchließen. Morgen, da mußte er ſie ja wieder hervorholen. Er warf einen ſcheuen Blick nach den Büchern, die auf einem Tiſch in der Ecke aufgeſtapelt lagen.

Dort drinnen lag ein ganzes Heer von Geiſtern und Geiſtchen verſchloſſen, und ſie waren ihm nicht alle freundlich geſinnt. Lange nicht alle. Er hatte ſie zum Teil etwas vernachläſſigt, das ließen ſie ihn empfindlich fühlen. Manche ſchienen ihm ſo trocken, wie der Wiblinger Feuerſee an heißen Sommertagen, und manche

ſo eigenſinnig und widerſpruchsvoll wie ein alter Schafbock. Manche aber, das war das Schlimmere, ſtanden vor ſeinen Augen auf und wurden groß, immer größer und ſahen ihn ſtreng und ernſt an.

„Lehre," ſagten ſie, „predige. Du weißt doch alles, was zu glauben iſt? Du glaubſt es doch? Nicht? Du ſollſt aber. Eidlich ſollſt du es verſprechen. Vom Höchſten und Tiefſten ſollſt du reden, was es gibt: von dem Gott, der in und hinter allen Dingen iſt. Aber nicht ſo geheimnisvoll. Klar und deutlich ſollſt du es ſagen: Was? Das kann man nicht? Das kann man wohl. Du tuſt, als ob es keine Offenbarung gäbe, du. Du haſt dich nicht mit uns auseinandergeſetzt, wie du ſollteſt."

Ach nein, das hatte er nicht. Er hatte mit dieſen Rieſen nie recht gerungen. Er war ihnen öfters davongelaufen, denn er fürchtete ſie. Es ging ihm, wie Moſe, als er zum Ägypterkönig ſollte: „Sende, welchen du willſt."

Nur, Moſe war dann ſchließlich doch gegangen. Er aber? Was wollte aus ihm werden? —

„So, jetzt will ich mein Lied ſpielen. Hört zu."

Als er mitten drin war, klopfte es und dann trat ſein Bruder Franz herein.

„Nein, aber ihr ſeid gelaufen. Ich verlor euch auf einmal aus den Augen. Ein paar kleine Buben haben mir den Weg gezeigt. Grüß Gott übrigens."

Er lachte, vergnügt und halb verlegen, daß er ſo plötzlich da ſei. Denn hier fühlte er ſich nicht ſo ſicher, wie zu Hauſe. Er mußte hier den Jüngeren gelten laſſen, deſſen Geiſt ſozuſagen um die Wände webte. Es war doch ein anderes Verhältnis als in Wiblingen. Er

fuhr ſich mit den Fingern durchs Haar. Er hatte immer noch einen ſteil aufſtrebenden Schopf.

„Der Vater iſt auch hier und der Müller Hensler,“ ſagte er. „Wir haben die Einladungskarte erhalten, da gedachten wir mitzufeiern.“

Bei dieſen Worten ſah Lore prüfend zu Georg hinüber. Ja, das hatte ſie wohl gedacht, er hatte richtig die kurze, gerade Falte zwiſchen den Brauen. Die hatte er, wann er ſich ärgerte.

Er dachte wohl, er hätte die Seinigen lieber an einem andern Tag empfangen? Er ſah ſo aus. Die Bemerkungen des Müllers Hensler entbehrten oft eines gewiſſen Taktes, und die beiden Franze, Vater und Sohn, — nun ja, er hätte ſie lieber ein andermal in dem neuen Haus umhergeführt.

Aber dann warf er plötzlich den Kopf zurück und ſein Blick begegnete dem Lorens. Sein Lied, ja, das durften ſie wohl hören; das war ja gerade geſchickt. Sie ſollten nur ſtaunen, wie er in Ehren ſtand unter ſeinen Genoſſen. Und überhaupt, hinweg mit allem Ärger, heute ſollte alles hell und freudig ſein und war es auch.

Lore nickte ihm zu; ſo warm und ſo ermutigend.

„Ach, ſei nur zufrieden, das machen wir alles. Laß mich nur ſorgen. Du weißt, wenn ich will, — und ich will, — niemand und nichts ſoll dir heut die Feſtfreude ſtören.“

Das ſagte ſie alles mit einem raſchen Blick und dann wandte ſie ſich triumphierend an Franz. Wie ehrlich entzückt der ſie anſah. Er dachte gar nicht daran, ſeinen Augen irgend einen Zwang anzutun.

„Ja, ja,“ ſagte ſie und lachte. „Da iſt nichts zu fragen und nichts vorzuſtellen. Das ſind wir, beide.

Müſſen wir „Sie“ zueinander ſagen? Ich meine nicht. Wir ſind doch Nachbarskinder geweſen, und dann ſind Georg und ich auch ſo gute Freunde.“

Ja, dagegen hatte Franz natürlich nichts einzuwenden. Es konnte ihm nichts lieber ſein. Mächtig gemütlich war das. Das war ein Mädchen. Sie fing ſofort an mit ihm zu plaudern. Und dann unterbrach ſie ſich plötzlich: „Wir müſſen ſtill ſein, denn nun ſpielt uns Georg ſein Lied vor. Fang noch einmal vorne an, Georg. Ja, du, Franz, heut müſſen wir ſtolz auf ihn ſein. Das wißt ihr in Wiblingen wohl noch gar nicht?“

Nein, davon wußten ſie in Wiblingen nichts. Sie waren hergefahren, um ihn aufzumuntern. Er hatte doch ſein Examen noch nicht gemacht? Worauf denn ſtolz?

Und dann ſaß Georg wieder am Klavier und ſpielte. Wenn er aufſah, dann fiel ſein Blick auf Gertrud. Die hatte den Kopf vorgeneigt und horchte. Den Arm hatte ſie leicht auf das Klavier geſtützt. Er ſah, daß ſie ſich mitfreute, als ob das Lied ihr eigenes wäre und daß ſie alles verſtand, was er darin zum Ausdruck bringen wollte. Das belebte ihn ſo, daß er ſogleich fortfuhr und, wie er am liebſten tat, ein wenig phantaſierte.

Hinter ihm ſaßen auf dem Sofa Bruder Franz und Lore. Zweimal ging die Tür. Einmal kam Meiſter Riedel herein. Den hatte er im Heraufgehen gebeten, zu kommen, denn er wollte ihn gern mit Gertrud bekannt machen. Er hatte ein ſauberes Wams angezogen und ſein blauer Schurz war neu. Er ließ ſich dicht neben der Tür auf einen Stuhl nieder. Das zweite Mal kam der Rektor Cabiſius. Er winkte mit der Hand, Georg ſolle fortfahren: „Wir ſprechen uns dann nachher.“ Ja, das

dachte Georg auch; aber unwillkürlich ging das auch in ſein Spiel über, was er nachher bereden wollte.

Gertrud verſtand ihn auch jetzt. Sie hatte einen beſonderen Sinn des Verſtehens für ihn.

Wie reich bin ich heut, — ſagte ihr ſein Spiel. — Alles iſt um mich, was in Wahrheit zu mir gehört, alles iſt freudig und freundlich. Ach, wie ſchön iſt das Leben, eine Fülle hat es, auch für mich. Wo iſt das Öde geblieben, das Leere, Hungrige? Wo iſt das machtloſe Nichtkönnen? Hohe, ſtarke Wellen ſchlägt das Leben, und ich — ich werfe mich in die Fluten. Es trägt mich, — ja, es trägt mich.

Dann ſchlug er weiche, leiſe Töne an.

Hilf mir, guter Geiſt, ſagten ſie. Was ſoll ich tun? Es ruft mich nach zwei Seiten. O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben. — Ja, da war wirklich die Choralmelodie dazwiſchen und rief nach einem Rat, nach einer Klarheit.

Ich, — ich ſehe dich nicht, wie du biſt. Aber ich will dir dennoch dienen.

„Du Lieber," dachte Gertrud, „verſuch' es nur, fang nur an. Es wird dir ſchon gelingen." Sie dachte wohl an das Examen und das Pfarramt. Georg ſah plötzlich in ihr Geſicht, und irgend etwas drin reizte ihn. Sie ſah ſo mütterlich-verſtändig aus.

Und auf einmal brach die zarte Melodie ab, die wie das Rufen einer Kinderſtimme geklungen hatte: hilf mir, guter Geiſt, — und es tat ein paar raſche Schläge, hinunter — hinauf, dann brach ein Wetter aus dem Klavier.

„Ich will nicht immer ſollen und müſſen. Still. Laßt mich. Laßt mich meiner Wege gehen. Ich will

es ergreifen, das, was mein ganzes Weſen will. Ich will es erreichen."

Es war, als ob einer alles Schöne an ſich riſſe mit einer drängenden Leidenſchaft des Lebens.

„Jetzt geht es mit ihm durch," dachte Gertrud.

Sie war warm verſtändnisvoll mitgegangen bisher. Sie verſuchte, auch das zu verſtehen. Denn er brach immer von Zeit zu Zeit einmal über die Ufer, wie ein Bach im Frühling. Das war ihr ſo bekannt, daß ſie lächeln mußte, wie jemand, der plötzlich an einem bärtigen Mann das Kindergeſicht von ehemals wieder in irgend einem Zug entdeckt. Nur, es war diesmal ein verzweifelter Ernſt darin, vor dem ſie dennoch erſchrak.

„Was hat er im Sinn?" Mit einem jähen Aufſchrei brach das Spiel ab. Da ſprang Georg auf. Meiſter Riedel bewahrte den Stuhl vor dem Umfallen und dabei trafen ſeine Augen Gertruds Geſicht. Und er trat zu ihr und bot ihr die Hand und ſie hatten von dieſem erſten Augenblick an ein Wohlgefallen aneinander.

Lore war zu gleicher Zeit aufgeſprungen. Wie Feuer brach es aus ihren Augen, ſie atmete raſch und erregt. „Du," ſagte ſie, und achtete nicht auf die andern und ſtreckte Georg beide Hände hin, „du biſt anders als ich meinte. Du biſt auf einmal aufgewacht. Du führſt das alles aus, was du dir vornimmſt. Das Letzte, das war ſchön. Das hab' ich ganz verſtanden."

Jetzt war nichts Vorſätzliches, Bedachtes in ihr. Das Leidenſchaftliche, das hatte ſie aus allen Gedanken geriſſen.

Ach, wie ſchön erſchien ſie ihm ſo. Und ſie hatte ihn verſtanden. Georg hätte ſie am liebſten in den Arm genommen. Es ſprangen Funken herüber und hinüber,

aus ihren Augen in die ſeinigen, aus einer Seele in die andere.

Und in dieſem Augenblick geſchah es, daß Georg Ehrenſperger mit Wiſſen und Willen eine neue Richtung in ſeinem Leben einſchlug. Er iſt ſich ſein Lebenlang der merkwürdigen Vorgänge dieſes Augenblicks bewußt geblieben, da es ihm vor den Augen flimmerte und in Hirn und Herzen brauſte vor dem Wogen und Wallen ſeines aufgeſtörten Blutes, und da doch unten in ſeiner Seele ein klarer, kühler Entſchluß aufſtieg: ich tue es.

Wie in einem Spiegel ſah er ſich: es iſt nicht nur die Scheu, von inneren Dingen zu reden und nicht nur der Mangel an rechtmäßigem, erforderlichem Glauben, der dich abhält, in das Pfarramt zu treten, ſondern noch viel mehr ein ſtarker Zug in das weite und breite Leben hinaus, deſſen Beſchaffenheit du noch gar nicht kennſt, und ein Wille, die reiche Welt ans Herz zu nehmen und ihren Pulsſchlag zu erlauſchen, auch da, wo ſie nicht von geiſtlichen Dingen redet.

Zugleich aber fühlte er den ſtarken Trieb, männlich in die Reihen zu treten und doch auch etwas zu leiſten, das die Welt ohne ihn nicht hätte, etwas, das ganz und wahrhaftig ſeinem eigenen Weſen entſpräche und alſo auf Wahrheit beruhe von innen heraus.

Es ſchien ihm, als ob aller Zweifel und alle Unklarheit ſeines Weſens von dieſem Augenblick an abgetan ſei, da er ſich entſchloſſen hatte, die Gabe, die ihm als ſeine eigenſte vorkam, zur Aufgabe und Führerin zu machen, koſte es, was es wolle. Freilich ſah er das alles zuſammengefaßt als in einem Brennpunkt in den leuchtenden Augen des ſchönen Mädchens, das ihm darum von der Minute an ſo ſicher und feſt zu ſeinem neuen

Weg gehörte, wie ein glänzender Stern, nach dem ein Wanderer die Richtung einhält.

Er bedurfte aber nicht so lang, um dies alles von sich zu wissen, als es Zeit braucht, es zu erzählen. Sondern in wenige Sekunden drängte sich die neue Erkenntnis zusammen, die ja freilich vorbereitet in ihm gelegen war. Es war, als ob jemand ein brennendes Streichholz an ein sorgfältig aufgeschichtetes Feuerholz gehalten hätte. Es flammte auf und brannte sogleich, hell und ohne Einhalt und gab nur wenig Rauch. Er hörte zu, was der Rektor Cabisius sagte, gab über dies und das Bescheid, und wußte nicht, daß sein junges, offenes, erregtes Gesicht so gar nichts verbergen konnte.

„Ich will hingehen und sie für mich gewinnen. Es ist ein Wunder, daß ich es kann. Sie ist für mich gewachsen, ich weiß es seit dieser Stunde. Und wenn ich sie habe, dann habe ich auch Melodien. Lauter Lieder von Freude, Jugend, Leben und Liebe habe ich dann. Lauter Lieder von der Schönheit. Wie ein quellender Brunnen wird sie für mich sein, aus dessen blinkender Flut ich unaufhörlich schöpfen kann. Und Gertrud. Gertrud geht mit uns beiden, wie bisher mit mir. Sie ist mein bester Kamerad. Das wird ein Leben.“ So dachte er und das trat ihm in die Augen, das machte sein ganzes Gesicht warm und glücklich.

„Du Lieber,“ dachte der Rektor, „du bist mir wie ein Sohn. Ich darf dich nicht halten. Ich muß dich dein Leben selbst erleben lassen. Schwer ist es. Ich möchte dir weite Umwege ersparen, denn das machst du. Aber ich darf nicht. Du möchtest dich sonst noch schlimmer losreißen. Ach, möchte ich noch für dich da sein, wenn die hohe Flut verlaufen ist. Siehst du, du willst

alles mitnehmen. Satt trinken willſt du dich an der Freude. Schaffen willſt du und meinſt es zu können, weil die Saiten deiner Seele zittern von Liebe und Leidenſchaft und Begeiſterung. Aber das Große, Echte, das wird nicht ſo leicht geboren. Und du biſt nicht mit dem Geringeren zufrieden, du kannſt es nicht ſein, dazu iſt dein Geiſt zu hungrig und zu tief."

So waren der Beiden Gedanken, und daneben ſprachen ſie von dem neuen Haus und den Bundesbrüdern und kamen auch auf das Examen. Und auf einmal ſah der Jüngere, wie warm und liebend die alten Augen auf ihm lagen, und er faßte die Freundeshand.

„Ach, ich möchte dir ſo viel ſagen, alles."

Da trat Gertrud zu ihnen.

„Wollen wir nun gehen? Es wird Zeit ſein. Wir wollen doch dabei ſein, wann der Schlüſſel übergeben wird."

* * *

Im Glanz der Septemberſonne lag das neue Haus. Es war ein Stück weit den Öſterberg hinangeſtiegen, um beſſer auf die alte Stadt, auf den ſchimmernden Fluß und auf das ſonnige Tal herunterſehen zu können. Die neue Fahne in den Verbindungsfarben wehte, von einem leichten Lüftchen bewegt, die hellen Fenſterſcheiben glänzten; Kränze und Girlanden hingen an allen Türen und Fenſtern.

Der Baumeiſter übergab den Schlüſſel. Die Rechnung übergab er ein anderesmal. Der Rektor Cabiſius als der älteſte der alten Herren ſteckte den Schlüſſel ins Schloß und öffnete die Tür, und ſagte, was ihm der Augenblick eingab, als er alle die jungen und die alten

Männer ſah, die bereit waren, über die neue Schwelle zu ſchreiten.

Davon redete er, daß das Haus ein gemeinſamer Hort für ſie alle ſein ſolle, in dem ſie ſich zuſammenfinden könnten, um ſich immer neue Luſt und neuen Mut zu allem Großen und Guten beieinander zu holen. Gott und den Menſchen wollten ſie dienen, jeder mit ſeiner Gabe; keiner ſei nur für ſich ſelbſt da; auf jeden warte die Menſchheit irgendwie. Kein Pfund ſolle vergraben, keine Kraft vergeudet, keine Fähigkeit ungenützt gelaſſen werden. Dazu wollten ſie ſich in Freundſchaft verbinden.

Er ſagte noch mehreres, worauf die Alten den Jungen und die Jungen einander die Hände reichten. Es war viel froher und ernſter Mut zu ſtarkem und rechtem Tun beiſammen zu dieſer Stunde. Und darauf floß der Strom der Verbrüderten und ihrer Gäſte über die Schwelle. Geſänge erſchallten, Scherz und Lachen und fröhliches Staunen füllte die Räume, Freude blitzte aus den Augen, Freunde fanden ſich zuſammen, ſowohl junge als alte. Gertrud Cabiſius ſtand dicht neben ihrem Großvater. Leiſe ſchob ſie ihre Hand in ſeinen Arm. Wie ſchön war das alles. Wie weitete es ihr das Herz. War nicht Freundſchaft, die ſich in allem Großen und Guten fand, das Schönſte, was es geben konnte? Da kam er, der ihr Freund und Bruder geweſen war, ſeit ſie denken konnte, auf ſie zu: „Was ſagſt du dazu, Gertrud? Was ſagſt du zu dem allem?“ Er hatte zwei oder drei Studenten bei ſich und machte Gertrud mit ihnen bekannt. „Ihr wißt von ihr, ihr kennt ſie; ſie iſt geſcheiter, als wir alle. Sie iſt meine ganz gute Freundin.“

Was ſie dazu ſagte? Es war, als ob das große

Studentenbild in des Großvaters Stube lebendig geworden ſei und ſich hier herum bewege. Dieſe Menſchen kannte ſie alle. Sie hatte keinen von ihnen je geſehen, aber darum kannte ſie ſie doch. Sie, die nie dazu gekommen war, Mädchenfreundſchaften zu pflegen (die lahme Kameradin aus der Volksſchule ausgenommen), ſie hatte das Gefühl, als ob ſie dieſen allen weſensverwandt ſei. Hoch und ſtark klopfte ihr das Herz. „So gefällſt du mir," ſagte Georg zufrieden. „Du warſt vorhin ſo finſter." „Finſter?" „Ach nein, nicht gerade, aber ſo ausgelöſcht. Ich ſehe es ſo gern, wenn du ein vergnügtes Geſicht machſt."

„So?" Sie lachte. Ja, das war vorhin auch nicht ſchön geweſen, was ihr geſchwind übers Herz gekrochen war, als ſie Georg und Lore miteinander beobachtet hatte. Eine ganz ungewohnte Empfindung. Eiferſucht? Gertrud Cabiſius und eiferſüchtig? Ach, Unſinn. Sie brauchte es ihm zum Glück nicht zu ſagen und wiſchte die noch einmal aufſteigende Erinnerung daran hinweg, wie einen Staubfleck vom Kleide. Das fehlte noch.

Einer der jungen Männer trat zu ihr hin und es ſtellte ſich heraus, daß es ein alter Bekannter von der Wiblinger Lateinſchule war und daß Gertrud mit ihm auf den Bänken geſeſſen hatte — einſt: Fritz Hornſtein, den ſie hinter ſeinem Bart nicht mehr erkannt hatte.

Natürlich ſprachen ſie von Georg, und natürlich ſprachen ſie von ihrer gemeinſamen Kindheit. Georg und immer Georg.

„Wie warm ſie wird," dachte Fritz Hornſtein. „Wie natürlich und offen ſie iſt. Es iſt kein Wunder, daß er ſtolz auf ſie iſt. Sie iſt ein feines Mädchen."

Als ſie ſich trennten, gab er ihr die Hand. Er hoffte, ſie heute noch öfter zu ſehen.

Ja, das hoffte ſie auch. Es ſollte ſie freuen. Sie war nicht im mindeſten befangen oder ſchüchtern, ſie, die nie ſonſt in Geſellſchaft kam.

„Ach, Großvater, ich wollte, ich wäre einer von dieſen.“ Sie hing ſich an ſeinen Arm. „Sind ſie nicht glücklich?“

„O, Kind.“ Er ſtrich ihr ſachte über das Haar. Warum mußte ein Becher voll bittern Leides auf ſie warten, da ſich ihr Herz ſo willig jeglicher Freude erſchloß? Er ſah es kommen, daß ſie von dieſem Feſt nicht ſo fröhlich heimging, wie ſie gekommen war. Aber er hatte keine Macht, irgend etwas zu verhindern, was geſchehen ſollte. Er wußte, daß man das nicht konnte. Gott allein wußte, wie der Menſchen Wege gehen ſollten; er wußte, wo ſie irren und ſich täuſchen und ſich vergebliche Mühe machen mußten.

„Es muß ein Sinn in dem allem liegen, den wir nicht verſtehen. Das Leben iſt wie ein Gewebe, deſſen Rückſeite ſo verworren ausſieht. Und alles, was wir tun können, iſt: zu vertrauen, daß es von vorne klar und ſchön ſei und daß der Weber keinen Webfehler machen werde.“

„Ja,“ ſchloß er ſein Selbſtgeſpräch, „und vielleicht wird es uns eines Tags von vorne gezeigt.“

Das letzte hatte er halblaut geſagt.

„Großvater, was willſt du von vorne ſehen?“

Gertrud machte ein fragendes Geſicht.

Aber nun bekam ſie keine Antwort.

* * *

Sonne überall. Sonne über der ganzen alten Stadt, Sonne auf der Straße nach Niedernau, Sonne über

dem Reitertrupp, der dahinſprengte, auf einigen braven, wackeren Gäulen und auf einigen alten, dürrbeinigen Kleppern, Sonne über den offenen Wagen, die nach einander hinausfuhren, alle voll fröhlicher, feſtlicher Menſchen, Sonne über dem grünen Wieſenplan, Sonne auf den Angeſichtern und in den Herzen.

Wer wird an einem ſolchen Tag an Schatten denken? Alles iſt voll Licht und Farben, alles iſt in Bewegung. Bunte Mützen und Bänder, helle Mädchenkleider, helles Mädchenlachen, Muſik erklingt und fließt über die Wieſe hin, auf der Wieſe tanzen fünfzig Paare, nein, mehr. Wer hat ſie gezählt?

Der Müller Hensler tanzt auf kurzen, flinken Beinen zwiſchen all' den jungen Leuten herum; er hält die Putzmacherin Maute umfaßt, die ein Stück größer iſt als er und in einer grünſeidenen Bluſe ſteckt. Alle Wetter, ſie tanzt wie ein junges Mädchen, er muß ihr einmal auf den Rücken klopfen, um ihr ſeine Bewunderung zu zeigen. „Ja, das hat ſchon Maute immer geſagt. Henriette, hat er geſagt, wenn du ſonſt nichts könnteſt, tanzen, das kannſt du."

Ja, das wollte der Müller Hensler meinen, das konnte ſie. Und Franz iſt dazwiſchen und tanzt mit Lore, das heißt, wenn er ſie bekommen kann; denn ſie geht aus einem Arm in den andern. Herrlich ſieht ſie aus, jede ihrer Bewegungen iſt Leben und Luſt und Grazie, und ſie wird weder heiß noch rot vom Tanzen. Leicht und ruhig atmet ſie, ſicher und überlegen geht ſie mit den jungen Leuten um; aber wenn ſie zu Georg kommt, dann iſt ſie anders. Dann ſagen ihre Augen: „Siehſt du mich? ſiehſt du, daß ich ſchöner bin als alle? Das bring ich alles dir; ja, ja, ſtaune nur; wage nur, frage nur."

Und andere junge Mädchen ſind da und gleiten über den Raſen, einfache, warmherzige, friſche Geſchöpfe, Schweſtern der jungen, oder Töchter der alten Bundesbrüder, Luſt und Frohſinn in den Augen, Lachen auf den Lippen. Und es kommt auch die Alten an und ſiehe da, der Rektor Cabiſius erinnert ſich noch eines Maienfeſtes vor ſechzig — oder beinah ſechzig Jahren, an dem er ein kleines Schulmädchen herumgeſchwenkt hat, ein mageres, braunes Ding mit einem langen Zopf. „Wiſſen Sie noch, Frau Oberamtspfleger? Was meinen Sie, wir könnten's noch einmal probieren."

Wie ſie ſich wehrt, die alte Frau mit dem runzeligen Geſicht, und wie ihr Gatte, der rund und klein iſt und engatmig, lacht und ſie antreibt, und wie ſchließlich — „es iſt ja nur zur Erinnerung," und anders iſt es auch nicht — die beiden alten Leute ein Tänzchen machen. Wie ſie junge, rührend junge Geſichter bekommen, alle beide. Wer hat zugeſehen und hatte ein Mißfallen daran? Ach, niemand, niemand als der dürre, vertrocknete Profeſſor Kauz, der die Lippen zuſammenkniff und den Kopf ſchüttelte und ſagte, daß das Alter zu ernſt ſei für ſolchen Tand. Er iſt aber wohl niemals ſo recht jung geweſen, der Arme.

Und da waren außer den Tanzenden noch viele, viele Menſchen, die zuſahen. Sie ſaßen an Tiſchen und aßen und tranken, und gingen umher und unterhielten ſich und taten, wie ihnen gefiel. Unter ihnen war Gertrud Cabiſius. Wie ihr die Jugendluſt durch die Adern ſtrömte. Wie ſie alle dieſe hellen Bilder in ſich hinein gehen ließ. Ach, war ſie denn ſeither nicht jung geweſen? Hatte man vergeſſen, ihr zu zeigen, wie junge Mädchen leben? Hatte ſie ſelber nicht gewußt, daß ſie ein junges

Mädchen ſei? Schlicht und glatt zurückgekämmt trug ſie ihr Haar, einfach, faſt ſchmucklos war ihr graues Kleid, ernſthaft, ſchwer und verſtändig ihr Denken, pflichtbewußt ihr Sinn. Hohe Ideale trug ſie in ſich, groß und weit war ihr Anſchauen von Welt und Menſchen, in wenige, ſtarke und tiefe Züge faßte ſich ihr Gemüts- und Herzensleben zuſammen. Wo aber war das Weiche, Lachende, Harmloſe der Jugend, das Zierliche, Leichte, Beſchwingte, das dieſe Mädchen alle dahintrug, wie es ihr ſchien?

Gertrud konnte nicht tanzen und ſie wagte auch nicht es zu verſuchen, ſo oft auch einer der jungen Männer kam und ſie bat. Nein, das konnte ſie ja doch nicht. Sie war keins dieſer leichten, heiteren Weſen, ſie war anders als ſie alle. Georg hatte es oft genug geſagt, aber nun ſah ſie es auch.

Doch, was ſchadete das? Noch war es Zeit, ſich zu freuen, noch war ſie ja jung, noch war nichts verſäumt. Es brannte etwas in ihr. Heran mit der Freude und herein. Gertrud Cabiſius tut ihr die Tore ihres Herzens auf. Es wartet etwas in ihr auf ein großes Werde, wie die Erde am Morgen auf den Sonnenaufgang wartet. Aber ſchickt die Sonne nicht das Morgenrot voraus? Färbt ſie nicht die tauſend kleinen mutwilligen Lämmerwölkchen roſig und golden? Es iſt ein großer Augenblick, wann die Sonne kommt. Aber es geht nicht in der ganzen Natur ſo überaus feierlich und ernſthaft zu dabei. Es iſt Raum für alles Frohe, Leuchtende, Lachende.

„Ja, das iſt ja wahr," ſagte der Großvater, „das Tanzen, das haſt du ja nie gelernt. Nein vergeſſen hat man das." Er ſah ein wenig hilflos aus. Zu Hauſe hatten ſie nie an dergleichen gedacht.

„Vielleicht könntest du es doch, wenn du es nur versuchen wolltest. Meine Schwestern, als sie jung waren, pflegten miteinander auf dem Speicher zu tanzen, nur nach einer Mundharmonika, die mein Bruder zu blasen verstand. Sie hatten es in sich. Das liegt ja im jungen Blut."

Ja, aber nicht in dem ihrigen. Das war doch wohl zu schwer dazu. Die Jugendluft hatte sie mit ihren Schwingen gestreift, und etwas in Gertruds Wesen antwortete ihr. Aber darum konnte sie nun doch nicht sogleich auffliegen. Das muß auch geübt sein.

Doch, zu dem allem war ja noch Zeit.

Fritz Hornstein kam und brachte noch einen Freund mit, Ernst Daxer, und da sie beide keine Lust hatten, „noch länger herumzuspringen", wie sie sagten, so richteten sie sich gemütlich zum Zusehen ein und kamen auch bald in ein lebhaftes Gespräch, da konnte Gertrud denn von Herzen mittun. Und der Rektor Cabisius kam dazu und brachte seine alte Jugendbekannte mit und der Gatte der Jugendbekannten kam und wollte sich seine Frau nicht entführen lassen, und hatte in jeder Rocktasche eine Flasche Wein. Da lagerten sie sich an einem grünen Rain, fast am Waldrand und wurden so angeregt, daß Georg Ehrensperger, als er nach einiger Zeit auf der Suche nach Gertrud hierherkam, fast eifersüchtig sagte: „Hier geht's ja herrlich ohne mich. Hier werde ich ja wohl gar nicht vermißt?"

Doch, das wurde er. Und Gertrud war zu einfach, um es nicht zu sagen. Sie hatte ihm immer nachgesehen, so lange er sich mit Lore im Reigen gedreht hatte, und so lange er an dem Tisch der Wiblinger gesessen war.

„Du bist nur so in Anspruch genommen," sagte sie.

Da war er froh, daß ſie ihn vermißt hatte. „Das bin ich," ſagte er. „Ich weiß nicht, wo anfangen. Ich bin froh, daß ihr über Nacht bleibet. Denn ich muß noch mit dir reden. Jetzt? Ja, jetzt kann ich nicht. Ich bin jetzt nicht ruhig genug dazu. Ich bliebe ja gern hier."

Da ſtand ſchon Lore neben ihnen.

„Ach, es iſt jammerſchade, Gertrud, daß du nicht tanzen kannſt. Wäreſt du nur früher gekommen, ich hätte es dich gelehrt."

Sie ſchlug Georg leicht auf den Arm.

„Dich hab' ich's auch gelehrt, nicht? Es iſt ſchade, Gertrud."

Das war es, das dachte ſie auch. Aber als ſie ſich beſann, da war es doch nur darum, weil ſie nicht mit Georg tanzen konnte. Nun hatte ſie immer alles mit ihm geteilt, alles Ernſthafte, Pflichtgemäße, alles Große, Starke, alles Schwere, Drängende, Hungrige. Mußte ſie nun auf der Seite ſtehen, wenn er leicht und froh und heiter war? Mußte ſie andern überlaſſen, mit ihm fröhlich zu ſein? Das war einen Augenblick ein bitteres Gefühl. Aber hinweg damit.

„Ich bin das alles nicht gewöhnt. Ich komme völlig aus dem Gleichgewicht. Ich will froh ſein, wenn Georg nach dem Examen zu uns kommt. Das ſoll ſchön werden. Dann wollen wir auf unſere Art vergnügt ſein."

Sie nickte beiden freundlich zu, als ſie nach einiger Zeit wieder abzogen. „Er gehört dennoch zu mir, ſein Lebenlang tat er das ſchon. Es iſt keine Frage."

* * *

„Du, höre, was iſt dieſe Gertrud für ein Mädchen geworden? Unausſprechlich brav und geſcheit und ein bißchen langweilig.“

Lore ſchüttelte den ſchönen Kopf. Sie ging neben Georg her nach dem Tiſch der Wiblinger.

„Sag nichts über Gertrud. Sie iſt — ach, du kennſt ſie nicht. Sag kein Wort über ſie.“ Er ſagte es faſt rauh.

Da ſah ſie ihn an mit dieſem Blick, dem er nie zu widerſtehen vermochte, aus Schelmerei und Zärtlichkeit gemiſcht: „Ach, ich tu ihr nichts. Gewiß nicht. Ich bin nur ſo ein törichtes, nichtsnutziges Ding neben ihr. Ich bin nur neidiſch auf ſie.“ Da hatte ſie ihn wieder gewonnen. Wie hatte er ſonſt oft nach einem ſolchen Blick verlangt; früher, da pflegte ſie ihn andern zu ſchenken. Und nun flog einer um den andern zu ihm.

„Du, du wirſt ausreißen, ich ſehe es. Du wirſt es durchſetzen, das, was du jetzt anfängſt. Heute haſt du mich vollends aufgeweckt, heute morgen in deiner Stube, als es dich ſo fortriß. Du ſollſt mir berühmt werden, du.“

„Mir?“ Er ſah raſch nach ihr hin. „Mir, ſagſt du?“

„Ja.“ Sie lachte. „Ich habe es alles nie ſo verſtanden, das mit deiner Muſik, und daß dich das Studieren nicht ſo anzog. Aber das iſt nun anders. Ich habe heute früh ein Geſpräch mitangehört. Zwei ſagten zueinander: ‚Du, der Ehrenſperger, der hat's in ſich.‘ Siehſt du, das denke ich auch. Pfarrer? ach, das kann jeder werden. Du ſollſt mir — au, du drückſt mich. Du tuſt mir weh.“

Sie entzog ihm lachend ihre Hand, die er gepreßt hatte, daß es knackte.

„Komm in den Wald. Wir gehen nachher zu den

andern. Hier ſind wir ſchon dran. Ich — ich muß dir etwas ſagen.“ Er atmete ſchwer.

„Was du wohl ſagen willſt? Muß das heute ſein?“

Sie lachte, aber unſicher. Sie wußte wohl, worauf es hinauslaufen werde. Das Herz klopfte ihr. Wurde es nun Ernſt?

„Ja, ich muß mit dir über das alles reden, heute noch. Und überhaupt. Komm.“

Da traten ſie in die grünen Hallen ein. Still ging ſie neben ihm, fern von den andern, und ihre herabhängende Hand lag leicht in der ſeinigen.

Die grünen Büſche ſchlugen hinter ihnen zuſammen.

Die Buchen wölbten ſich über ihren Häuptern.

Von draußen herein ſangen die Geigen und Flöten.

„Lore, ach Lore. Daß du ſo ſagſt. Was iſt das für ein Tag heute. Es wendet ſich alles um und um. Ich muß das nicht tun, wovor mir ſo angſt war. Es iſt mir, als ſei ich frömmer ſeit dem Augenblick. Es war ſo eine Quälerei, immer ein Wollen und Nichtkönnen. Das iſt auf einmal von mir abgefallen. Jetzt ſollſt du ſehen, daß ich dennoch ein Ziel erreiche. Ich will Schönes ſchaffen, Wahrhaftiges, etwas, das mein eigen iſt. Alle ſollen ſich mit mir freuen. Du beſonders. Das iſt das Schönſte, daß du daran glaubſt.“ Er ſah ihr in die Augen. Tat ſie es wirklich? Ja, da ſtand es groß geſchrieben.

„Lore, du warſt noch nie ſo, wie heut. Es iſt, als ob ich dich zum erſtenmal ſähe. Komm, laß dich anſehen. Du, was habe ich mich gequält, ja, auch um dich. — Nein, laß es mich ſagen. Es iſt ja wie ein Märchen. Das hat immer alles ſo hoch gehangen, was ich wollte. Wenn ich darnach griff, ſchnellte der Zweig zurück, an

dem es hing. Wenn es in mir brannte, daß ich dem nachgehen müſſe, was in mir tönen wollte, und ich verſuchte es, dann kam wieder die Mutloſigkeit: du kannſt es doch nicht. Und du darfſt auch nicht. Du mußt am Wege bleiben. Du darfſt nicht darnach greifen. Alles Schöne, nach dem mein Weſen verlangte, war wie Sünde. Heut nicht. Iſt heut ein Wunſchtag? Du kommſt — ach, Lore, ſieh mich nicht ſo an — und beugſt mir den vollen Zweig herunter und ſagſt: du kannſt. Und mir iſt, ich könne. Ich will — — du, — du mußt dabei bleiben, — du mußt mit mir gehen, — ach, komm."

Da ſchlug es über ihnen zuſammen wie weiche, warme Wellen. Da vergaßen ſie Reden und Denken über dem, was eins in des andern Augen geſchrieben fand.

„Du, du." Sagten ſie das Wort heut zum erſtenmal?

„Du." Da ſchloß Lore die Augen, wie geblendet von einem großen Glanz und lehnte den Kopf an ſeine Bruſt, und ſein Arm umfaßte ſie. Sie aber rührte ſich nicht darin.

* * *

Ein Rotkehlchen hüpfte von Aſt zu Aſt und ſah aus hellen Augen zu, wie den beiden jungen Menſchen die Hände von den Schultern und ineinander glitten und wie ſie darauf nebeneinander her gingen, ſchweigend. Auf einmal erſchrak es und flatterte hinauf in den Wipfel einer jungen Buche. Denn das Mädchen hatte gelacht, ein ſo zwitſcherndes, helles Lachen, daß das Vöglein aus einiger Entfernung ſehen mußte, was darauf erfolge. Das Mädchen hatte ja doch ſeinen Genoſſen bei ſich und brauchte ihn nicht zu rufen und ein ſolches

Gezwitſcher bedeutete in der Vogelſprache einen Lockruf. Da fiel dem Rotkehlchen ſein eigenes Liebchen ein, das ein bißchen weiter drin im Wald wohnte und es breitete ſeine Flügelein aus und rief: ich komme.

Der junge Mann aber ſah fragend aus. „Jetzt kannſt du lachen?“

Da lachte ſie noch einmal und noch viel heller. „Ja, du, ſo bin ich. Ich muß einmal lachen, wenn mir das Herz ganz voll iſt. Das iſt nicht ſo leichtſinnig, wie du meinſt. Ich kann's nur nicht ſagen, wie es iſt. Du mußt mich eben nehmen, wie ich bin, ich kann nicht anders ſein. Du biſt viel zu gut für mich, daß du's nur weißt.“

„Ach du, du biſt lieber und ſchöner als du weißt. Komm, wir wollen noch ein bißchen tiefer in den Wald gehen. Horch, wie es in den Bäumen weht. Wir wollen ganz ſtill ſein und auf die Stille ringsum hören. Du und ich miteinander. Kann denn ſo etwas wahr ſein? Das iſt über uns hereingefallen, eh' wir uns verſahen. Du, iſt es denn wahr?“

„Natürlich iſt es wahr. Wir dürfen aber nicht ſo lang da bleiben. Wir müſſen wieder zu den andern gehen. Ich will mich zwiſchen deinen Vater und Franz ſetzen und mich mit ihnen anfreunden. Das iſt jetzt nötig, nicht? Wir ſagen ihnen heut noch nichts, gelt? Ich meine von uns zweien. Du mußt ſie zuerſt dafür gewinnen, daß du die Muſik erwählt haſt. Ach, du mußt es mir zuerſt ſelber erzählen, nur raſch, ſo in der Kürze, wie du es angreifſt. Alſo jetzt geht die Studiererei noch einmal an; das iſt nun plötzlich ſicher. Auf einmal haſt du es gewußt; das mußt du mir noch ſagen, wie das kam. Du gefällſt mir ſo gut, wenn du entſchloſſen biſt. — Nein, ſei jetzt vernünftig. — Wenn du ſo biſt, können

ſie dir nichts verſagen. Du ſagteſt einmal, du habeſt mütterliches Vermögen, das kannſt du doch dazu —"

„Lore, liebe Lore, red' jetzt nicht davon. Wie kann man jetzt reden? Das kommt ja alles in Ordnung. Ich muß es ja ſelbſt überlegen."

„So komm hinaus auf den Feſtplatz."

„Nur ein Weilchen, ein kleines. Ich kann jetzt nicht gleich unter Menſchen ſein. Wir ſind wie das erſte Menſchenpaar hier, ganz allein. Wir ſind für einander geſchaffen. Still — — —. Siehſt du das Stückchen blauen Himmel? Du, Lore" — er ſagte es leiſer, „ſieh, da, zwiſchen den grünen Baumkronen, — es iſt wie im Garten Eden, am Anfang der Bibel, da ging Gott im Garten ſpazieren. Es iſt wie ein blaues Auge, das da herunterſieht."

„Ach, du Träumer. Das biſt du immer geweſen." Sie betrachtete ihn wie etwas Neues, das man zum erſtenmal ſieht. „Du, du biſt eigentlich doch ein geborener Pfarrer. Er guckt überall heraus bei dir. Wem fiele ſonſt ſo etwas ein?"

Da zuckte etwas wie ein ſcharfer Schmerz durch ihn durch. Verlor er das Köſtliche mit dem Schweren, das er abwarf? „Nein." Das ſagte er laut, daß ſie ihn verwundert anſah. Und dann nahm er die Mütze ab und richtete ſich hoch auf.

„Auch die Kunſt hat ein Prieſtertum, Lore. Auch ſie vermittelt das Göttliche an die Menſchen. Ich will, wahrhaftig ich will ihrer wert ſein."

Es klang wie ein Gelöbnis. Sie ſah ihn an und ſtaunte über ihn. Und nach einer Weile ſagte ſie, faſt beklommen: „Ich glaube, wir kennen einander noch nicht recht. Wenn du bei mir bliebeſt und ich ſähe dich jeden

Tag, dann könnte ich mich in das alles hineinfinden. Dann könnteſt du etwas aus mir machen. Glaub' mir's nur, ich ſpür's ſelber, daß mir's an vielem fehlt. Ach, Georg, ich bin ein armes Kind geweſen. Du weißt nicht, wie meine Mutter zuweilen war. Meine liebe Mutter. Nein, nein, du darfſt nichts über ſie ſagen. Sie hat mich über alles lieb."

Sie kehrte ſich zu ihm und hatte die leuchtenden Augen voll Tränen. Aber als er nach einem Wort ſuchte, um ſie zu tröſten, ſchüttelte ſie ſich, daß die Tropfen ſprangen und lachte mit naſſen Augen.

„Kehr' dich nicht dran, was ich ſage. Sag' lieber noch ſo etwas Schönes wie vorhin, daß ich einen rechten Stolz auf dich haben kann. Wenn ich ſtolz auf dich bin, dann habe ich dich am allerliebſten."

„Ach du, ich bin auch ſtolz auf dich. Es iſt, als ob du eine Quelle in mir aufgeſchloſſen hätteſt und ich könnte gleich morgen, gleich heut anfangen, zu kompo-nieren. Wenn ich dich anſehe, dann tönt es gleich."

„Weiter, das gefällt mir."

„Siehſt du, es iſt etwas aus meiner Kindheit mit mir herübergegangen, das muß mein ſchönſtes und beſtes Lebenswerk werden. Das läßt mich nie mehr los. Es iſt mir, als ob alles, was ich zu erleben habe, nur dazu ſei, daß es immer beſſer töne."

Und er erzählte ihr die Geſchichte von dem Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte, und einen Ton davon in allem Geſchaffenen fand, da einen und dort einen, und der es nie zur vollen Harmonie bringen konnte und ſie erſt im Tode fand.

Er wurde warm dabei.

„Das möchte ich alles in Töne faſſen, es iſt mir,

ich höre es ſchon. Das ganze Menſchenleben liegt darin, Lieb' und Leid, und was dahinter ſteckt, alles Fromme und alles Arge, und die ganze Natur, bis hinauf zu den Sternen. Alles hat ſeinen eigenen Ton. Dann, wenn ich das habe —"

„Ach, nun komm'. Das ganze Feſt geht vorüber. Ich möchte noch einmal mit Franz tanzen. Ich habe es ihm verſprochen. Du, ich kann ihn gut leiden, er iſt ſo lebensfroh und ſo breit und ſtattlich. Das gefällt mir. Du? Du biſt ganz anders. Niemand iſt, wie du. Darum will ich dich gerade. Ich muß etwas ganz beſonderes haben."

Immer noch ſangen die Flöten und Geigen. Ganz nah klangen ſie jetzt wieder, und zwiſchen den Büſchen ſchimmerte es hell herein.

„Du, ich will ſehen, was Gertrud für ein Geſicht macht, wenn ſie es erfährt. Nein, heute ſagſt du es ihr nicht mehr. Ich möchte es einen Tag lang für uns behalten. Was iſt mit der Falte auf deiner Stirn? Die will ich heute nicht mehr ſehen."

„Gertrud ſoll ichs nicht ſagen? Sie iſt meine Schweſter. Mein ganz guter Kamerad iſt ſie. Ich habe immer alles mit ihr geteilt."

„Das ſollſt du auch. Morgen oder übermorgen." Sie ſah ihn an, wie nur ſie konnte. Es durchrieſelte ihn ganz.

Dann traten ſie aus dem Wald auf die Wieſe. Dort war noch alles, wie zuvor.

* * *

„Ha, hollah, ihr Waldläufer," rief der Müller Hensler und hob ihnen ſein Glas entgegen, „hierher geſeſſen;

was habt ihr für Geheimniſſe miteinander auszubrüten? Iſt das eine Art, wenn man Gäſte hat?"

Georg ſtaunte. Wie munter vermochte Lore jetzt zu ſein. Als ob nichts geſchehen wäre. Er konnte kaum ein Wort ſagen. Still ſaß er da und ſah in ſeinen Wein und ſchickte nur hie und da die Augen nach Lore hin. Am liebſten wäre er zu Gertrud gegangen und hätte ihr alles erzählt. Wie konnte er die Laſt ſeines Glückes und ſeines neuen Entſchluſſes tragen, ohne ſie mit ihr zu teilen? Dort drüben war ſie und er war hier.

Lore aber trieb tauſend Poſſen mit den beiden Franzen, dem alten und dem jungen und tat ſehr geheimnisvoll mit ihrem Waldgang: „Ja, das möchtet ihr wiſſen, das läßt ſich denken," und neckte Georg: „Seht ihr's, wie er ſitzt und ſein Geheimnis hütet? Ja, ihr wißt noch lange nicht, was hinter ihm ſteckt."

War es möglich, konnte ſie darüber ſcherzen?

Aber der Müller Hensler hielt nun den Augenblick gekommen, wo er ſeine Aufmunterungsgedanken anbringen konnte. (Er war auch ſelbſt möglichſt aufgemuntert.)

„Du, Georg," ſagte er behaglich und knöpfte ſich die Weſte auf, „mach nicht ſo ein Geſicht. Das kommt alles in Schick und Ordnung. Die — die Herren brauchſt du nicht zu fürchten, die wiſſen ſelber nicht alles. Was ein forſcher Kerl iſt" — er blinzelte nach dem Bäcker Ehrenſperger hinüber, „nicht, du?"

„Ach," lachte Lore, „wenn ihr glaubt, er fürchte ſich. Er weiß nur noch nicht, ob er nicht lieber Muſikdirektor oder ſo etwas werden will. Wir haben es beredet. Sie ſind alle hinter ihm her."

Da ſah Georg groß auf und wollte etwas berichtigen. Aber ſie blinzelte ihm zu: „Nun, ſtöre mich nicht."

„Muſikdirektor? Das wäre. Ja, kann man das nur ſo vom Fleck weg? Iſt das auch ein richtiges Brot? Er hat doch auf den Pfarrer ſtudiert?“ Sie konnten der Sache nicht nachkommen. Nun fing die auch davon an.

Da ließ ſie alle Raketen ſteigen, die ſie hatte, und tat groß mit Georgs verſchwiegenſten Träumen, als ob ſie ſchon Wirklichkeit wären.

Vielleicht glaubte ſie es ſelber, vielleicht dachte ſie auch: Stark auftragen hilft mehr. Die Mutter Maute nickte eifrig und ſah mütterlich nach Georg hin. Wenn es Lore ſagte, die mußte es ja wiſſen.

„Was?“ ſagte Vater Ehrenſperger und ſah hilflos vom Müller Hensler zu Franz und von Franz zu ſeinem Jüngſten hin, „der Tauſendskerl, nun will er noch das werden. Was? ich habe gemeint, die Muſiker, die ſeien lauter arme Hungerſchlucker. Wenn es auch wahr iſt? Und was wird das noch koſten?“

Sein ohnehin ſchon roter Kopf war noch röter geworden.

„So ſag doch auch etwas, Georg.“ Lore ſtieß ihn ein wenig an, und alle ſahen auf ihn, der daſaß und ſchwieg.

Ach, hatte er je an dergleichen gedacht? Hatte er je glänzende Pläne entworfen? Das hatte er nicht getan. Hatte ihn denn Lore ſo verſtanden? Sie baute ja Häuſer darauf. Er mußte es ihr ſagen, daß ſie es recht verſtehe, er hatte ſich die Zukunft noch nicht ſo praktiſch ausgedacht. Die Kunſt — und Lore. Weiter war er noch nicht gekommen. Es würde ſchon einen Weg für beide zuſammen geben. Da, als ſie ſo glänzende Bilder malte, ſtieg etwas wie eine Traurigkeit in ihm auf: Wer

den rechten Ton will finden, der muß in die Stille gehen und allein ſein und horchen.

Aber das konnte er ja nicht ſagen.

Sie ſchüttelten die Köpfe. Nun gab er wieder keine Antwort, ſo war er.

„Er iſt zu beſcheiden," ſagte die Putzmacherin Maute. „Er macht nichts aus ſich. Wir haben es ihm oft geſagt. Zu beſcheiden und zu ideal. Dies war auch mein Fehler in meiner Jugend.

Maute ſagte es immer: ‚Henriette du biſt viel zu ideal.' Aber das macht ſich ſpäter. Wenn man einmal Familie hat."

Hi hi; ſie lachte und ſah ſich im Kreiſe um.

„Das ſag ich auch," ſagte der Müller Hensler. „Forſch muß einer ſein und auftreten."

Er war nicht mehr ſo ganz auf der Höhe des Denkens. Er kniff Lore ins Ohrläppchen. „Die da, das iſt ein Tauſendſaſa. Familie? Wenn du die da kriegen kannſt, dann nimm ſie nur. Die wird dich ſchon — ja ſo, du willſt ja nun — ach, man wird auch noch ein Wort ſagen dürfen, das flammt gleich zum Dach hinaus."

Denn Georg war heftig aufgeſtanden. Eine jähe Blutwelle war ihm bis unters Haar geſtiegen. Nun redete der Müller auch noch davon. Wollten ſie ihm alles zerpflücken? Sollte nichts Schönes, Heiliges mehr verſchwiegen in ihm leben?

Ach, wäre er doch mit Lore allein im Walde und könnte ihr recht ſagen, wie er es meinte. Aber als er ihr in Gedanken ſeine Sorgen ausbreitete: ob es gelingen werde? ob es nicht nur ein Schattenſpiel ſei? und daß er ja noch gar nicht wiſſe, ob ihm die Kunſt ein Haus bauen werde, oder nur eine Hütte — oder das

auch nicht? — und ob ſie Schönes und Schweres mit ihm teilen wollte? — da nahm ſie plötzlich Gertruds Geſtalt und Geſicht an.

Er ſtrich ſich übers Geſicht. Er atmete tief auf.

„Ich muß es ihr ſagen. Gleich muß ich zu ihr hin. Sie muß dabei bleiben, wie bisher.“

Aber Lore ſah ihn an und ſchüttelte den Kopf. „Nicht jetzt,“ ſagte ſie halblaut. Hatte ſie ſeine Gedanken geleſen? Da ſetzte er ſich wieder.

* * *

Und es wurde Abend und die drei Wiblinger fuhren heimzu und waren weder über ſich ſelbſt noch über ihren Studenten ſo ganz im Klaren. Feſtlich umnebelt waren ihre Köpfe und ihre Gemüter, aber dunkel war ihr Wiſſen von der Zukunft. Eins ſtand feſt: es mußte noch einmal Geld herausgerückt werden; aber dafür ſchien denn auch etwas ganz beſonderes aus dem Jüngſten zu werden. Sie wollten es ſich am Tag noch einmal überlegen. Sie hatten doch wohl noch nichts Sicheres verſprochen? — Doch, das hatten ſie, Lore, das Hexenmädchen, hatte mit ihnen darauf angeſtoßen, Franz der Jüngere wußte es noch genau. „Wir wollen der Frau noch nichts davon ſagen, heute noch nicht, ſie — ſie ärgert ſich ſonſt,“ ſagte er, als das Wägelchen über das Wiblinger Pflaſter raſſelte. Er hatte den Tag über die häusliche Unluſt ein wenig vergeſſen, nun kam das Gewicht wieder. Was half ihn die goldene Bretzel? Was half ihn die wachſende Habe, wenn nirgends eine Ruhe und ein Behagen war? So hatte er es nicht gemeint, als er ſich ein Weib nahm.

„Was? Ich ſoll wohl die Junge fragen? Bin ich nicht mehr mein eigener Herr?“ Der Vater Ehrenſperger wollte aufbegehren. Er konnte ſeinen Jüngſten werden laſſen, was er wollte, er war noch eben ſo forſch, als er in ſeiner Jugend geweſen war.

Er konnte es ſich leiſten, wollte er meinen. Aber als er das ſagte, ſah er die junge Frau mit einem Licht unter der Ladentür ſtehen, und er machte ſich etwas verlegen am Spritzleder des Wägelchens zu ſchaffen und ſchwieg und ſuchte ſein Lager auf, ſo bald er konnte.

* * *

„Wir wollen es ihr heute noch nicht ſagen,“ ſagte auch Lore und meinte Gertrud damit.

„Was ſollen wir ihr ſagen? Etwa, daß wir uns —,“ ſie lachte leiſe — „es iſt alles noch ſo unfertig. Sie iſt ſo geſcheit, ſie würde uns für törichte Kinder halten. Du, das *ſind* wir auch, nicht? Später, da ſoll ſie alles erfahren, ſie zuerſt, meinetwegen. Nun ſei nicht brummig.“

Ja, wie ſollte er *das* erzählen? Aber es drückte ihn, daß er es nicht konnte. Er hatte ihr noch nie etwas verhehlt. Er wollte Gertrud nicht verlieren, das konnte er nicht, niemals.

Ach, wußten ſie denn beide nicht, daß ſie ſchon ſo vieles geſagt hatten? Sie waren Hand in Hand gegangen, als ſie in den Wald gingen, und als ſie wieder aus dem grünen Tor traten, da wetterleuchtete es auf ihren Geſichtern, wie von einer heißen und großen Freude und wie von einem neuen Erleben. Sie konnten es nicht

verbergen und dachten auch nicht daran, es zu tun. Die Wiblinger merkten es nicht, und die Putzmacherin Maute — tat, als ob ſie es nicht merke.

Aber wußten ſie denn nicht, daß Gertrud in ihren Geſichtern zu leſen verſtand? Dachten ſie nicht daran, daß das Feuer ihrer Augen und die Unruhe in Georgs Weſen und das übermütige Lachen in Lorens Geſicht eine Sprache redete, die ſie nicht mißverſtehen konnte?

Sie dachten nicht daran. Aber darum war es doch ſo. Sie waren im feſtlich erleuchteten Saale. In hohen Wellen ging die Feſtesfreude, — Geſänge erſchallten, Trinkſprüche wurden ausgebracht, Freund- und Bruderſchaften wurden geſchloſſen, es ſchäumte das Bier in den Krügen, es funkelte alter Wein in den grünen Römern, es leuchtete die Lebensfreude in jungen Angeſichtern und in alten, jung gebliebenen Augen.

Der Rektor Cabiſius ſaß mitten im Saal und war der Jüngſten einer und trug das Band über der Bruſt und ſein weißes Haar glänzte wie Silber.

Das Feſtlied war durch den Saal geflutet; der junge Komponiſt fühlte ſein Herz ſchwellen vom Glück der Gegenwart und vom verheißenden Leuchten der Zukunft. Was war ſchön, wenn es nicht dieſe Stunde war? Sie ſtießen mit ihm an, ſie tranken ihm zu. Und Lore trat zu ihm, raſch und leicht kam ſie durch den Saal auf ihn zu. Sie war ſtolz und froh. Fing ſein Stern ſchon an, zu glänzen? Sie wollte ihren Teil daran. „Du," ſagte ſie, „du biſt der König." Er ließ ſeine Augen auf ihr liegen. „Deiner?" fragte er, und ſie nickte lachend: „auch, aber nicht nur meiner." Da zuckte er zuſammen und hob die Hände und ließ ſie wieder ſinken.

Zu Fäuſten ballte er die niederhängenden Hände, damit er ſie ihr nicht vor aller Welt um den Hals lege. „Und du, du biſt die Königin," ſagte er. „Deine?" ſie fragte es mit einem trunkenen Leuchten ihrer Augen. „Ja, meine ganz allein. Morgen gehn wir noch einmal in den Wald, da ſetze ich dir ein Krönelein auf."

Ach, wußten ſie nicht, daß hinter ihnen Gertrud an einer Säule ſtand? Sie war von der andern Seite her durch den Saal gekommen. Sie war immer zu Georg geſtanden, wenn er Wichtiges erlebt hatte. Und ſie wußte, daß ihm ſein Lied wichtig ſei.

Ja, da kam ſie gerade bis an die Säule, und ſie hörte und ſah, und konnte keinen Schritt mehr vorwärts tun und konnte kein Wort ſagen, und wußte nicht, wo ſie hinſehen ſollte, um ihre Not zu verbergen.

Und als die beiden weitergingen, da wandte ſie ſich leiſe um und ging mit ſchweren Tritten zu ihrem Platz zurück. Nun war das alles, was ringsum flutete, farb- und tonlos geworden. Nun waren es fremde, lauter fremde Menſchen, die ſich da herumbewegten. Was ſollte ſie unter ihnen? Sie war allein mit ſich, und etwas in ihr ſchrie auf.

Still, daß es niemand hört.

„Großvater, bleibſt du noch lang da? Ich — ich bin müde." Sie zwang ſich, zu lächeln: „Ich bin das alles nicht gewöhnt. Feſte feiern, das muß man auch üben."

Er ſah auf, er ſang eben aus Herzensgrund mit. „O alte Burſchenherrlichkeit, wohin biſt du verſchwunden?" Die alten Herren, das heißt, die Alten unter ihnen, hatten ſich zuſammengeſetzt und die Geiſter ihrer Jugend waren bei ihnen.

„Iſt es ſchon ſo ſpät? Du ſiehſt blaß aus, Kind. Ja, ich wollte, — das heißt, natürlich begleite ich dich nach Hauſe, wenn du willſt. Oder, ja ſo," er ſah ſich ſuchend um, „das darf ich ja nicht, das will ja wohl der Georg, das iſt ſein altes Recht. Der iſt ja wohl heut Hans in allen Hecken, nicht?"

Sie nickte, ſchwer und freudlos. Er hätte es ſonſt zu allen Zeiten geſehen, aber er war jetzt gerade ein wenig geblendet. Es ging ſo ein Klang aus alten, ſchönen Zeiten durch den Saal und durch den Rektor Cabiſius hindurch.

„Nun, da kann ich ja wohl noch ein bißchen bleiben? Soll ich dir den Georg holen? Nicht? Siehſt du, da kommt er ſchon. So ein langer Menſch, er ragt über alle andern hinaus."

Er nickte ihr zu. „Gute Nacht, Kind. Schlaf gut, morgen iſt auch noch ein Tag."

Da floh ſie aus dem Saal. Was ſollte ſie noch hier?

Sie fand ihren Weg allein. Es war nicht ſo weit nach dem Gaſthof zum Lamm. Und wenn es weit geweſen wäre, ſie hätte ſich nicht gefürchtet. Was gab es, das nun noch zu fürchten war? Ein ſchweres, ſchweres Steingewicht trug ſie in ſich, das wollte ſie langſam und ſtumm zu Boden drücken.

Elftes Kapitel

Morgennebel wogten durch das Tal, von ferne rauſchte der Neckar, ſtill lag die Stadt, es war noch früh. Still lag das Gaſthaus zum Lamm, nur der Hausknecht ging und öffnete die Haustür, und ein halbwüchſiger Bube ſaß in einem blauen Schurz auf der Steinbank und hatte eine Stiefelverſammlung um ſich und wichſte darauf los. Es war eine erfreuliche Beſchäftigung; man hatte ſein redliches Teil an der Weltverbeſſerung, wenn man Stiefelputzer im Lamm in Tübingen war. Der Bub pfiff denn auch drauf los, was er konnte, ihn freute ſein Morgen, das konnte man deutlich ſehen. Aber nun unterbrach er ſich, mitten im Liede von der Leineweberzunft, und riß ſeine hellblauen Augen weit auf. Es war aber auch kein Wunder. Wenn man vor Tau und Tag aufſteht, damit an allen Türen zu rechter Zeit die glänzenden Stiefel ſtehen, und da geht Nummer ſiebenundzwanzig in aller Gottesfrühe zum Haus hinaus, und hat natürlich ungeputzte Schuhe an, und macht ein Geſicht, — ein Geſicht, ſo geiſterhaft ernſt, daß man gleich —, der Schuhputzer wußte nicht, *was* man gleich konnte, etwas Erfreuliches ſicherlich nicht. „Nummer ſiebenundzwanzig hat die Schuhe nicht herausgeſtellt," ſagte der Hausknecht; „und da hat man's nicht putzen können," ſagte der Bub, und ſo fühlten ſie ſich beide unſchuldig an dem Kummer von Nummer ſiebenundzwanzig, und der Bub fuhr fort, das Leineweberlied zu pfeifen. Es konnte ja einer nicht mehr tun, als ſeine Schuldigkeit.

Zum Haus hinaus und durch die morgenſtillen

Gaſſen ſchritt ſie, die im Lamm Nummer ſiebenundzwanzig war. Sie wollte gern irgendwo hinkommen, wo keine Menſchen und keine Häuſer waren; es konnte jemand erwachen und zu ihr kommen und ſie fragen: „was iſt dir?“ — und konnte ſie zu tröſten verſuchen. Sie hatte die Nacht hindurch auf den Morgen gewartet, bald ſchmerzhaft wach, bald, was ſchlimmer war, in einem dämmernden Halbſchlaf. Nun war ſie auf den Füßen und trug ſich ſelbſt hinaus aus dem Menſchenbereich. Sie wußte nicht ſo recht, wo es hinging; ihre ernſten Augen ſuchten einen Ausweg aus dem Gäßchengewirre; ſie machte wohl Umwege, aber endlich fand ſie doch eine ſchmale Steige, die aufwärts führte. So mag einſt Noahs Taube unſichere, ſuchende Flügelſchläge getan haben, ob ſie irgendwo in der Waſſerwüſte einen Ort finde, da ſie ruhe, und endlich die Bergſpitze gefunden habe, die über die unendlichen Wogen hinausragte.

Zwiſchen hohen Häuſern, die eng aneinander ſtanden, ging der Weg aufwärts; dann traten die Häuſer zurück, ein weiter und freier Blick tat ſich auf. Eine Linde hob ihre hohe und volle Krone in den Morgenhimmel hinein, ein Steintor ſtand weit offen, faſt mechaniſch ging Gertrud Cabiſius hindurch. Dann ſtand ſie im Schloßhof. Ein zuckender Schmerz: den wollte Georg mir heute zeigen. Still. Nichts denken jetzt. Sie ging durch den Hof und fand den Weg ins Freie, und ging weiter, ohne viel nach dem Weg zu ſehen, dann kam der Wald.

Friſch und ſtill war es hier oben, weiße Morgenwolken hingen in dem reinen Blau des Himmels, Tau lag auf allen Gräſern, leiſe rief der Wald, vom leichten Morgenwind bewegt: komm. Aus leichten Nebelſchleiern traten die Berge der ſchwäbiſchen Alb und traten ſtill

in den Reihen und ſchloſſen den weiten Raum, in dem ſich ein Menſchenkind des Alleinſeins, der großen, großen Einſamkeit bewußt war. Rauſchte der Neckar aus dem Tale herauf oder fing die Stille an zu tönen?

Gertrud trat in den Wald und ging noch eine kleine Strecke weiter hinein und wußte nicht, was ſie hier drinnen wollte. Die Menſchen waren ihr fremd geworden, mit einem Male alle. Sie hatte ihr Weſen von jeher ſo einig und ungeteilt auf ihn zu entwickelt, den ſie ſeit geſtern abend nicht mehr verſtand. Wo war er hingekommen? Was war er ihr noch? War das das Werde, auf das ihr lebensreifes Ich gewartet hatte?

Weit offen war es geweſen für die hohe, große Gemeinſchaft, nun ſtanden die Hallen leer und öde, und ihre Seele fragte in die große Stille hinein: Iſt niemand, der zu mir gehört, niemand? Und ſie ging noch weiter hinein in die grüne Dämmerung, und ſchlang die Arme um einen Baumſtamm und legte den Kopf an das riſſige Holz. Sie war kein ſo ſtarker Geiſt, daß ſie allein ſtehen konnte, ſie mußte etwas zu umfaſſen haben. Aber der Stamm ſchlug ihrem klopfenden Herzen keine Antwort. Da glitt ſie an ihm nieder und ſank in ſich zuſammen im Moos und ſchloß die Augen vor der Außenwelt. Und ihre Seele machte ſich zitternd auf und rief mit ängſtlicher Stimme in die Einſamkeit hinein, ob nicht einer drinnen ſei, mit dem ſie reden könne.

* * *

Es war einmal ein kleines Kindlein geweſen, das war ganz allein auf der Welt und wußte noch nichts von ſich und nichts von der großen Weite, die rings umher war. Das ſpielte mit Blütenblättchen und wollte ſie

alle haſchen und als ſich einige zu weit von ihm entfernten, da — wir wiſſen es, machte ſich das Kindlein auf den Weg, ſie zu holen. Und da, wer kann ſagen, was ihm ſo die Augen auftat? — erſchauerte es zum erſtenmal vor dem Alleinſein. Es war aber Liebe um den Weg, die trat in die Kluft, und des Kindleins Augen ſpiegelten ſich in anderen Augen und ſein junges, erſchrockenes Seelchen barg ſich darinnen.

Und das Kindlein wuchs heran und lernte erfahren, daß die Welt viel und reiches Leben berge, und gewann eine Liebe zu allem Lebendigen und ſah mit hellen und klugen Augen in die Runde und in die Tiefe und in die Höhe, und lernte auf die Pulsſchläge des Lebens horchen und hatte Teil an dem allem, was da war, an der Oberfläche und unter der Oberfläche. Auch war ihm geſagt, daß alles Leben aus einer ſtarken, lichthellen, unverſieglichen Quelle fließe, die lernte das Kind ſtaunend verehren, und das je mehr, je größer es wurde.

Treue und liebreiche Hände hatten es ſo nah an dieſe Quelle geführt, als das ehrfürchtige Menſchen nur können, und es war ſchön, zu wiſſen, daß wie die Sonne über der Erde eine reine, große Liebe, die aller Weisheit und Kraft voll wäre, über allem Geſchaffenen ſei. Es war auch ſchön, ſelber jung und ſtark und voll friſcher, treibender Kräfte zu ſein und in ausbrechender Werdeluſt die Arme nach der ganzen Welt und nach dem Gott, der ſie geſchaffen hatte, zu breiten. Und es war ſchön, zu wiſſen, daß aus der Flut von gleichgeſchaffenen Weſen eins ganz nah und mit Willen zu einem gehörte. Wo blieb da jegliche Furcht? Wo jedes Alleinſein?

Und nun war wieder ein Tag, da gingen dem Kind die Augen auf und es ſah, daß es in Wahrheit allein

ſei, und — wir wiſſen nicht, ob es ein größerer Schauer war, als das erſte Mal, denn wir wiſſen nicht, was eine kleine Kinderſeele überflutet — da ſtreckte es wieder die Hände aus. Biſt du? wo biſt du? halte mich. Es iſt alles ſo leer, ſie haben mich allein gelaſſen. Laß dich finden.

Der Morgen war in den Vormitttag übergegangen, als Gertrud Cabiſius wieder in die Stadt herunterkam. „Der alte Herr hat geſagt, Sie möchten ſich nur um elf Uhr an der Bahn einfinden," ſagte das Stubenmädchen. „Er iſt ausgegangen, er kommt auch dorthin."

Sie hatte dem Großvater einen Zettel hinterlaſſen, daß er ſich nicht um ſie ſorge. Sie wußte, ſie durfte ſeinetwegen ruhig tun, wie ſie mußte, er würde ſie nicht zuviel fragen.

Da, als ſie eben in ihrem Zimmer einiges zuſammenpackte und vor dem Augenblick bangte, da Georg zu ihr käme, um ihr alles zu erzählen (denn ſie wußte, daß er das tue), da hörte ſie ſeinen Schritt auf dem Gang und dann ſein Klopfen. Da war er ſchon.

„Haſt du nicht Herein gerufen? Wo ſteckſt du? Überall habe ich dich geſucht. Geſtern abend und heute früh. Ach, Gertrud." Er war blaß und erregt. Er trug ein Blatt Papier in der Hand. „Ich habe ein Telegramm von Wiblingen. Mein Vater hat einen Schlaganfall bekommen. Ich muß nach Hauſe. Ich will mit euch fahren. Ihr fahret doch nachher? Und ich, ich war böſe, daß er geſtern kam. Wenn ich ihn nun nicht mehr ſähe?" Er hatte ein hilfloſes und verſtörtes Knabengeſicht, und er hatte große Luſt, ſeinen Kopf in Gertruds Schoß zu legen. War das der Georg von geſtern Abend? Das war der, den ſie kannte. Ach,

hatte er ſich nur ein bißchen verlaufen und kam nun wieder?

Da aber hob der Schmerz wieder ſein Haupt:

„Nein, nein, das iſt Ernſt. Sein Herz gehört nicht dir, das gehört ihr — Lore gehört es. Weißt du nicht mehr: „Du biſt meine Königin, meine ganz allein.“

„Gertrud, ſo weine doch nicht ſo. Du, warum weinſt du? Wegen meines Vaters? Aber er lebt ja noch.“

Ganz erſtaunt ſah er ſie an. Sie hatte ja nie irgend eine Gemeinſchaft mit ſeinem Vater gehabt. Weinte ſie aus Mitleid mit ihm? Er zog ihr die Hände vom Geſicht: „Bleib bei mir; du biſt mein Kamerad. Was auch komme, Gertrud. Ich müßte dir ſo vieles ſagen, aber ich bin jetzt ſo verwirrt.“

Da trocknete ſie ihre Tränen und ſah ihn mit ihren guten Augen an und zwang ein blaſſes Lächeln auf ihre Lippen.

„Sei ſtill, red jetzt nichts. Ich bin — ach, du kennſt mich ja. Hole dir, was du brauchſt.“ Da zitterte ihre Stimme wieder. Und ſie wandte ſich ab und packte ihr Köfferchen fertig.

* * *

Er hatte nie viel nahen Zuſammenhang mit ſeinem Vater gehabt. Sie waren ſich beide ſo unähnlich als möglich. Georg war mehr ſeiner Mutter Sohn als ſeines Vaters.

Seine Mutter war einſt als ein Sonntagskind, — obgleich ſie das nicht von ſich wußte — ins Leben getreten, weich, lieblich und voll wunderbarer Hoffnungen, und hatte ihre hellen Augen unter die Tür ihres Hauſes geſchickt, um nach allen lichten und frohen und guten

Geiſtern auszuſpähen. Die wollte ſie zu ſich einladen und ſie gut bewirten.

Wie ſie zu ihrem Mann gekommen war, das war ihr ſpäter ſelbſt unfaßlich. Sie war wohl noch nicht ganz wach und reif geweſen, als ihr verſtändige Leute zugeredet hatten, daß er ganz vorzüglich zu ihr paſſe; und ſie hatte ſeine ſtattliche Geſtalt und ſein lachendes Geſicht für Zeugen von Kraft und Lebensfreude gehalten. Da erfuhr ſie bald etwas, das war ihre erſte Enttäuſchung: ſie konnten beide lachen, aber ſie lachten nicht über dasſelbe und nicht auf die gleiche Weiſe.

Nachher, als das Unglück kam, da konnten ſie auch nicht miteinander weinen.

Sie gingen einander innerlich nichts an.

Der Mann ſchalt und polterte eine Zeitlang und ging dann ſeiner Wege; die Frau aber, die immer noch nach dem Lichten, Hellen ausgeſehen hatte, — ihre Kinder an der Hand, da der Mann nicht mitgehen wollte — die wurde nun plötzlich von düſteren Rieſen niedergeworfen, von Schmerz und Schuld und Verzweiflung, und in ein enges, dunkles Gefängnis geworfen und da ihr Lebenlang behalten. Sie ſchickte aber, wie wir wiſſen, aus dieſem Gefängnis beſtändig nach Boten aus, da ſie ſo ſehr nach Licht und Liebe hungerte und wurde ſchließlich von einem unter ihnen nach Hauſe geführt. Von dieſer Frau nun hatte Georg Ehrenſperger ein Erbe überkommen, das war ſchön und ſchwer zugleich.

Das war die Sehnſucht nach allem Schönen, das im Leben liegt, ſowohl in und hinter den Dingen, als außen an ihnen, und der ſtarke Drang, es alles in ſeinem Leben zu vereinigen.

Es war ſo ein hungriger Menſch und er träumte,

wie jener, viel vom Sattwerden. Er glaubte aber jetzt auf dem Wege dazu zu ſein.

Nun ſaß er in dem lederbezogenen Großvaterſtuhl neben ſeines Vaters Bett und ſpürte plötzlich, daß auch dieſer ihn etwas anging und langte nach der Hand, die ſchwer auf der Decke lag und hätte gern etwas zu ihm geſagt. Aber unten am Fußende ſaß der Müller Hensler und ſah auf einmal aus, wie ein alter Mann, da er geſtern noch ein feuriger Jüngling geweſen war, und ſchüttelte den Kopf, einmal ums andere; und neben ihm ſtand Franz und hatte die Augen voll Tränen, denn er war von ſeines Vaters Art und ſtand ihm menſchlich nahe. Auch war er neben aller Neigung zu kräftigem und ſorgloſem Lebensgenuß weich von Gemüt und floß leicht über.

Da konnte Georg nichts ſagen. Er war eben angekommen und war noch verwirrt und bedrückt von dem raſchen Wechſel: Geſtern Lebensfülle und ein Klingen aller Saiten — und heute die ernſte Schnitterarbeit des Todes. Da, als er ſo ſaß und in ſeinem Innern bewegt war und nach einem Ausdruck dafür ſuchte, geſchah etwas, das ihn gegen ſeinen Willen komiſch berührte, alſo daß er das Geſicht zwiſchen Lachen und Weinen verzog, wie wenn einer nieſen will und nicht kann: Nämlich der Müller Hensler hob halb unbewußt an, ſachte die Daumen umeinander zu drehen, als ob er ſeinem alten Freund dieſe ſeine gewohnte Beſchäftigung nun abnehmen und weiter führen müſſe. Und dazu ſagte er wehmütig vor ſich hin: „Ja der Wein, — ja, ja. Sein Lebenlang hat er ihm nichts getan, das kann ich bezeugen. Noch nie. Und nun auf einmal.“

Es war nämlich ſchon lange eine Streitſache zwiſchen

dem Wiblinger Doktor und dem Bäcker Ehrenſperger geweſen. Der Letztere hatte um ein Mittel gebeten, da ihn öfters ein Engſein am Halſe und dazu ein Flimmern vor den Augen und ein Sauſen in den Ohren befiel.

Aber der Doktor hatte ihm kein Mittel gegeben. Fußbäder ſollte er nehmen, und Waſſer trinken — und dann das Weinverbot.

Aber um des Weinverbots willen ging der Doktor der Hochachtung des Bäckers Ehrenſperger verluſtig.

— „Wenn er ſonſt nichts weiß. Wozu die ſtudieren, das möcht ich wiſſen. Mir hat der Wein noch nie etwas getan. Aber man iſt verkauft, ſobald man einen Arzt frägt. Krank iſt man von dem Tage an.“

Denn der Doktor hatte kurz und trocken den Schlagfluß in Ausſicht geſtellt, falls ſeine Vorſchriften nicht befolgt würden.

Schwer war es. Wenn man ſich zur Ruhe geſetzt hat und will noch ein paar gute Tage haben in ſeinem Alter und hat das Geld dazu. Was ſoll man dann mit ſich anfangen? Nicht einmal trinken ſoll man.

Man brauchte ja dem Doktor nicht alles zu glauben. Aber unbehaglich war es von nun an doch. In jedem Krug voll roten Heilbronners ſaß ein Ungetüm, es konnte einem alles entleiden.

Da hatte er ſich nun geſtern entſchloſſen, da, als ſie bei der Ausfahrt im Wagen den Uhlbacher tranken, ſich nur auch einen Tag lang der unangenehmen Gedanken zu entſchlagen und „zu leben, wie ein Junger“, ſo ſagte er.

Das hatte er auch getan in ſeiner Weiſe.

Aber nun mußte er die Rechnung bezahlen.

Es war in der Nacht noch geſchehen. Niemand

wußte, wann und wie der Schlaganfall gekommen war. Als der Vater nicht herunterkam, ging Franz hinauf und ſah nach ihm und fand ihn, halb im Bett und halb außer dem Bett, mit offenen, unruhigen Augen und ſchwerem Atem. Das ließ ſich Georg alles erzählen und verwand raſch das Komiſche, das ihm angeflogen war, und war faſt froh, daß er etwas wie Trauer empfand und hätte ſie gern noch tiefer geſpürt. Eine Stunde, nachdem Georg gekommen war, hob der Kranke den Kopf ein wenig und zwinkerte dem Müller Hensler zu, und ſah ſeine Söhne an und formte mit den Lippen undeutliche Worte. Sie verſtanden nur weniges: „Immer gutes Brot gebacken — der Kleine, der will — ich bezahl's — Franz, du — nein, nicht die Junge —." Er hatte einen Pik auf ſeine Söhnerin. Und dann ſah er ſich mit dem Müller Hensler unterwegs und der ging ihm zu ſchnell und er mußte keuchen, um mitzukommen: „Immer — langſam — voran, — die — die Jüngſten ſind wir — auch nicht mehr."

Da kam der Anfall noch einmal und machte ein Ende.

Und er war ein geruhlicher, ſtarker und dicker Mann geweſen, und hatte auch ein geruhliches Leben geführt und hatte nicht viel Hunger gelitten, ſo viel man weiß. Sie begruben ihn aber an der Seite der Frau, die ihm ſo lang vorangegangen und ihm ſo unähnlich geweſen war, und als es Zeit war, da ſetzten ſie ihnen beiden miteinander einen Stein, und ſchloſſen das Grab mit einem Gitter ein und es war nun weiter kein Unterſchied zwiſchen ihnen beiden zu ſehen.

Ihre Söhne aber trugen, ein jeder in ſeinem Teil, ihre Art weiter, und ſuchten und fanden ihren Weg

durchs Leben, der eine leichter, der andere ſchwerer, und werden einmal ein jeder ein Ziel erreichen.

* * *

Wer aber iſt nun beſſer gefahren? ſagt es, ihr Schläfer.

Es ging ein alter Mann durch den Garten des Todes, es war in einer Dämmerſtunde, wenige Wochen nachdem ſie den Bäcker Ehrenſperger begraben und ihm viele und teure Kränze auf den Hügel gelegt hatten.

Er kam von etlichen Gräbern her, die er liebend beſucht hatte. Es waren ſolche darunter, die längſt eingeſunken und nur mit langem Kirchhofsgras bewachſen waren, und ſolche, die noch in guter Hut und Pflege ſtanden. Er ſtand nun ſtill vor dem neuen Grab und dachte an einen, der ſeinem Herzen teuer war und der vor wenig Tagen einen neuen Weg eingeſchlagen hatte, um, ſo es ginge, einer edlen Kunſt Meiſter zu werden.

Das ſänftigt das Herz und ſtillt die Gedanken, wenn man die langen Reihen der Schlafenden grüßt und ihrer Wege und ihres Ruhens gedenkt.

Ihr, die ihr Laſten truget und Hunger littet und wunde Füße bekamet von ſteinigen Wegen; ihr, die ihr euch ſehntet nach Freude, nach Licht und nach vollem Leben; ihr, die ihr brennende Herzen hattet und ſtürmiſches Verlangen, ſagt, habt ihr etwas von dem gefunden, das ihr erhofftet? Hat euch jemand in Empfang genommen, als ihr müde nach Hauſe kamet? Habt ihr nun geſehen, was des Hungers und der Sehnſucht allertiefſter Grund war und iſt euch eine Stillung dafür geworden? Ihr ſchweiget, ſoviel wir auch fragen mögen.

Wie, oder habt ihr andern recht gehabt? Iſt es genug, zu nehmen, was am Wege liegt und an der Ober-

fläche? Reut es euch nicht, daß ihr meintet, das Beſte ſei, gut zu eſſen und gut zu ſchlafen und ſich keine überflüſſigen Gedanken zu machen?

Ihr hattet nichts, wonach ihr euch ſehnen mußtet, ihr ſeid ſatt geweſen. Seid ihr das noch? Sagt, ſeid ihr beſſer gefahren?

Und auch ihr ſchweiget, ſoviel wir auch fragen mögen. Es bleibt uns nichts, als ſelber unſeres Weges zu gehen, dem Drange nach, der in unſerer Bruſt lebt. Wir müſſen etwas ſuchen, das wir nun nicht haben; wir können nicht anders. Wir verfehlen es oft dabei und gehen nicht immer gerade aus und verſtehen uns ſelber nicht immer recht. Aber wir gehen dennoch weiter. Und wenn wir hie und da meinen, uns im Kreiſe zu drehen und umſonſt zu ſuchen, was unſres Herzens Verlangen iſt, ſo fällt es uns tröſtlich ein, daß einer, auf den wir viel halten, und der etwas von Menſchenſeelen verſtand, gerade die Hungrigen und Armen und Verlangenden glücklich, ja ſelig pries, weil irgendwo eine Fülle für ſie ſei. Und dann fangen wir von neuem an, zu ſuchen, und fangen am Kleinen an und werden nicht ſatt davon und ſuchen das Größere. Aber es iſt etwas in uns, das will das Größte und gibt ſich anders nicht zufrieden.

* * *

Der Rektor Cabiſius hatte etwas getan, was er ſelten tat, er hatte ein Machtwort geſprochen. Er hatte ſo lang als möglich damit gewartet. Wie damals, als ſeine Enkelin klein war und ihren erſten Schritt wagte, hatte er zugeſehen, was da werden wolle. Aber als es Zeit war, ſtreckte er die Hand aus und ſagte: „Doch, Georg, du machſt nun dennoch das Examen. Ja, ja,

ich rede dir nicht drein. Ein gezwungener Pfarrer, ein Mußtheologe, davor behüt' uns Gott. Das Höchſte und Schönſte darf man nicht unwillig tun. Wenn Jeſus einen ſeiner Zwölfe hinter ſich hergeſchleppt hätte, — nein, nein, ich verſteh' dich. Gut verſteh' ich dich. Aber das Examen machſt du dennoch. Ich ſage dir: Verweht und verloren kämeſt du dir vor, wie einer, der allerlei angreift und nichts zu Ende führt, wenn du ſo davongingeſt. Nun ja, mach' kein ſo bedenkliches Geſicht. Du wirſt keine Glanznummer davontragen. Es wird nur gerade reichen. Aber das iſt ja nicht ſo wichtig. Du wirſt an mich denken, wenn einmal Schwierigkeiten kommen, — die kommen überall, Georg, es wäre nicht gut, wenn ſie nicht kämen, — und du dich daran erinnerſt, daß du nicht als Haſenfuß in die Weite gelaufen biſt, ſondern als ein Mann, der wußte, was er wollte."

Georg Ehrenſperger hatte es nicht für ſo nötig gehalten. Aber wenn der Rektor ſo ſagte. Da ging er richtig hinein und hielt eine Probepredigt, über die einige der Herren ſtaunten: „Der will umſatteln? Der hat keine Freude an der Sache? Ich wollte, ſie wären alle ſo friſch dran hin." Aber die ſo ſagten, wußten nicht, daß dem Prüfling die friſche Luft der Freiheit zur offenen Kirchentür hereingeblaſen hatte, als er ſeinen Text verlas und daß ihn heimatlich anrührte, was ihn nicht binden und verpflichten wollte. Auch hatten ſie ihm einen Text gegeben, der ihm ein Stück Sphärenmuſik war und über den er am liebſten auf der Orgel gepredigt hätte: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne. Und ein Stern übertrifft den andern an Klarheit." Das übrige, das ja freilich die Hauptſache war

und himmliſche und irdiſche Körper, verklärte und natürliche Leiber miteinander verglich, kam — es muß geſtanden ſein, — etwas kurz dabei weg. Es war mehr ein Lobpreis nach der Weiſe des alten Liedes, das er einſt von Hollermann gelernt hatte: „Alle die Schönheit Himmels und der Erden iſt verfaßt in dir allein,“ und war eine Kandidatenpredigt, wie andere auch. Aber es ging ein warmer Zug von Gottesbegeiſterung hindurch, ſo daß die Herren, auch die, die über einen pantheiſtiſchen Anklang darin leiſe den Kopf ſchüttelten, nicht anders konnten, als freundlich zu geſtehen, daß Georg fähig geweſen wäre, und nicht nur mit knapper Not, verwendet zu werden. In der Kinderlehre ging es nach dem Spruch: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde, und was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon?“ Aber die Buben und der Herr Kandidat blieben miteinander an der Beſchreibung eines Bismarckfeuers hängen, in das ein jeder von den Studenten ſeine Fackel warf, und eh' der Kandidat zu der ſehr tiefſinnigen Nutzanwendung kam, ein jeder müſſe dazu beitragen, daß das Höhenfeuer durch die Nacht leuchte, war die Zeit um. Die Herren aber hatten nur geſehen, daß,“ ſagte einer, „der Kandidat ſelber noch ein Kindskopf ſei.“ Es wurde ihm aber nicht übel vermerkt. „Denn,“ fuhr der vorgenannte Profeſſor fort, „immerhin wußte er die Kinderköpfe, die vor ihm ſaßen, anzufaſſen und das iſt mehr als nichts.“

Alles in allem, obgleich die eigentlichen Wiſſenſchaften nicht gut wegkamen und im Schriftlichen hie und da ein ſchönes, leeres Blatt Georg Ehrenſpergers Namen trug, gedieh das Ganze nicht ſo übel, als ſich der Kandidat vorher in ſchwarzen Stunden ausgedacht

hatte. „Und es ist nur schade," sagte der Müller Hensler, wenn er darauf zu sprechen kam, „daß er das Forsche erst jetzt angefangen hat, wo er nach den Herren nichts zu fragen hat." Er wußte ja freilich nicht, daß das, was er Forschheit nannte, nur aus dem neuen, frischen Gefühl der Freiheit herkam.

* * *

Der Wind trug halbverwehte Töne auf seinen Flügeln daher. — — „behüt dich Gott, Philisterhaus." — „Horch," sagte Georg, „sie singen einen hinaus. Heut abend kommt's an mich. Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen, nun ich Tübingen Lebewohl sage. Ich bin den ganzen Morgen durch die Straßen gewandert und bin auf dem Schloß gewesen und habe alles mit den Augen gestreichelt.

Es ist so eine Sache. Die andern, die bisher mit mir gegangen sind, die fangen nun an, zu amten. Ich aber — manchmal kommt es über mich, Lore: Nun habe ich so viel schöne Zeit verstudiert, und" —

„Verstudiert?" Lore lachte. „Das geht an. Es ist nicht so übermäßig gewesen, gelt? Du, was hast du nur immer getan?" Sie saßen in dem schmalen Mauergärtchen, an dem der Neckar vorüberfloß. Astern und Dahlien blühten darin und rotviolette Malven; Herbstfäden waren von einem Stengel zum andern aufgespannt und hie und da glänzte ein lichter Tropfen an dem zarten Gespinste, wie eine Träne. In den Kronen der Platanen drüben in der Allee wühlte der Wind. Er spielte auch mit dem Haar des schönen Mädchens und legte eine der rötlichen Locken auf die Stirne herein. Georg griff darnach und zog sie spielend über die Finger.

„Was ich getan habe? Du weißt es. Ich habe mich nicht so zuſammengerafft, wie ich geſollt hätte. Es war mir immer, als ob ich das Rechte, das mich ganz füllen ſollte, noch nicht hätte; da ſuchte ich es überall. Einmal, da half ich einem Weingärtner, draußen in der Neckarhalde, Erde tragen, wohl zwei Stunden lang. Er ließ ſich die Hilfe gefallen, aber er hielt meine Arbeit doch für einen Studentenulk; er dachte, es komme noch irgend ein Unſinn hintendrein und ſah ſich zuweilen mißtrauiſch um.

Aber es war nur das drängende Verlangen, etwas zu tun, das der Mühe wert wäre, getan zu werden. Begreifſt du das? Es kommt manchmal mit Gewalt über mich. Ich möchte der Welt etwas geben, das ſie ohne mich nicht hat, etwas Großes, Schönes."

Aber ſie ſchüttelte lachend den Kopf.

„Ach, du denkſt dir immer ſo ſonderbare Sachen aus. Weißt du nichts anderes mit mir zu reden? Nun haſt du doch, was dir noch gefehlt hat, nicht? Neulich ſagteſt du es."

Sie ſah ihm tief in die Augen, lockend und verheißend: da haſt du mich, das wollteſt du doch?, und lehnte den Kopf an ſeine Schulter.

„Nun rede von etwas anderem. Du mußt dich beeilen, daß du etwas recht Schönes ſchaffſt, ich will nicht zu lange warten. Du mußt ſehr oft hierher kommen. Du ſagſt, wenn du neben mir ſitzeſt, fallen dir die ſchönſten Melodien ein. Das gefällt mir. Sag noch ſo etwas Hübſches."

Sie ſah ihn mit glänzenden Augen erwartungsvoll an. Da ſtrich er ihr weich und zärtlich über das Haar: „Du Liebſte, du mußt mich ein wenig tröſten. Nun

bin ich faſt vierzehn Tage zu Hauſe geweſen und habe Gertrud faſt gar nicht zu ſehen bekommen. Sie war ſo anders als ſonſt, ſo ſtill und ernſt. Ernſt war ſie immer, aber nicht ſo wie jetzt. Und immer in Tätigkeit. Den ganzen Tag mit etwas Dringendem beſchäftigt, und immer in der Dämmerung bei den Turmwartsleuten, wo die Frau krank iſt. Und nie ein rechtes Geſpräch mit ihr. Was das nur iſt? Sie war in ihrem Leben noch nie launiſch. Nun ſagte der Rektor, als ich es ihm klagte: ‚Du mußt ſie jetzt gewähren laſſen. Man hat Zeiten im Leben, da kann man nicht mit den andern gehen, da muß man für ſich ſein.‘ — Ich verſtehe es nicht. Was ſagſt du dazu, Lore?“

Aber ſie hütete ſich wohl, zu ſagen, was ſie davon dachte.

Tauſenderlei Dinge fragte ſie und zog ihn ſpielend in ihre Gedankenkreiſe. Da vergaß er, was ihn drücken wollte.

Und dann kam Frau Maute aus dem Hauſe und war ſehr mütterlich, und Georg mußte das über ſich ergehen laſſen, obgleich er immer ein gewiſſes Grauen davor hatte. Er hatte ſich nicht in Lorens Mutter mitverliebt. Aber da war nun nichts zu machen. Er mußte von Franz erzählen, den beide Frauen ins Herz geſchloſſen hatten, und von ſeinem Examen, und von ſeinen Plänen für das neue Studium. Und darauf bekam er eine Menge Ermahnungen, ſich ein wenig zu beeilen, und — ſagte Frau Maute, auch ans Praktiſche zu denken. Allzu ideal, das ſei für die erſten Jugendjahre gut, aber — hi hi — wenn man einmal — ſie blinzelte nach Lore hin —, da ſtand Georg auf.

Es brannte etwas in ihm, aber nicht für Frau Maute.

Morgen ging er nach München. Und übermorgen wollte er anfangen, zu arbeiten, zu lernen, dann ſelber zu ſchaffen, das drängte ihn am meiſten. Auf der Neckarbrücke ſtand er ſtill und winkte nach dem Mauergärtchen hin. Mußte er nicht umkehren? Wie konnte er nur fortgehen? Würde ihm Lore von weitem das ſein können, was er in der Gegenwart von ihr hatte? Am liebſten hätte er ſie mitgenommen. Aber dazu war ja keine Möglichkeit; jetzt noch nicht. Weiter! „Streck dich nach vorn aus allen Kräften, im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht.“

Wo hatte er nur das geleſen? War es nicht bei Gertrud geweſen? Er wußte es nicht mehr. Aber nun klapperten es die Räder des Zugs, unaufhörlich dasſelbe, es nahm eine Melodie an, eine monotone: „Im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht.“

Drittes Buch

Wenn nur die Menſchen mehr darauf ausgingen, die Freude zu ſuchen.

Sie vermiſſen ſie, ſie rufen nach ihr. Daß ſie von ihr verkürzt ſeien, ſagen ſie klagend.

Aber ſie machen ſich nicht auf, voll guten, mutigen Willens, ſie zu finden.

Und die Freude iſt überall und will ſich finden laſſen. Denn ſie liebt die Menſchen.

Nur iſt ihr Gewand ſchlicht, und ihre Augen ſind ernſt, und ihre Hände zeugen von Mühe und Arbeit. Da ſchrecken manche, denen ſie ans Herz treten will, zurück und machen erſtaunt die Augen auf: Du biſt es? So ſiehſt du aus? Ach, entſchuldige, dich habe ich nicht gemeint. Ich — ich hätte gern etwas mehr Geld, oder etwas mehr Behagen, oder ein Haus im Grünen, oder einen hübſchen Titel. Oder ein großes, ſonniges Glück, oder ein machtvolles Können. Siehſt du, das nenne ich Freude. Wer aber biſt du?

Und die Freude zieht weiter. In dieſer Sprache kann ſie nicht mitreden. Sie ſtammt aus einem ganz anderen Lande und bringt nichts, als ſich ſelbſt. Aber es geht ihr nicht bei allen ſo. Manche nehmen ſie auf, denen teilt ſie das Geheimnis des Frohſeins in ſich ſelbſt, denen zeigt ſie das Leben, das nicht von Zufälligkeiten abhängt.

Kennt ihr Menſchen, bei denen die Freude eingekehrt iſt? Die durch das dürre Land gehen und machen ſich daſelbſt Brunnen? Wenn ihr ſie kennet, ſo geht zu ihnen hin, denn es iſt gut bei ihnen zu ſein. Sie haben die Bitterkeit und das Alleinſein und den Neid und was

der dunklen Geiſter mehr ſind, nicht über ſich herrſchen laſſen. Sie haben ſelbſt geblutet und verſtehen die andern. Sie haben neue Quellen des Lebens entdeckt und bieten die Schale mit dem friſchen Trunk den andern: Nun trinket auch ihr. Seht ihr's? Man bleibt nicht liegen. Das Leben iſt an ſich ein Frohgeſchenk, auf, laßt uns hindurchſchreiten, denn es wird lichter, nicht dunkler.

Ja, ſolches haben die Menſchen, bei denen die Freude eingekehrt iſt. Solches lehrt ſie die Himmelsbotin in langen, dunklen Tagen und Nächten und führt ſie an der Hand ins weite, große Leben hinein.

Kennt ihr ſie? Laßt euch nicht davon abſchrecken, daß ihre Züge oft eine Schrift tragen von viel überſtandenen Schmerzen, und daß manche von ihnen nicht viel Leichtes, Luſtiges zu ſagen wiſſen. Wenn es euch ſchwer dünkt, zu leben, dann geht zu ihnen. Dann ſeht ihr in leuchtende Augen, und fühlet linde Hände und höret liebreichen Troſt von einer Stimme, die iſt wie einer Mutter Stimme.

* * *

Es war eine Zeit, da glaubte Gertrud Cabiſius nicht mehr an die Freude. Sie hatte ſich weit aufgetan und hatte ſie empfangen wollen, da war das Leid gekommen. Nun wußte ſie nicht, was das Leben von ihr wollte. Sie war ſo ganz ungeteilt nach einer Richtung hin gegangen. Nun ſollte ſie umwenden und wußte nicht, wohin? Es war leer, wohin ſie blickte. Es ſtand in den Büchern, die ſie aufſchlug, es tönte aus den Liedern, die die Jugend ſang, es ſtand auf Weg und Steg geſchrieben, — daß es anders ſei, als vordem. Ja, anders, aber wie ſollte das werden?

Es war aber ein guter, tüchtiger Kern in ihr. Der bewahrte ſie vor allzu großer Selbſtbejammerung. Da biß ſie die Zähne übereinander und verſuchte, ihre Arbeit zu tun, wie ſonſt. Es traf ſich, daß das junge Dienſtmädchen krank wurde und oben in der Kammer lag, und es traf ſich, daß der Rektor Cabiſius ein Starleiden bekam und nicht mehr ſelber leſen konnte. Lauter Troſt, lauter Tagesaufgaben, nicht für die Zukunft, nichts Großes, Weites, nur für die Stunde, für jetzt. Und Gertrud kniete auf den Steinflieſen des Küchenbodens, und fegte ihn ſauber, und kochte Krankenſuppen für das Mädchen, das ungeduldig und ſtöhnend in ſeiner Kammer lag und ſich ſelbſt bejammerte und ſich nach heimatlichem Kraut und Speck ſehnte. Und ſie band die Küchenſchürze ab und kam zu dem alten Herrn ins Zimmer: „Soll ich dir vorleſen, Großvater?“

Da las ſie ihm viel und lange vor, und er wählte große, ausweitende Stoffe, die aus alter Zeit zu uns herüberreden von Glück und Not und Kampf der Menſchen.

Aber er ſchüttelte leiſe den Kopf: „Noch iſt ihr Weſen nicht dabei,“ wenn des blinden Ödipus dunkles und ſchweres Schickſal und Antigones Kindesliebe und ihre ſtille, gelaſſene Todbereitſchaft keinen hellen, hohen Klang in die Mädchenſtimme brachten, wenn alle die ſtarken, großzügigen Geſtalten wie Schatten durch das Zimmer glitten.

Er ermahnte ſie nicht, er war ganz unberedt dem ſtill getragenen Kummer ſeines Kindes gegenüber; er wartete nur. Wie man auf den Frühling wartet und weiß: er muß doch kommen, ſo wartete er darauf, daß in den tiefernſten Augen und auf den blaſſen, verſtummten Lippen ein neues Leben erſcheine.

„Du wirſt ſie zur Freude führen, ich kann es nicht," ſagte er, und wußte, wen er damit meinte.

* * *

Gertrud war lange nicht mehr zu ihrer lahmen Freundin gekommen. Was konnte ſie jetzt in das leere, ſtille Leben hineintragen, ſie, die ſelbſt nichts hatte?

Auch regte ſich in ihr die Angſt vor dem Gleichartigen in ihrem Schickſal. Sollte ſie in Zukunft ebenſowenig zu erwarten haben, als Veronika? Es war ihr, als müſſe ſich in dem ſtillen Mädchen ein kleines Triumphgefühl regen: Siehſt du, dir ergeht es nicht viel anders als mir.

Aber eines Abends, als es dämmern wollte und alles ſo grau und leer ausſah, und das Mädchen wieder in der Küche hantierte und der Großvater einen Beſuch bei ſich drinnen hatte, da, als Gertrud ſich hin und her beſonnen hatte: Will ich, will ich nicht? Da ſchlug ſie dennoch wieder den Weg nach der Heinersgaſſe ein und nach der niedrigen Stube, in der Veronika am Fenſter ſaß, ſeit ſie ſich denken konnte.

* * *

Befand man ſich hier auch „im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht"? Oder war der einfache, ſchier ärmliche Raum, der Veronikas ganze Jugend geſehen hatte, ausgenommen von dem Wellenſchlag des Lebens, ein trockenes Bachbett ohne rinnende Waſſer? Es war ein und jeden Tag dasſelbe: Ein mühſames Aufſtehen und Sichſchleppen bis zu dem Fenſterplatz, ein mühſames Regen der Hände und ein mangelhaftes Gelingen der Flickarbeit, die ſie förderten. Anderes bekam Veronika nicht leicht zu tun.

Ihre Mutter hatte Kundenhäuſer zum Waſchen und Putzen, da brachte ſie die zerriſſenen Röcke und Hemden der Dienſtmädchen oder die Schürzen und Bluſen der Knechte zum Flicken mit heim.

Die gaben das Tagewerk des ſtillen, feinen Mädchens. Jetzt ruhten ihre Hände. Es war halb dunkel in der Stube, nur das weiße Geſicht mit den dunkeln Augen hob ſich, da es dicht neben dem Fenſter am Holzrahmen lehnte, lebendig heraus. Da kam Gertrud herein, nicht ſo raſch und lebhaft, wie ſonſt, ſchon ein Erlebnis, eine Mitteilung auf den Lippen, ſondern ein wenig zögernd und ſtill, und ſetzte ſich auf einen Stuhl und fing nach einer Weile ein gleichgültiges Geſpräch an. Aber ſie verſtummte wieder bald, und holte ſich einen kleinen Holzſchemel, und ließ ſich darauf nieder, und barg ihr Geſicht in Veronikas Schoß.

Die legte ihre Hände ſtill auf das volle, dunkle Haar und ſtrich ſachte darüber, und nach einer Weile hob Gertrud den Kopf ein wenig und ſagte leiſe: „frag mich nicht. Ich ſag dir's, wenn ich kann. Nicht jetzt."

Nein, Veronika fragte nicht.

Aber ſie wußte, daß nun die Stunde für ſie gekommen ſei, nach der ihr wacher Geiſt oft gefragt hatte, wann die Tage kamen und gingen, eine unabſehbare, ſtille Schaar, die ſich an den Händen faßte und einander ſo gleichſah, ſo verzweifelt gleich: Wozu bin ich? Bin ich nur für mich? Iſt niemand, der meiner bedarf? Sie wollte ihren Teil an den andern und nicht nur empfangend, nehmend und gebend begehrte ihr reiches Weſen in die Reihen der Lebendigen zu treten.

Ihrer Mutter, das wußte ſie, war ſie eine Laſt. Eine geduldig getragene, aber dennoch eine Laſt; ſie

konnte dem müdgeſchafften Weib, wenn es ſpät abends heimkam, ſo wenig mehr ſein. Es brauchte nur Ruhe und ſeinen kargen Schlaf, war es nicht ein rechtſchaffenes Kreuz, nun auch noch die Tochter verſorgen zu müſſen? Was aber das Mädchen zu geben hatte in ſeiner ſtillen, feinen Art, dafür war ſie wohl zu ſtumpf geworden in den harten Arbeitsjahren.

Einmal hatte Veronika Worte für das gefunden, was ihr Leid und ihre ſchwere Fülle war. Es hatte ſich ihr zu einem Lied geſtaltet und als ſie es mit den ungefügen Fingern mühſam niederſchrieb, fühlte ſie ſich einigermaßen erleichtert. Hier iſt es:

„Quillt im Wald ein tiefverborgner Bronnen
Rieſelnd kommen ſeine klaren, hellen,
Aus dem Felsgeſtein entſprungnen Wellen
Zwiſchen Moos und Farren hingeronnen.

Keiner weiß es, und die Waſſer quillen
Immer fort aus nie erſchöpften Gründen.
Wüßt ein Durſtiger den Quell zu finden,
Ein unendlich Dürſten könnt er ſtillen.

Rauſcht der Wind wohl in den hohen Buchen,
Landwärts trägt er eine leiſe Klage:
Und ſo rinn und rinn ich alle Tage;
Will denn keiner meine Fluten ſuchen?

So ein Born aus ungeſeh'nen Meeren
Füllt mein Weſen, füllt es bis zum Rande,
Und ich trag' ſein Wallen durch die Lande.
Leiſe fragt's: wem ſoll die Flut gehören?

Das Lied hatte ſie damals nach langem Zögern und Beſinnen Gertrud gezeigt, aber die hatte keine rechte Antwort darauf gehabt. Sie wußte, wem ihre Flut ge-

höre. Nun war es anders. Bei beiden war es anders, als damals.

„Sag, Veronika, wie erträgſt du dies Leben hier? Brennt es nicht in dir, daß du aufſpringen möchteſt, und irgendwo eintreten, in irgend eine Lücke, die ſonſt niemand — ach, Veronika."

Wie ſie es ertrug? Fingen nicht die Wände an zu reden von der großen Sehnſucht, die ſich in dem kleinen Raume barg, und von dem Leben, das ganz ſtill und unaufhaltſam hier erwuchs, einer Kellerpflanze gleich, die ſich nach dem Lichte ſtreckt?

Es war vollends dunkel geworden. Aber draußen ſtapfte der Laternenanzünder über das holperige Pflaſter. Sein Lichtlein glomm an den Fenſtern vorbei, nun ein leiſes Klirren an der Laterne ſchräg gegenüber, dann fiel ein heller Lichtſtreifen hier herein auf ein angſtvoll fragendes Geſicht, das ſich wartend emporhob, und auf ein anderes, das vom Widerſchein einer inneren Freude erhellt war.

„Doch," ſagte Veronika, „es brennt manchmal. Aber nun nicht mehr ſo wie früher."

Sie ſchwieg eine lange Weile. Dann ſagte ſie leiſe: „Ich möchte es dir recht ſagen können, Gertrud. Es iſt das erſte Mal, daß ich davon rede. Ich ſage es dir auch nur, weil — weil" — ſie ſuchte nach einem Wort.

„Weil ich dich brauche," ſagte Gertrud.

Ein warmer Schein glitt über des lahmen Mädchens Geſicht.

Das war das Wort, das hatte ſie ſo gern einmal aus eines Menſchen Mund hören wollen. Nun kam es, und daher, von wo ſie es nie erwartet hätte. Ging es

ſo wunderbar zu im Leben? Sollte ſie etwas für Gertrud haben? O wie gern wollte ſie es ihr geben.

„Siehſt du, du kamſt ſeltener und ſeltener und nun ſo lang nicht mehr. Und ich ſaß hier und nähte und war ſo allein. So würde es wohl das ganze Leben hindurch fortgehen, dachte ich; es war mir kein Troſt, daß der Doktor ſagte, ich könne gut alt werden. Draußen gingen die Menſchen vorbei, ich ſah ſie vom Fenſter aus und dachte mich in ihre Schickſale hinein. Wie ſie arbeiteten und ſich regten und einander brauchten. Ja, da brannte es freilich. Wenn ich doch ſtürbe, dachte ich. Denn ich lebe ja doch nicht. Sie alle leben, nur ich nicht. Und ich flüchtete mich in die Bücher und ſuchte mich zu vergeſſen. Aber überall ſtand da vom Leben und von Taten und bewegten Schickſalen der Menſchen. Und immer ſchwerer fiel es auf mich hinein, daß ich vergeſſen ſei, nutzlos und allein. Wenn es doch nur ein Ende hätte.

Da trugen ſie eines Tags den alten Höpfner hier vorbei, weißt du? Den Kleiderhändler in dem grünen Haus, hinten am Burgeck. Er hatte Kinder und Enkel, und war reich, man ſagt, die halbe Stadt ſei ihm Geld ſchuldig. Er war ſein Leben lang geſund und friſch. Aber ſeit einiger Zeit war er ſchwermütig, kein Menſch wußte, warum. „Es lohnt ſich wahrhaftig nicht der Mühe, alt zu werden," ſoll er öfters geſagt haben. Ja, und da machte er ein Ende, du weißt es. Aber als ſie ihn auf der Bahre vorbeitrugen, waſſertriefend, ſchlaff und mit gebrochenen Augen, da fuhr es mir wie ein heißer Schreck ins Herz: das Leben iſt an ſich etwas Großes, Heiliges. Man darf es nicht gering achten und nicht wegwerfen wie etwas Wertloſes. Man muß ſuchen,

dahinter zu kommen. Es muß etwas daran ſein. Den ganzen Tag ging es durch mich durch: lieber Gott, zeig mir das Leben, das ich leben ſoll. Laß mich nicht ſo am Rand des Todes hingehen, lebendig tot.

Ich konnte nichts arbeiten, ich war ſo ſchwach und ſo erregt. Da legte ich mich ins Bett und ſchloß die Augen und rings um mich war es dunkel, und als es Nacht wurde, da gingen die wachen Gedanken in einen Traum über.

Da ſtand ich auf einem hohen Berg und wußte, ohne zu ſehen, daß rings um mich Menſchen waren. Aber ich war dennoch ſo furchtbar allein unter ihnen, denn ſie gehörten nicht zu mir, nicht einer. Und es war graue Dämmerung und ringsum eine weite, weite Öde und ich ſtand und ſah da hinein.

Da wurde ich gewahr, daß dicht vor mir ein Abgrund aufgähnte, tief und ſchrecklich. Von drüben aber, über dem Abgrund, rief es mich, laut und lauter: komm. Und ich wußte, hier waren die Menſchen, drüben aber die große Einſamkeit, und in die Einſamkeit hinein rief mich einer, der mit mir reden wollte. Es war grauſig. Es trennte mich von allen Menſchen, nach denen ich mich doch ſehnte. Und der Spalt klaffte, und es wehte kühl da herüber, und ich war ſo klein, aber das unbekannte Etwas, das mich rief, das wurde immer rieſiger, immer mächtiger und zog mich, und es war Sehnſucht und Furcht zugleich in mir. Da ſchloß ich die Augen und wagte den Sprung."

Sie ſchwieg. „Und dann?" fragte Gertrud.

„Und dann? — es iſt ſo ſchwer zu ſagen. Ich weiß nicht, was zu mir geredet wurde, vielleicht nichts. Vielleicht empfing ich es ohne Worte, das, was mich er-

füllte, als ich wach wurde, mitten in der Nacht, das ſtarke, hohe Gefühl davon, daß ich mit Gott allein geweſen ſei, und daß das ſo bleiben müſſe, innen, ganz innen in mir. Daß das Leben an ſich ein hohes, frohes Gut ſei, ein unantaſtbares. Es hängt von nichts Äußerem ab, es iſt ganz für ſich. Es iſt das Allergrößte. Aber es iſt ſchwer zu ſagen."

Sie ſah ein wenig verlegen aus, weil ſie das nun erzählt hatte, aber Gertrud hob den Kopf: „Weiter."

„Ja, weiter? Siehſt du, ſeither hat Manches angefangen, anders zu werden. Es verlangt mich immer noch nach den Menſchen, ich möchte zu ihnen gehören. Das liegt wohl ſo in uns, das müſſen wir verlangen. Als du vorhin ſagteſt: „Ich brauche dich," da war ich froh; es war mir, als habe ich ſeit Jahren darauf gewartet, daß das ein Menſch ſage. Wir dürfen die Kammern unſeres Herzens nicht leer ſtehen laſſen, es iſt nicht gut für uns. Auch hängen wir mit den andern zuſammen und ſie mit uns. Aber weißt du, ganz innen, da — ach, du weißt es ſelbſt, da muß man etwas allereigenſtes haben, das von nichts anderem abhängt. Es iſt wie im Märchen vom Marienkind. Weißt du noch? Du haſt es mir erzählt. Es durfte alle Himmelstüren aufmachen, nur die zwölfte nicht, dort ſaß die heilige Dreifaltigkeit in goldenem Glanz. — Die zwölfte Kammer, die müſſen wir für uns behalten, da darf kein Menſch hinein, nicht in Lieb und nicht in Leid. Sie mögen ſich in die elf andern teilen. Du, Gertrud, ich glaube, man muß allein geweſen ſein, eh' man recht mit den andern gehen kann."

* * *

Durch die nächtlichen Gaſſen ging Gertrud Cabiſius.

Aus allen Fenſtern blinkten Lichter. Dort drinnen ſaßen die Menſchen nun beiſammen. Mütter beſorgten ihre Kleinen und brachten ſie zur Ruhe, Väter verließen das Tagewerk ihrer Hände und traten in den Kreis der ihrigen. Waren keine Einſamen unter ihnen? Hingen ſie alle mit einander zuſammen? Am Himmel hing zerriſſenes Gewölk; da und dort leuchtete ein Stern auf, ja, wenn man näher hinſah, waren ihrer viele, mehr, als man anfangs dachte. Gertrud ging langſam. Aber es war nicht das mutloſe Schlendern, das ſagte: es hat ja doch alles keinen Zweck. Es war, als ob die Gedanken leiſe bäten: verſcheuch' uns nicht, geh ſachte, wir müſſen uns erſt beſinnen.

So war das? „In die zwölfte Kammer darf kein Menſch eingehen, ſei es in Liebe oder Leid. Sie müſſen ſich mit den elf anderen begnügen."

Ach, ſtill, ihr Gedanken. Hatte ſie Georg Ehrenſperger denn das ganze Haus übergeben gehabt? Hatte ſie ihn auch in die zwölfte Kammer geführt und gar kein eigenes, ganz eigenes Leben mehr für ſich behalten?

Da lag ihre Not. Sie konnte ihm nun nicht weniger geben, als vordem, und nichts anderes, als ihr Ich. Sie beſaß ſich ſelbſt nicht mehr. Er beklagte ſich darüber, daß ſie anders geworden ſei; er verſtand ſie nicht. Gott Lob daß er ſie nicht verſtand. Aber wie waren ſie nun einander fern und fremd. Gott wußte es.

Wußte er es?

Sie tat einen tiefen, tiefen Atemzug. Die zwölfte Kammer. Sie mußte ſie wieder für ſich bekommen, ſie mußte ja leben, ſie wollte es auch. Noch war es ja Zeit.

Noch lag das Leben vor ihr, das durfte ſie nicht verſäumen; auch nicht vertrauern.

Sie richtete ſich hoch auf. Hatte nicht auch ſie jene Stimme vernommen, die in der großen Einſamkeit redet? Hatte ſie bisher gezögert, den großen Sprung zu wagen, über den klaffenden Riß hinüber? Ja, aber nun wollte ſie nicht länger zögern. Sie wollte verſuchen, ernſt und ehrlich, ob es weh tat oder nicht, das Leben zu leben, das vor ihr lag. Sie wollte in ſich hineinhorchen, und tun, was ihr da geſagt wurde.

O Georg. Sie mußte ihn ja dennoch lieb haben. Ja, das durfte ſie auch. Das konnte ſie ja nicht anders.

Gott wußte es.

„Großvater, ich habe dich lange allein gelaſſen. Sei nur nicht böſe. Ach, du und böſe! Viel zu gut biſt du für mich. Ganz im Dunkeln ſitzeſt du? Hat dir Marie kein Licht gebracht? Nun bleib' ich den Abend vollends bei dir."

Er hörte wohl den friſcheren Ton in ihrer Stimme.

„Es iſt gut, daß du da biſt. Ich brauchte kein Licht, du weißt, ich kann doch nicht leſen. Auch bin ich nicht allein, wenn ich ſo im Dunkeln ſitze. Da kommen ſie alle zu mir und reden von alten Tagen; Anne, — ich meine deine Großmutter, und die andern alle. Aber nun freue ich mich, daß du da biſt, Kind. Komm da her, ſo — es iſt ein Troſt, dich da zu haben."

War es das? Es tat wohl, ſo etwas zu hören.

„Horch, — still, Nössel, ich glaube, — ja, wahrhaftig, es ist so. Hast du's auch gehört?"

Meister Nössel hatte es auch gehört. Er nickte eifrig mit dem grauen Kopf und hielt ihn dann horchend vor.

„Da, noch einmal."

Dann ging ein zufriedenes Leuchten über seine Runzeln. Er stand vor dem Rektor Cabisius. Der hatte einen grünen Schild über den Augen; man konnte nicht sehen, welchen Ausdruck sie hatten; aber der Mund lächelte, weich und froh. „Daß ich das jetzt grad so mitangehört habe," sagte Meister Nössel. „Das freut mich. Das hätte die Judith auch gefreut, wenn sie noch da wär. Ja, die Judith.

Ich hab' so gedacht: trägst den Schlafrock noch herauf vor Dunkelwerden. Er hat ein ganz neues Ärmelfutter, Rektor, und da, das Loch von der Pfeife, das hineingebrannte, das hab' ich unterlegt und gestopft. Und da hab' ich gedacht: redst ein Stückchen mit dem Rektor, er sitzt da so allein. Da macht mir die Gertrud das Haus auf, mit ihrem ernsthaften Gesicht. Nein, sag nichts, Rektor, ich weiß schon, es ist ihr ein Hagelwetter über ihr Feld gegangen. So etwas merkt man. Was hat unsereiner denn noch für eine Freude, als das bißchen Jugend, das um einen herum ist? — Ja, und sie guckt jetzt immer an einem vorbei, die Straße herunter, als ob etwas kommen müßte und käm doch nicht. So auch heut. Aber dann hat sie sich gleich einen Ruck gegeben und mich freundlich angesehen. — Daß du wieder froh wärest, hab' ich gesagt. Aber gesagt hab' ich nichts.

Und jetzt das."

„Setz dich doch, Nöſſel. Was ſtehſt du da vor mir? Das hab' ich immer gewußt, daß ſie ſich wieder herausreißt. Sie iſt ein geſegnetes Kind. Aber wenn man's dann zum erſtenmal wieder merkt, daß es aufwärts geht. Es iſt ſo ſtill geweſen im Haus, die Zeit daher."

Und dann ſchwiegen ſie beide.

Da kam es noch einmal. Aus dem Nebenzimmer kam es, und tönte unter ſchwatzende Kinderſtimmen hinein. Ein kurzes, helles Mädchenlachen.

Das mochte andern Leuten nichts ſo beſonderes ſein; aber die beiden Greiſe horchten andächtig darnach hin.

Es war ja Gertrud, die gelacht hatte.

Wie auf den erſten Frühlingsgeſang der erſten Lerche, ſo horchten ſie darauf.

„Sie hat die Kinder von den Turmwartsleuten bei ſich," ſagte der Rektor.

„Die Frau iſt krank, ſeit der Geburt des Jüngſten, da holt ſie ſich die größeren Kinder, ſo oft ſie kann. Und ſie lernt und ſpielt mit ihnen, und flickt ihnen die Strümpfe und die Kittel.

Aber das alles hat ſie ſeither ſo ernſthaft getan, ſogar das Spielen; es kam alles wie aus einem tiefen Brunnen heraus. Es war nur, um etwas zu tun, nur um ſich den Tag zu füllen.

Und jetzt hat ſie gelacht. Es iſt ein Gottesſegen."

Draußen ging der kurze Tag in die Dämmerung über. Es war ein abſonderliches Wetter für den Anfang Dezember. Grauweiße, ſchwere Wolken hingen am Himmel, es konnten Schneewolken ſein. Aber dabei ſtrich ein lauer Wind durch die Gaſſen, und wenn er ſtillſtand, dann war die Luft ſchwül, wie vor einem Gewitter.

Nun kam Gertrud herein. Ein pfeifender Windſtoß fuhr mit ihr in die Stube und draußen ſchlug das Gangfenſter klirrend zu. „Ich will die Kinder fortbringen," ſagte ſie.

„Es zieht ein Wetter herauf. Merkwürdig iſt das: Morgen iſt der zweite Advent, und heute ſtreiten ſich Sommer und Winter in der Luft."

„Geh' nur." Meiſter Nöſſel ſaß neben dem Rektor und beide hatten ſich eine Pfeife angezündet. „Wir ſind hier gut verſorgt, bis du wieder kommſt. Was können wir Alten anders tun, als uns beſcheiden? Geh' nur."

Da zog ſie mit den drei Buben ab. Die hatten geſtrickte Sturmhauben über die kurzgeſchorenen Köpfe gezogen und trabten, die Hände in den Hoſentaſchen, luſtig durch das Wetter. Heißt das, der Älteſte und der Jüngſte taten ſo. Der Älteſte war ein kräftiger, unterſetzter Bub, der ſchon den Bücherranzen auf dem Rücken trug und ſeine Stumpfnaſe keck in die Welt ſtreckte. Er machte geſcheite Bemerkungen über alles und jedes und der Jüngſte, der ſein verkleinertes Abbild war bis zu den etwas krummen Füßen herunter, ſah ſtolz zu ihm auf und mühte ſich, mit ihm Schritt zu halten. Der mittlere von den Brüdern ging dicht neben der Patin, und nach einiger Zeit zog er eine Hand aus der Taſche und hielt ſich damit an Gertruds Rockfalten. Er war ein feines, blaſſes Bübchen mit verſonnenen Augen und etwas zaghaftem Weſen. „Ich weiß nicht, wie ich zu dem komme, ich weiß gar nicht, wie ich ihn unterbringen ſoll," pflegte Frau Lieſelotte zu ſagen, wenn ſie von ihren Buben ſprach. „Er gleicht weder meinem Mann noch mir im Geringſten, er hätte

müſſen ein Mädchen werden, als Bub iſt er völlig aus der Art geſchlagen."

Aber gerade dieſen Zweiten hatte Gertrud beſonders ins Herz geſchloſſen. Die Freundſchaft war gegenſeitig und ſie war in letzter Zeit beſonders gewachſen.

„Komm, Leonhard," ſagte Gertrud und nahm die kleine, warme Kinderhand in die ihrige. „Guck, wie die Wolken fliegen; ganz tief hängen ſie herunter, ſchier um den Turm herum."

„Wohin fliegen ſie?", wollte der Bub wiſſen. Aber das konnte die Patin auch nicht ſagen. „Wir ſteigen ſchnell hinauf, von droben aus ſieht man's beſſer, weit fliegen ſie jedenfalls, über die Berge hin, vielleicht bis ans Meer. Dort kommen ſie her; ſie werden wieder heim wollen zu ihrer Mutter."

„Komm." Nun ſtrebte Leonhard ſelber vorwärts, den Brüdern nach, die ſchon im Turmeingang verſchwunden waren. Man hörte ihre Stiefel dröhnend poltern, die vielen Stufen der Schneckentreppe hinauf. Er wollte auch heim zu ſeiner Mutter. Er hing an der heiteren, raſchen, lebhaften Frau, er konnte es nur nicht ſo zeigen, er war ein wenig ſcheu. Seit ſie aber krank war und im Bett lag, ſtahl er ſich hie und da zu ihr hin und ſtrich über ihre Decke. Da nickte ſie ihm dann ein paar mal zu: „Du biſt mein gutes Büble." Dann war ſein Herzlein voller Glück. Das war früher nicht vorgekommen.

Jetzt waren ſie oben. Vater Entenmann ſtand oben an dem hölzernen Treppchen. „Leiſe," ſagte er, „es iſt am beſten, ihr geht gleich oben hinauf in eure Kammer. Die Mutter hat's heute ſchwer gehabt und will jetzt ſchlafen. Das Kleine ſchläft auch." Da erblickte er

Gertrud, die hinter den Kindern drein kam. Sie ſah, daß er Kopf und Schultern ein wenig ſchlaff und müde trug und daß ſein Geſicht ſorgenvoll ausſah.

Er nickte ihr zu, ernſt und trübe. „Es iſt ein Kreuz, es will gar nicht beſſer kommen. Wo will das noch hinaus? Ich muß jetzt zum Läuten gehen; ich wecke ſie wieder auf damit; ſie hat ſich eben zum Schlafen hingelegt.“

Da kam Frau Lieſelottes Stimme aus der Stube; die Tür war nur angelehnt: „Jammere doch nicht ſo, Mann. Die Kinder ſollen mir gute Nacht ſagen. Herein, ihr Buben.“

Sie traten ans Bett und waren überfroh, daß ſie noch hinein durften, und daß die Mutter ausſah, wie ſonſt, ja, noch ein wenig lachen konnte. Sie wußten nicht, daß dieſes kleine Lachen und jedes arme Wort, das ſie zu ihnen ſagte, ein Stück Arbeit ſei. Sie ſollten es auch nicht wiſſen. Sie ſollten ihre heitere Mutter ſehen, ſo lang es ſein konnte.

„Sie haben ſchon gegeſſen,“ ſagte Gertrud. „Reisbrei mit Zucker und Zimt,“ ſagte Ernſt, der Älteſte und verzog das Geſicht in der Erinnerung zu einem Lachen, das ihn ſeiner Mutter ähnlich ſehen ließ. „So? Dann geht zu Bett. Dann wollen wir alle ſchlafen. Seht ihr's? Das Kleine ſchläft ſchon.“

Sie legte ſich müde hin. Da gingen ſie auf den Zehen hinaus, aber das konnten ſie nicht verhindern, daß es dennoch polterte, beſonders, als ſie die leiterartige Stiege zu dem Verſchlag erklommen, in dem ſie ſchliefen, alle drei.

Droben wehte der Wind durch den engen Raum, rüttelte an den zwei kleinen, vergitterten Fenſtern, die

gleich über dem Boden angebracht waren, ſuchte ſich ſeinen Weg zwiſchen den Dachziegeln und Sparren durch, nahm ſo recht die Backen voll, huh —, als Gertrud die Tür öffnete und die Kinder hineinſchob. Sie ſah etwas bedenklich drein: hier ſollten ſie ſchlafen? Im Sommer hatte ſie nie etwas daran gefunden; es war ein prächtiges Schwalbenneſt, ſo hoch oben, weit über den Glocken. Aber nun; würde es die Schwälbchen nicht fortwehen heut Nacht bei dem Unwetter? Den Buben kam es luſtig vor, auf drei ſteckten ſie ſchon unter der Decke, nur die Stumpfnaſen und die hellen Augen guckten heraus. Der Große und der Kleine lagen beieinander in einem großen Bett, Leonhard allein in einem Gitterbettchen. „Still, der Vater läutet." Da rührte ſich nichts mehr. Alle vier horchten ſie ſtill.

Der Sturm brauſte durch die Lüfte, er ſang und pfiff und orgelte und riß die Wolken herum, daß ſie angſtvoll flogen, flogen wie ſcheue, gejagte Vögel. Und dazwiſchen fand die Glocke ihren Weg. Sie hatte ihren ganz eigenen, ſtarken Ton in dem großen Konzert, das über das Städtlein hin hallte. Wie eine einzige Singſtimme, die über einem ganzen Orcheſter liegt. Gertrud neigte den Kopf horchend vor. Wie anders läutete der Mann, als vor zwei Jahren noch. Oder lag das an ihrem Zuhören? „Aus tiefer Not laßt uns zu Gott von ganzem Herzen ſchreien." Hieß ſo der Choral, den die Glocke in den Sturm hinein ſang? Oder war auch etwas Freudiges dabei? Etwas Starkes, Ausweitendes einmal ſicherlich. Gertrud fühlte es, o das war gut, das war beſſer als alles Weiche, Laue. Da fuhr eine Helle durch die Kammer. Unter die Decke mit den Bubenköpfen, alle drei in einer Sekunde. Aber ſie ſtreckten

ſie ſofort wieder hervor. „Es hat geblitzt.“ Ja, das hatte es. Nun kam auch ſchon der Donner. Von fern, fernher kam er auf ſchwerem Wagen gefahren. Nun war er über ihren Häuptern, da ſchien er zu bleiben. Wollte er denn nicht mehr aufhören? War das eine Stimme. Rieſenhaft überſchrie ſie den Sturm: horchet alle, ihr da unten. Still, wenn ich zu reden habe. In der Kammer war es dunkel geworden, ſchon während des Läutens. Aber nun kam ein Meer von Helle herein, ganze Lichtfluten, die warfen ſich gegen die Wände, und zogen ſich wieder zurück, und kamen wieder, hell — dunkel — hell — dunkel. Und darüber die machtvolle Stimme, vor der der Sturm zu ſchweigen ſchien.

„Dote, komm zu mir.“ Leonhard ſaß mit großen, angſtvollen Augen in ſeinem Bett. Als ſie ſich zu ihm herunterbeugte, ſchlang er beide Arme um ihren Hals: „Bleib da, bleib bei mir.“

Er barg ſein Geſicht an ihrem Hals. Da durfte es auch bleiben. Sie kniete an dem Bettchen nieder: „So, du kleiner Kerl, komm.“ Da ſahen ſie miteinander in das Wetter hinein und war keines von ihnen allein und der blonde Kopf wühlte ſich nur feſter in die beſchützenden Arme hinein, wenn der Donner ſtark und neu ſeine Stimme erhob.

Das war ein Blitzen, grell und hell. Die ganze Stadt und die Berge ringsum und der Wald, alles lag ſekundenlang taghell da. Es wollte nicht regnen, ſo tief die Wolken hingen, nur hie und da fielen einzelne Tropfen, wie ſchwere, zornige Tränen. Als ob die ganze Natur, wie ein geſcholtenes, trotziges Kind, mit dem Fuß aufſtampfe und das Weinen verbiſſe.

„Dote, du, hör, iſt es wahr, daß der liebe Gott

zornig iſt und zankt, wenn es donnert? Ich — ich fürchte mich ein bißchen.“ „Ich auch,“ das kam aus dem großen Bett, in dem die beiden andern Brüder einander feſt umſchlungen hielten, aus Not, nicht aus Zärtlichkeit. Unter der Decke hervor kam es, kläglich und halb erſtickt von dem Federgebirge, das ſie ſich über den Kopf gezogen hatten.

Dann noch einmal: „Fürchteſt du dich auch, Dote? Du?“

Es blieb eine Weile ſtill. Die Buben horchten begierig hin. Aber beim nächſten Blitzen ſahen ſie in ein helles, warmes Geſicht.

„Nein, ich fürchte mich nicht. Es iſt nirgends etwas zu fürchten. Zornig? ach nein, das iſt er nicht. Er muß nur ſo laut reden, daß die Leute auf ihn horchen ſollen; ſie vergeſſen ihn ſonſt und ſind ſelber ſo laut. Er iſt ſtärker als alles und größer als alles. Aber man vergißt es ſo oft.“

Vergaß ſie, daß ſie zu den Kindern redete? Sie dachte an ihre eigene Furcht und Not. Aber ſie war ja auch ein Kind, nur daß ihr die Furcht, die atemraubende, große, ein wenig vergangen war.

„Und mit dem hellen Licht, das er in die Nacht hineinwirft mit ſeiner Hand, — es fährt durch die ganze Welt, ſchneller als Wind und Wolken, viel ſchneller, — da, habt ihr's geſehen? — damit leuchtet er in alles Dunkle hinein und grüßt uns: Nun ſeid ſtill. Das bin ich. Ich kenne euch alle, ich weiß von euch allen. — Seht ihr? So iſt das. Da iſt nichts zu fürchten.“

Da waren ſie zufrieden. Das durfte der liebe Gott wohl. Er leuchtete ſtark in die Kammer herein; eigentlich tat man am beſten, die Augen zuzumachen.

Dote Gertrud war ja da, die konnte über alles Auskunft geben, was die drei Entenmänner betraf. Ernſt, Leonhard und Gotthilf hießen ſie, und drunten war noch ein kleiner Bruder namens Johann, den die Mutter immer Hanſelmann nannte. Der liebe Gott würde aber wohl den rechten Namen wiſſen wollen. Auch redete er nun ſchon ein wenig leiſer. Es war aber dennoch gut, den Kopf noch eine Weile unter der Decke zu laſſen. Was mochte es ſein, daß er ſo laut in die Welt hinein rief? „Dote Gertrud!“ Aber ſie gab keine Antwort mehr. Sie hatte ſelber zu horchen. Sie ſtrich leiſe mit der Hand über das blonde Haar, das an ihrer Bruſt lag, aber ihre Augen ſahen in die Weite. Wer will die Gedanken anhalten, die mit den Wolken fliegen, über die Berge hin, ins weite Land hinaus? Suchten ſie einen, der dort war, etwa in der Richtung der Tannengruppe auf dem Bühel, die jetzt eben in hellem Lichte ſtand, nur weit, weit dahinter? Was mochte er jetzt tun? Wie mochte es ihm ergehen? Es trieb ihr etwas unruhig das Herz um. Er hatte dieſer Tage geſchrieben, an den Großvater und ſie miteinander; er vermißte ſie, bat um Briefe, es ging kein froher Ton durch ſein Schreiben hindurch.

Gertrud konnte den Brief faſt auswendig. Es ſtand auch von Lore darin. „Habt ſie lieb um meinetwillen. Gertrud, du, beſonders du. Du biſt immer meine Schweſter geweſen, mein ganz guter Kamerad. Bleib es uns beiden. Du bleibſt es doch? Ich — ach es iſt von weitem ſchwer zu ſagen, ich wollte, ich könnte einen Abend bei euch ſitzen. Auf der Truhe, auf meinem alten Platz.“

Ach, wie ſollte ſie das machen? Wie konnte ſie ihm eine Schweſter ſein? Das war ſie nicht. Nein, ſie

hatte Lore nicht lieb, ſie konnte ſich nicht helfen. Kam es nun wieder? Hob der Schmerz aufs neue ſein Haupt?

Hilflos ſahen ihre Augen in das Blitzen und Wettern und Toben hinein.

„Ich will ja. Ich will wollen. Es iſt, als ob ich in Neſſeln griffe, ſo weh tut das. Aber warum er mich bittet, das muß ich tun. Ich — ich will es verſuchen. — — —“

„Du Starker, Gewaltiger, Großer, nein, ich will mich nicht vor dir fürchten, ſo hart du hereingreifſt in mein Leben. Was willſt du aus mir machen? Du mußt es wiſſen.“

Wie die Wolken flogen vor ſeiner Hand, wie er allem auf den Grund leuchtete mit ſeinem Blitz, wie ſein Sturmwind alles Schwüle, Schlaffe, Weichliche hinausfegte!

„Und hältſt doch die Welt an deinem Herzen. Das mußt du, aus dir ſelbſt heraus mußt du das. Du haſt ſie gemacht. Auch mich. Ein Recht haben wir an dich. Du mußt uns Leben ſchaffen, denn du riefſt uns.“

Schwächer rollte der Donner, fernehin zog er und verhallte, leiſe fing es an zu regnen und hörte bald wieder auf und es wurde ſtiller. Es war, als ob jemand dem geſchlagenen Kind, der Erde, die Tränen abtrocknete, und zu dem Donner und dem Wind ſagte: Nun iſt es genug, nun laß ſie ſchlafen. Fernehin zogen die Blitze, ein paarmal noch zuckte es auf, drüben am Horizont; es war, als würde das Licht weiter getragen, um nun in eine andere Kammer zu leuchten. Zwiſchen den Wolken hervor drängten ſich ein paar Sterne, ſtille, friedlich brennende Lichter der Nacht: Nun ſchließt getroſt die Augen, ihr Menſchen, nun ſind wir da und wachen.

Tiefe, lange Atemzüge. Gertrud kam mit ihren Sinnen in die Kammer zurück und wurde gewahr, daß Leonhard ſchwer in ihrem Arm lag und die Augen geſchloſſen hatte und ſchlief, und daß die beiden Brüder, drüben in dem großen Bett, auch ſchliefen. O, ihr Kinder. Sie mochte ſich nicht rühren. Wie warm und traut war es, die Ärmchen um den Hals zu fühlen, wie tief und friedlich kam der Atem aus der kleinen Bruſt herauf. Aber nun machte ſie ſich doch leiſe los. „Bleib bei mir," das kam aus tiefem Schlaf heraus, dann ein Seufzer, nun lag der Blondkopf auf dem Kiſſen und ſchlief weiter.

„Es iſt doch ſchön, wenn jemand ‚bleib bei mir' ſagt, und wenn es auch nur ein Kind iſt. Und wenn es auch nicht meines iſt. Ich will gehen und Frau Lieſelotte gute Nacht ſagen, und will ihr ſagen, daß ich mich um die Kinder, — ach nein, ich will ihr nichts ſagen, ſie ſoll geſund werden und ihren Reichtum behalten; heimgehen will ich und den Großvater pflegen. Wer iſt ſo gut und liebreich, wie er? Und will für ihn — für Georg will ich —"

Da dröhnte das Treppchen von Vater Entenmanns ſchweren Tritten. „Still, ſie ſchlafen alle. Ich komme. Das war ein Wetter. Aber nun iſt es vorüber."

„Ich wollte längſt nach euch ſehen, aber ich konnte nicht abkommen. Das Kleine ſchrie, und die Frau brauchte mich. Es iſt ein Leid, Gertrud; ſie trug uns alle, ſo lang ſie geſund war, es gibt keine ſo friſche, heitere Frau mehr wie ſie. Nun liegt ſie ſo da."

„Sie trägt euch noch immer; ſie hat Mut und Vertrauen, das iſt es; das hat ſie auch jetzt noch. Sie weiß, daß es uns nicht ziemt, Ihm Vorſchriften zu machen,

wenn wir's uns auch freilich manchmal anders wünſchen, als es kommt. Ich wußte nicht, was an ihr iſt, ich weiß es erſt, ſeit ſie krank iſt."

Er ließ den Kopf ſinken. „Es iſt nicht leicht. Und dann das Wetter heut abend. Das iſt ſo ungewöhnlich um dieſe Zeit. Es bedeutet ſicher etwas Schlimmes. Es iſt nicht genug an dem, was ſchon iſt, es muß noch mehr kommen. Die Wolken hingen ſo tief herunter, faſt zum Fenſter herein. Um den zweiten Advent, Gertrud. Was ſagſt du dazu?"

„Was ich ſage? Wir ſollten es machen wie die Kinder. Du ſollteſt ſie ſchlafen ſehen. Unter Blitz und Donner ſind ſie eingeſchlafen, weil ich ſagte, es ſei nichts zu fürchten. Was wiſſen wir von Zeit und Unzeit? Ich glaube nicht, daß etwas zur Unzeit über uns kommen kann. Wenn wir das ſicher wüßten, dann bedeutete alles etwas Gutes." Er mußte ſie anſehen. Als er ihr die Treppen hinableuchtete und der Strahl ſeines Lämpchens ein paarmal ihr Geſicht traf, ſtaunte er, wie es ernſt und doch froh war, und wie ſie den Kopf und die ganze Geſtalt aufrecht trug, hoch und ſicher, und doch ſo warme, kindliche Augen hatte.

„Ein wenig beſonders war ſie immer, aber nicht ſo wie jetzt. Schön kann man ſie nicht heißen," — Konrad Entenmann, Flickſchuſter und Nachtwächter, hatte ſo gut wie andere Leute ſeine beſondere Anſchauung über die menſchliche Schönheit, — „das nicht, aber es iſt etwas an ihr. Ich weiß aber nicht, was es iſt."

Er wußte nicht, daß die Freude an ihr Herz getreten war und es leiſe angerührt hatte. Die rechte, echte Freude, die nichts bringt, als ſich ſelbſt, die an das Leben glaubt und in ſich ſelber Teil daran hat, obgleich

ſie nichts zu beſitzen ſcheint, die aus ewigen, unverſieglichen Quellorten kommt. Noch war ſie zaghaft und ſtill, noch ſtritt das Heer der dunklen Geiſter um den Vorrang. Aber zuweilen ſtieg ſie aus dem Grund der Seele empor und trat bis in die Augen, da kam ein warmes Leuchten hinein. Da freute ſich, wer hineinſah; wie ſich einer freut, der im Tal wohnt, wo noch die Schatten liegen und der hoch am Berg ein Fenſter aufblitzen ſieht wie von Feuer, weil die erſten Sonnenſtrahlen darein geflogen ſind.

Drittes Kapitel

„Streck dich nach vorn aus allen Kräften — im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht — vorüberrauſcht, vorüberrauſcht — klapper, klapper — nun ſtanden die Räder. Eine hohe Halle, ein Menſchengetriebe, ein Sauſen und Brauſen von der großen Stadt her, ein einſamer Mann, der aus dem Wagen ſtieg und ſich hineinwagte in den „Zeitſtrom, der vorüberrauſcht.“ Feſt und ſtill ſah ſein Geſicht aus. Nun galt es; es galt, Ernſt dahinter zu ſetzen. Das wollte er auch und nichts anderes. Aber da fiel es ihm ein, daß ja doch ſehr viel ſchöne Dinge, helle, lichte Wellen in dieſem Zeitſtrom ſeien. Darüber mußte er ſich ja doch wohl freuen dürfen. Alſo Kopf hoch und die Arme gereckt: komm her, du reiches Leben.

Nun mußte zuerſt eine Wohnung geſucht werden. Er hatte bisher immer in engen Gaſſen gewohnt; man

denke an Frau Mollenkopfs Stube, und dann in Tübingen. Diesmal nun ſollte es aber etwas anderes ſein. Da geriet er in ein Prachtsgebäude, er mußte allen Mut zuſammennehmen, um den Hausmeiſter zu fragen: Hier ſei ein Zimmer mit gutem — vorzüglichem ſtand auf der Wohnungsliſte — Klavier zu vermieten? und wohin er ſich da begeben müſſe? Der Hausmeiſter führte ihn in den dritten Stock. Frau Amtsgerichtsſekretärswitwe Habermaas. Glänzende, polierte Treppen, dicke Läufer darauf, farbige Scheiben in den Treppenfenſtern. Das Zimmer oben, das zu vermieten war — rote Plüſchmöbel, große Öldrucke in breiten Goldrahmen, hohe Alabaſtervaſen mit künſtlichen Sträußen links und rechts von dem geſchliffenen Spiegel, der dieſe Pracht widerſtrahlte. Die Dame ſehr majeſtätiſch, dick, ſo um die vierzig herum, hatte lockig friſiertes Haar, eine Schmelzgarnitur auf der Bruſt, eine goldene Brille auf. „Ah, Muſiker, angehender Künſtler? Das trifft ſich" —. „Bitte, nein, ſo dürfen Sie nicht ſagen." Aber es war nicht aufzuhalten, Georg mußte erfahren, daß die Dame „nahe daran" geweſen ſei, ſich gleichfalls „dieſer Laufbahn" zu widmen. „Welcher Laufbahn?" fragte Georg, aber ſie ſprach ſchon weiter. Ebenſogut hätte er den Uracher Waſſerfall aufhalten können. Das ſei ausgezeichnet; der Herr könne verſichert ſein, daß ſie — Verſtändnis und ſo weiter. Er wagte nicht, das Zimmer nicht zu nehmen, er nahm es. Aber es war ihm wind und weh darin. Als ſie ging, wurde es beſſer. Er ſah aus dem Fenſter. Da unten wogte der Menſchenſtrom vorbei; es klingelte, tutete, ſchwirrte, es fuhr mit Wagen, Straßenbahnen, Rädern; eine Abteilung Militär ging vorbei, da, ſchräg hinüber über den Platz, da war ein

Schilderhaus, ein Poſten wurde abgelöſt, weiter. Ein großer Brunnen ließ vielſtrahlig ſeine Waſſer ſpringen, ſchön abgezirkelte Blumenbeete rings herum, Sonne lag darauf. Irgend etwas rauſchte wie von ferne; das war aber wohl in ſeinem Kopf, — „im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht."

Er wandte ſich nach innen. Das Klavier war gut, das war die Hauptſache. Die Öldrucke hätte er gern von der Wand genommen, aber das wagte er doch nicht. Die Dame war ſo überaus impoſant, ſo liebenswürdig ſie auch war. Sie kam wieder und fragte nach ſeinen Wünſchen. Dann: „werden Sie wohl Stunden geben? Singſtunden? Nein? Ah, Sie ſtudieren noch. Wäre es unbeſcheiden, zu fragen, was Sie —", mit ſechs Fragen hatte ſie alles aus ihm heraus. Er war machtlos, er mußte es ſagen, wonach ſie fragte. Theologie ſtudiert? und umgeſattelt? was, um zu komponieren? — eine ehrfurchtsvolle Neigung des Kopfs und der Schultern, dann ein neckiſches Lächeln: „Der Herr iſt noch nicht verlobt, da kann man ſchon" —. Er hätte ſie hinauswerfen mögen, aber er ſagte mit innerem Zähneknirſchen: „Doch, ich bin, das heißt, beinah," er ſtotterte. Wieder das Lächeln; als verſtehe ſie alles von ferne. „Aha, und das hängt dann wohl mit dem Wechſel zuſammen?" Da ſtieg ihm der Grimm doch bis in den Hals. „Ich bin evangeliſch," ſagte er grob. „Bei uns können die Pfarrer heiraten. Sie ſind wohl katholiſch?"

Sie ſah ihn wieder lächelnd an. „Der Herr hat eine Künſtlernatur, das flammt leicht auf. O, ich verſtehe."

Wenn ſie doch nur irgend etwas nicht verſtanden hätte. Aber ſie verſtand alles. Es war zum davonlaufen. Und das tat er auch. Das war das erſte, was

ſie nicht verſtand, als er nach einem Monat umzog. Aber ſie faßte ſich. „So ſind die Künſtler. Immer Veränderung. Der Herr will in eine einfachere Gegend ziehen? Ah, ich verſtehe, es iſt wegen der Stille. Ja, ſtill iſt es hier, in der Mitte der Stadt, nicht. Das verſteh' ich ſo gut."

Da konnte er ja ruhig gehen. Er hatte bereits eine neue Stube gefunden. Draußen lag ſie, am Rand der Thereſienwieſe, vier Stock hoch, frei, ſtill und mit einem weiten Blick über das Iſartal hin, bis ans Gebirge. Einfache Möbel, aber ſauber, einfache Leute.

Die Hausfrau fand er, als er kam, in dem Gemüſekeller, von deſſen Ertrag ſie lebte, umgeben und umhangen von Rot- und Weißkraut, Zwiebel- und Knoblauchkränzen, Rettichen, Tomaten und allerhand Rüben. Da ſaß ſie, rund, rot und friſch glänzend, wie eine Schnecke in einem Salatboſchen und ſtrickte an einem Strumpf. Viele Worte verlor ſie nicht. „Emerenz," ſagte ſie und drehte den Kopf ein wenig, „Emerenz, zeig dem Herrn den Weg. Er hat das Zimmer gemietet." Da fand es ſich, daß noch ein lebendes Weſen in dem Raum war, ſozuſagen ein junges Schnecklein, das in einer andern Falte des Salatboſchens geſeſſen war.

Es war ein ſchmales, ſchlankes, bräunliches Ding von vielleicht elf Jahren, hatte das Ende eines ſchwarzen Zopfs im Munde und ergriff einen Schlüſſelbund. Mit dieſem raſſelte ſie einladend.

Dann ſtiegen ſie mitſammen hinauf.

Als ſie oben waren, ſteckte der Schneider, der auf dem gleichen Boden wohnte, den Kopf heraus. „Na, Emeritz, vermietet?" Sie lachte vergnügt. Sie war nicht im mindeſten ſcheu. Das Zimmer war zwei Monate

leer geſtanden und daran hatten ihre Freunde, die Schneidersleute, teilgenommen. Das war eine Sache von Wichtigkeit. Der neue Herr war hier nicht ſo beklommen, wie bei Frau Habermaas. „Emeritz, ſagen Sie?“ „Ja.“ Der Schneider lachte. „Iſt ſie nicht grad ſo 'n Vögelchen? Ich ſtreu' den Emeritzen den ganzen Winter Futter hinaus, da kommen ſie immer an mein Fenſter. Aber ich ſag' ſie iſt auch ſo. Sie iſt ſo leicht und flink und hüpft ſo und hat ſo ſchwarze Augen, alles wie ein Emeritz. Ha ha.“ Dann ſchlug er die Tür zu, machte ſie aber gleich nochmals auf: „Wünſch' gute Angewöhnung.“ Ja, das kam dem neuen Herrn ſelbſt ſo vor, als ob er ſich gut angewöhnen würde. Emerenz war ſchon drin. Sie ging auf knarrenden Stiefelſohlen, deren Muſik ihr offenbar Vergnügen zu machen ſchien, hin und her, tat raſch und leicht die kleinen Dienſte, die der Einzug verlangte. Dann nahm ſie den gläſernen Waſſerkrug und ging, ihn zu füllen. Krach, flog die Stubentür und dann die Glastür zu. „Das,“ dachte der neue Herr, muß ich ihr abgewöhnen.“ So, ſchon wieder erzieheriſch? Er mußte lachen, als es ihm einfiel. „Ich hätte Schulmeiſter werden ſollen.“ „Ja, das kannſt du ja noch. Du kannſt ja nun Muſiklehrer werden,“ ſagte ſein Inneres. Aber da ſchüttelte er ſich. Sein eigener Muſiklehrer fiel ihm ein, ein ganz feiner, vornehmer Muſiker; der war zerſchunden und verbraucht vom Stundengeben. Immer wieder von vorne an, Tonleitern und Fingerübungen. „Nein, das könnte ich nicht.“ Das ſagte er laut. Er wußte ja, was er wollte, zuerſt und vor allem komponieren. Damit hatte er ja ſchon begonnen. Aber ob es damit allein ging? — „Ach, zum Donnerwetter, muß denn immer irgend ein Zweifel ſein?“

Da ging er ans Klavier und öffnete es. Noten hatte er noch nicht da, aber das tat nichts. Er mußte ſich nur ein wenig Luft machen und mitten in den breiten Akkorden, die er verſuchsweiſe anſchlug, kam ihm eine kleine, hüpfende Melodie zwiſchen die Finger. Er mußte lachen. Das war Emeritz. Er beſchloß, ſie auch ſo zu nennen, der Name gefiel ihm. War ſie nicht mehr da? Doch, da ſtand ſie, mitten in der Stube, und horchte. „Hör einmal. Weißt du, wer das iſt? Das biſt du.“ Da riß ſie die Augen mächtig auf. „Ich? bin ich denn im Klavier drin?“ „Ja, du, da iſt die ganze Welt drin, die will ich nach und nach herausholen.“ Ha ha. Der neue Herr, das war ein „gſpaſſiger“. „Iſt denn die Mutter auch drin? und der Schneider? holen S' den auch einmal heraus.“

Da holte er den auch. Er war ein großer, ſtarker Mann, mit einem Körper wie ein Schmied, aber mit einer weichen, hohen Stimme und einem Schelmengeſicht, grauem Haar und Stoppelbart. — Sieh, da ſchritt er über die Taſten, ſchweren Schrittes und ſtolperte ein wenig, — „iſt ſie nicht wie ein Vögelchen?“ ſagte er. Emeritz war außer ſich vor Vergnügen. Das konnte luſtig werden. Wupp, war ſie draußen, knallte die Tür zu, dann hörte Georg ſie drüben. Der Schneider wohnte Wand an Wand mit ihm. Sie redete eifrig. Dann kamen verſchiedene Schritte, ſchwere und leichte. Und als es klopfte — herein — da ſtand Emeritz und lud mit einer Handbewegung ein. „Das gibt ein Gaudi,“ ſagte ihr Geſicht. Da ſtand der Schneider und zwei Buben drängten ſich neben ihm in der Türöffnung, und hinter ihnen ſah ein dünnes, ſpitzes Geſicht hervor. Was? Die Spitalbäbel von Wiblingen? Nein, doch nicht.

Aber ſo ähnlich. Jungfer Roggenbart, die Patin der Buben; ſie hielt ein zerriſſenes Hemd in der Hand und hatte den Fingerhut auf. Sie war am Flicken.

Na? Georg war doch etwas überaſcht. Fing das ſo an? Das war doch ein wenig —. Aber da ſah er, wen der Schneider in den Armen hielt. Ein Bübchen, ſo um ſechs oder acht Jahre herum, blaß und elend, der Kopf lag an des Vaters Bruſt und die Augen, — weitoffen und glanzlos — er war blind.

„Ach, verzeihens, aber die Emeritz, ha ha, ſie hat geſagt, — es iſt aber doch gar zu keck, — der Herr, der hole uns alle aus dem Klavier heraus. Ha ha. Da hab' ich gedacht — der Bub, der Theodor, das iſt ſein Leben, wenn er Muſik hört. Er iſt mein Jüngſter und das Weib iſt geſtorben."

Ja, natürlich durften ſie hereinkommen. Sie ſollten nur alle Platz nehmen, das ſei dann die Einweihungsfeier. Da kamen ſie, Jungfer Roggenbart machte tauſend Komplimente, ſchließlich aber ſaß ſie auf einem Stuhl und verſuchte ſich noch dünner zu machen, ſo, dachte ſie, nehme ſie wenig Platz weg.

Aber dem Herrn war es nun plötzlich nicht mehr um eine Spielerei zu tun. Das blinde Kind, und dann die kleine Gemeinde, die da ſo ſelbſtverſtändlich ſaß, war das ein Zeichen, daß er nun dennoch den Geringen, Armen dienen ſolle, er mochte tun, was er wollte? Es ſchien ihm plötzlich ſo. Den Kindern an Jahren und den Kindern am Gemüt. Wie hatte er, damals im Wald, zu Lore geſagt? „Auch die Kunſt hat ein Prieſtertum. Auch ſie vermittelt das Göttliche an die Menſchen." — O du Pfarrer, hatte Lore geſagt.

Da nickte er ihnen raſch zu, warm und freundlich,

und ſpielte ihnen vor, was ihm einfiel, eine Haydnſonate, und dachte nicht, daß ſie das am Ende nicht verſtehen könnten. Als er ſich einmal flüchtig umſah, ſah er in andächtige Geſichter und ſpürte einen guten Geiſt des Aufhorchens, der belebte ihn ſehr und er nahm mit ihnen die kinderreinen Töne in ſich hinein.

Sie ſagten nichts, als er geendet hatte, aber er ſah, daß ein feiertägiges Gefühl in ihnen war und daß das blinde Kind ein feines Rot auf dem Geſicht hatte, das ging ſpielend auf und ab und bis unter das blonde Haar. War es etwa nichts, ein ſolches Rot der Freude in ein ſolches Geſicht zu bringen? Ja, das konnte er fühlen: dies war ein guter Anfang. Möchte er nur immer ſo offene Zuhörerſchaft haben, auch wenn er etwas Eigenes zu geben hatte.

* * *

Sie gaben ihm viel damit, daß ſie von ihm nahmen.

Wenn ein ſchwerer, reicher Menſch ſeine Fülle mit ſich herumträgt: Gedanken und einen Widerhall von der großen Weltharmonie, dann kann ihm nichts Beſſeres widerfahren, als daß eine hungrige Menſchenſeele — oder ihrer etliche — ſich, bereit und herzlich willig zum Empfangen, vor ihn hinſtellt: Nun tu dich auf und laß regnen, denn ich bin ein dürres Land, das des Segens bedarf.

O, wer von uns fordert, der gibt uns überſchwenglich viel. Gemeinſchaft gibt er uns, und Teil an der Menſchheit, deren Glied wir ſind, und Teil am Leben, deſſen Kind wir ſind. Das alles geben ſie ihm, der vergeblich verſuchte, mit Seinesgleichen Verkehr, verſtehenden Umgang zu pflegen.

Nach den Beſten unter denen, die mit ihm desſelben Weges gingen, verlangte es ihn je und je. Aber es war wohl ſeine Art ſo, ſein Schickſal oder wie man das nennt: er konnte ſich gerade ihnen nicht aufſchließen.

Er hatte gedacht in das gelobte Land der Gleichſtehenden, Gleichempfindenden zu kommen, als er nach München ging. Da ſpukte noch das Bild herum, das ihm Hollermann einſt gezeichnet hatte: ein aufgetanes Tor, durch das ſie alle ſchritten, bärtige Männer und Jünglinge. Und alle, alle machten Muſik. Den ganzen Tag nichts anderes.

Ja, Muſik. Aber er war in ſeinem Leben noch nicht ſo allein geweſen, als gerade unter ihnen. Das lag wohl an ihm ſelbſt. Aber darum war es doch ſo.

Er nahm ein paarmal einen Anlauf.

Einmal, im Winter, fing er an, ſich, ſchüchtern zuerſt, dann nach und nach mutiger, an einen Lehrer anzuſchließen. Der war ein feiner Muſiker und ein feiner, verſtehender Menſch, der ermutigte ihn und lockte allerlei Zutrauliches und allerlei von dem, was ihn ſchaffend bewegte, aus ihm heraus. Zweimal beſuchte ihn Georg; das dritte Mal wurde er abgewieſen. Der Profeſſor lag krank: überreizte Nerven. Dann reiſte er ab, irgendwo nach dem Süden für längere Zeit. Da war Georg wieder allein.

Einmal faßte er ſich ein Herz und lud drei Mitſtudierende in ſein Zimmer ein. Emeritz machte die Hausfrau und trug das kalte Nachteſſen auf. Nachher ſaß ſie auf einem Schemel und hörte zu. Ihr Herr ſpielte wunderſchön, ſie wußte, daß er das ſelber gemacht habe, was er ſpielte. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, er hätte nur einen eingeladen, oder wenigſtens nicht den großen, rotbärtigen Schweizer dazu, der mit gekreuzten

Armen am Fenſter ſtand und ſo merkwürdig lächelte. Aber gerade zu dem hatte er ſo einen beſonderen Zug. Er fühlte aber wohl ſeinen Blick auf ſich ruhen, ſo überlegen oder wie es war. Denn er verwirrte ſich, fing an, zu haſten, um fertig zu werden, ſpielte ſchließlich ſo ſeelenlos, ſprang dann auf: Ich bin nicht in der Stimmung, es geht nicht. Dann, unter dem Zwang der ruhig-verwunderten Blicke des Schweizers nahm er ſich zuſammen und ſpielte zu Ende.

Nachher, als ſie fort waren, — ſie hatten noch heftig geſtritten — ſaß Georg am Tiſch und ſah ſtumm vor ſich hin. Emeritz ging hin und her, räumte ab, blieb wieder wartend ſtehen. Dann ſagte ſie: „Heut hab' ich was geſehen, was Feines."

„So? Was denn?" Er ſagte es gleichgültig.

„Halt eine Prinzeſſin in einem rotſeidenen Kleid, wiſſens, drüben in dem Wachsfigurenkabinet. Sie kniet am Boden und ein Räuber ſteht vor ihr und will ſie totſchlagen. Sie ſieht dem Fräulein Lore gleich, bloß daß das Fräulein Lore lacht und die Prinzeſſin lacht nicht."

Das hätte ein andermal gezogen. Sie führten hie und da Geſpräche über Lore, deren Bild auf einer braunen Holzkonſole ſtand, Freude und Lebensluſt in den Augen, Sonne in dem ganzen Geſicht.

Heut ſah er nur flüchtig auf. Wie konnte man ſo ſtrahlend ausſehen?

Alſo das war nichts geweſen.

„Der Theodor hat eine Mundharfen 'kriegt," ſetzte Emeritz wieder an. „Er hat gern blaſen wollen, ſo arg gern. Er kann ſie aber nicht halten, ſeine Händ zittern ſo. Jetzt weint er und hat doch keine Augen. Armer Tropf du, hat der Schneider zu ihm geſagt."

Da ſtand er auf und holte das Büblein herüber. So tat er hie und da. Er gab ihm ein Lied und lehrte es zuhören und freute ſich, wenn er das lichte Rot der Freude entſtehen ſah und es ſtörte ihn nicht, wenn ein paarmal die Tür knarrte und noch eins hereinkam. Er, der die reiche Welt hatte ans Herz nehmen wollen, war froh, wenn er ein paar Menſchen fand, die er an der Hand nehmen und ſie an den „Zeitſtrom, der vorüberrauſcht" führen konnte: „Da, hört ihrs? nun horchet mit mir hinein." Und obgleich ſie nichts von der Kunſt wußten oder verſtanden, empfingen ſie doch eine Ahnung von dem großen Rauſchen, das unter der Oberfläche hingeht. Das war ja auch etwas.

* * *

Frühling, kurz nach Oſtern. Er war in einer Hauptprobe geweſen, Bach, ein Orgelſtück, dann eine Kantate: „Liebſter Gott, wann werd' ich ſterben." Er war voll davon. Den Klavierauszug trug er unter dem Arm. Als er an der Glastür war, zögerte er. Dann machte er die Tür zu der Schneiderswohnung auf. „Willſt du etwas hören, Theodor?" Das wollte er immer, das war keine Frage. Aber da war auch der Vater und die drei andern Buben und da war Jungfer Roggenbart, die ſaß und flickte Strümpfe. — Heut ſei der Mutter Todestag, ſie ſeien alle in der Kirche geweſen. „Ja, dann kommt nur alle mit herüber."

Das paßte denn auch vorzüglich für heute. Nicht der Text allein — er ſang ihn — die ganze Muſik handelte von Sterben und Auferſtehen. Aber doch mehr vom Auferſtehen. Da lagen die Gräber um die Kirche her, Orgelton kam heraus, aber hier draußen war es

auch lebendig. Vögel ſangen in den knoſpenden Zweigen, ein Wind wehte hindurch, es war ſicher ein Tag gemeint, wie heute, um Oſtern herum. Das lag alles in der Muſik, das ſpürten ſie, ſie hätten es nicht ſagen können. Das lag darin, daß das Leben über den Tod ſiege. Es war etwas Feſtliches; es war wie in der Kirche und doch wieder nicht. Es gehörte ihnen ſo zu eigen, es ſchwebte nicht in Weihrauchwolken hoch oben, es war hier in der Stube. Es war ihr eigener Herr, der es ſpielte. Ja, ſo weit waren ſie ſchon gediehen, daß ſie Beſchlag auf ihn legten in aller Beſcheidenheit und Stille, ohne daß er es wußte.

Im Vertrauen und untereinander geſagt, es kam ihnen ein ſchönes, feſtliches Leben vor, das er führte. Wenn er nicht ſo gut und freundlich geweſen wäre, ſie hätten es ihm kaum gegönnt. Sie mußten alle tüchtig arbeiten; er aber, wenn er morgens aus dem Haus ging, hatte er Notenhefte unter dem Arm und wenn er heimkam, machte er auch Muſik. Saß er aber ſtill über ſeinen Büchern, ſo wußten ſie, daß ſie ja auch davon handelten, und — ja, manchmal las er in dicken Notenbüchern, wie andere Leute im Gebetbuch. Emerenz wußte es, die war ja am meiſten um ihn. So eigentlich geſchafft war das nicht. Aber wie geſagt, ſie hielten doch viel auf ihn. Abends war er viel aus. Da hörte er wohl auch Muſik? Dann, wenn er heimkam, ging er oft noch lang in ſeiner Stube hin und her, hin und her, das konſtatierten ſie von rechts und links. Aber warum er es tat, das wußten ſie nicht.

Jungfer Roggenbart ſaß und hatte die Hände gefaltet, denn nun ging das ganze in einen Choral aus. Da ging draußen die Vortür. Emerenz drehte raſch den

Kopf. War ſie denn nicht geſchloſſen? Nein; da wurden Männertritte hörbar, jemand räuſperte ſich, putzte die Füße ab, dann klopfte es. Natürlich, der Herr hörte nichts, er ſang und ſpielte aus Leibeskräften. Der Schneider übernahm es „Herein" zu rufen und alle hoben erwartungsvoll die Köpfe. Aber als die Tür aufging, da brach ihr Herr auch das Spiel ab, kurz und raſch. „Fritz Hornſtein, du, — Menſch, — da ſteht er auf einmal." Er hatte eine Reiſetaſche umhängen und hatte den großen Filzhut in der Hand. Er ſah ſo kurzſichtig auf die Leute, die Brillengläſer waren überlaufen, als er ins Zimmer trat; er nahm die Brille ab und putzte ſie. Dann, als er wieder ſehen konnte, lachte er mit Mund und Augen. „Du hältſt alſo hier bereits Konzerte? Das geht ſchnell voran, muß ich ſagen. Oder — oder habe ich eine andere Verſammlung geſtört? Ja, jetzt ſeh' ich's: Du haſt es nicht ertragen können, daß du der Theologie den Abſchied gabſt und fängſt nun hier auf eigene Fauſt an — —," „ach laß doch, Fritz. Ich habe dieſen Leuten etwas vorgeſpielt, das iſt alles. Es ſind gute Leute, feine, ſie ſind faſt wie bei uns daheim."

Das war ein hohes Lob, das ſah Fritz Hornſtein ein.

„Ja, dann laß dich nicht ſtören. Da iſt noch ein Sitzplatz, ich höre zu." Aber es war gerade aus. Der Schneider nahm ſein Büblein auf den Arm, und Jungfer Roggenbart knixte und dann bekam Fritz Hornſtein von allen einen Händedruck, eh' ſie gingen. Zuletzt ſtand noch Emeritz da und machte fragende Augen. Sollte ſie das Nachteſſen nun dennoch bringen? Es ſtand ſchon in der Küche bereit, Tee pflegte Georg ſich ſelbſt zu machen.

„Komm her, Emeritz. Siehſt du, Fritz, das iſt ein verzauberter Vogel, den hab' ich mir eingefangen, er

trägt mir alles, was ich brauche, im Schnabel herbei. Es iſt ein Emeritz. Sieht man's nicht an den Augen?" Emeritz lachte. Der Gaſt auch. „Ja, und am Gezwitſcher, da kann man's auch merken." „Sie leiht mir ihre Ohren, ſo oft ich's brauche; ſie kann kritiſieren. Mit einem einzigen Seufzer kann ſie alles ſagen, was ſie ausdrücken will, wenn ſie mir zugehört hat, je nachdem es ein bedauerlicher, entzückter oder unzufriedener Seufzer iſt. — Bring Wein, Emeritz. Ich habe ein paar Flaſchen Remstäler, ſie haben ihn von daheim geſchickt." Dann waren die Freunde allein.

„Alſo ſo betreibſt du deine Studien? Volkskonzerte?"

„Nein, jetzt ſei ernſthaft, du. Ich freue mich, daß du da biſt. Biſt du für länger hier?"

„Für fünf Tage, dies iſt der dritte. Ich habe, um es gleich zu ſagen, eine kleine Erbſchaft gemacht, ſiebenundvierzig Mark, nachdem die Sporteln abgezogen ſind. Nun bin ich daran, ſie ſofort wieder hinauszubringen. Die Mühe iſt nicht ſo groß, es iſt bald geſchehen."

Ja, das wollte Georg Ehrenſperger gern glauben. Siebenundvierzig Mark, — er wußte, wie das Geld hier in München davonlief, obgleich er nicht großartig lebte.

„Nein, das iſt ſo: Ich bin Vikar bei einem uralten Pfarrherrn mitten im Schwarzwald, drei Filialdörfer und jedes zwei Stunden vom andern entfernt. — Nicht ganz zwei Stunden, — aber doch, man ſieht und hört da nichts von der Welt. Man gibt und gibt aus, den ganzen Winter lang — Unterricht, Krankenbeſuche — ſchließlich war ich ſo ausgebeutelt wie ein leerer Mehlſack und ging ganz trübſelig einher. Vorigen Herbſt noch in Tübingen und nun ſo. Da regt und rührt ſich nichts Geiſtiges. Von was kann man mit den Leuten

reden? Und dann, mein alter Herr. Menſch, wie lang iſt das her, ſeit er jung war. Da hatte der aber eine Idee.

‚Sie ſollten ein bißchen hinaus, Herr Vikar,‘ ſagte er. ‚Nur ein paar Tage. Etwas ſehen und hören. Sie werden mir ſonſt mauderig.‘ Ich — Käfig auf und hinaus. Der alte Herr war einſt auch hier in München, als er noch jung war. Er taute plötzlich auf, als er darauf zu reden kam. Alles lag in wohlverſchloſſenen Schubladen in ſeinem Gedächtnis aufbewahrt. Nun zog er eine um die andere auf. Ich ſage dir, er wurde ganz jung. Ich freue mich geradezu, bis ich es ihm wieder erzählen kann, was ich nun ſehe. Ich glaube faſt — im Vertrauen geſagt — man bildet ſich das ſo ein bißchen ein, daß unſereiner mit den Alten nichts anzufangen wiſſe. Schließlich waren ſie doch auch einmal jung, nicht?“ Aber Georg Ehrenſperger hatte noch nie gemeint, daß mit den Alten nichts anzufangen ſei. Davor war der Rektor Cabiſius geweſen, und — und die andern alle. Er war eher ein ſolcher, der mit den Jungen nichts anzufangen wußte.

„Und du,“ fuhr der Gaſt fort, „ſeit ich nun hier ſo herumſtreife, geht mir's ſonderbar. In all' dem Gewimmel und Getriebe ſeh' ich mein ſtilles Dörflein vor mir. Ganz anders als vorher. Als ob mir hier erſt die Augen aufgingen, — wie es ſo daliegt in ſeiner Wälderſtille. Und alles iſt ſo einfach und ſo lebendig. Wie aus dem Boden gewachſen. Und dann, meine Konfirmanden, es ſind helle, aufgeweckte Kinder darunter. Heut, vor mehr als einem Bild, dachte ich, — ich war in beiden Pinakotheken, — da möchteſt du deine jungen Leute hinführen. So gänzlich unverbildet wie ſie ſind. Da

merkte ich an mir, daß doch etwas herüber und hinüber geht zwiſchen ihnen und mir. Ich habe nicht für mich allein genoſſen; immer fiel mir jemand ein, dem ich dies und jenes erzählen wolle, wann ich heimkomme.

Jetzt ſag: Bin ich doch ſchon verbauert? Oder was iſt es? Denn ich glaube, ich freue mich ja wahrhaftig wieder auf mein kleines Neſt, ſo ſehr ich alles genieße."

„Verbauert? Du? Beneiden könnt' ich dich. Ich, wenn ich dabei geblieben wäre, — eine kleine Landgemeinde, nichts anderes. Ich ſage dir, das ſogenannte geiſtige Leben in den Städten, na — ich kann wohl nicht ſo mitreden; ich bin immer meine eigenen Wege gegangen."

„Das biſt du. Aber nun von dir, Joſeph, Träumerſeele. Erzähl' mir von dir, was du ſchaffſt, lebſt, liebſt. Erzähl' mir von deinem Schatz, deiner Gertrud. Ich freue mich, daß ſie zu dir gehört. Ich weiß nicht, ob ich ſie einem andern gönnen möchte. Am Hausweihfeſt, da hatte ich meine Freude an ihr. Ich dachte: der Ehrenſperger, der iſt ein Glückskerl. Das geht ſo ſicher neben ihm her, und wenn er hie und da — du nimmſt mir das nicht übel — davonläuft und nach farbigen Schmetterlingen haſcht — dann iſt es immer für ihn da, wenn er zurückkommt. So hat's nicht jeder.

Menſch, was machſt du für ein Geſicht? Haſt du eine Erſcheinung? Was iſt mit dir?"

Gradaus ſah Georg Ehrenſperger und ſeine Augen weiteten ſich.

War ein Blitz vor ihm niedergefahren? War er bisher blind geweſen? Gertrud — Gertrud? War ſie nicht ſeine Schweſter? Nicht ſein beſter Kamerad? War es möglich, daß ſie —? Ach nein, das war es nicht. Oder? Sie war nicht mehr die Alte und er hatte ſich

viele Gedanken darüber gemacht. War es das? Um Gottes willen. Er atmete haſtig auf. Nein — doch? „Nein.“

Das ſagte er laut. Er zwang ſich zum Lachen. Er lachte hart und kurz auf.

„Diesmal haſt du doch nicht recht geſehen, Alter. Gertrud und ich ſind wie Geſchwiſter. Sie iſt — wir ſind nichts weniger als verliebt ineinander. Ha—ha. Und kurz — ich bin — ich dachte, du hätteſt das gemerkt, mit Lore Maute verlobt, ſo gut wie verlobt. Ja, eigentlich kann man wohl ſo ſagen. Ich ſage es dir, es iſt ja natürlich noch in weitem Feld.“

„Was?“ — Der Gaſt war unſäglich verblüfft. Er konnte es nicht gleich verbergen. Lore? Er kannte ſie, das heißt, ſo flüchtig. Er hatte ſchon mit ihr getanzt und gelegentlich ein wenig geſcherzt. Lore? Ja, aber dann —. Er konnte es nicht laſſen, er pfiff leiſe zwiſchen den Zähnen.

„Nun, dann verzeih',“ ſagte er trocken. „Das habe ich freilich nicht gewußt.“ Und ſonſt ſagte er nichts.

Da fing Georg Ehrenſperger an, eifrig von ſeinem Leben und von ſeinen Studien zu erzählen. So ſtill er vorher geweſen war, ſo lebhaft wurde er nun. Als ſollte weder ein Wort noch ein Gedanke mehr dazwiſchen fallen.

„Das heißt geſchafft,“ ſagte er, „kann ich dir ſagen. Vom Morgen bis zum Abend. Üben, üben, üben. Dann Tonſatz, Kompoſitionslehre — Selbſtſtudium, ſo viel dazwiſchen Platz hat. Abends Konzerte, Opern. Aber es geht mir anders damit, als ich dachte. Menſch, es kann nichts Neues mehr geben. Es iſt alles ſchon da. Größer, gewaltiger, als es noch einer ſagen kann. Manchmal iſt es mir, als ob das alles, was ich in mir ſelber

hatte, in graue Fernen entſchwände. Wo iſt es? Was war es nur? Und was bin ich ſelbſt? Ein Zwerg bin ich, der vor lauter Rieſen ſteht.

Als ich noch ein halbwüchſiger Bub war, dann ein Student, da war es mir, als ob ich Erd' und Himmel in mir trüge und es alles klingen laſſen könne. Dann fand ich Lore — und ſie mich. Da war alles Jubel und Reigen. Nun muß ich mich da hindurchbeißen, durch all' das Fremde, und dann verſuchen, ob mir noch etwas Eigenes bleibt. Aber," er ſtraffte ſich unwillkürlich, „das will ich auch."

Er ſah flüchtig nach dem Nebentiſch hinüber. Dort lag eine dicke Mappe. Sprach ſie nicht laut davon, daß er es tat?

Sein verſchwiegenſtes Schaffen war darin, aller Jubel und alle Angſt und alle auffahrende Ungeduld, alle Hoffnung und alles Streben.

Dort lag die Mappe und rührte ſich nicht. Nein, er wollte lieber nichts von ihr erzählen.

„Das will ich auch," ſagte er nochmals, wie um ſich ſelber zu vergewiſſern.

„Sie ſagen alle: ohne ernſtes Studium geht es nicht, ohne Lehrer auch nicht. Alſo. Obgleich es mir oft iſt, als ob es mich arm mache und leer. Denn das iſt ja nicht meines, was ich treibe, das iſt das der andern. Dann geh' ich einen Tag lang fort, hinaus, auf den Starnbergerſee, nach Nymphenburg, in den Wald, irgendwo, wo ich mich auf mich ſelbſt beſinnen kann. Dann hör' ich es wieder von weitem."

Er ſprach unruhig, erregt, ſo, als ob unten in ſeiner Seele ein ſtarker Wellenſchlag wäre. Es wetterleuchtete in ſeinen Zügen von Glück und Not.

Und Fritz Hornſtein ſah ihn an und mußte ihn liebhaben trotz ſeiner Enttäuſchung mit Gertrud Cabiſius.

Einen Augenblick überlegte er auch, ob er nun nicht die Einladung des Rektors annehmen ſolle, ihn und die Enkelin einmal zu beſuchen. Nun konnte er ja ruhig hingehen, er kam dort niemand ins Gehege. Aber dann ſchüttelte er den Kopf: „das iſt keine von denen, die den Gegenſtand vertauſchen.“

* * *

Als die Freunde auseinandergingen, war es ſpät in der Nacht. Sie waren ſchließlich im Dunkeln geſeſſen.

Nun, als er allein war, zündete Georg die Lampe an und holte ein kleines Bündel Briefe hervor. Nur ein kleines. Sie waren von Gertrud und ſie hatte nur ſelten geſchrieben. Lorens Briefe lagen daneben; viele kleine, leichte Blätter, oft nur halb beſchrieben, hellfarbiges Papier, ein ſchwacher Duft von Maiglöckcheneſſenz kam ihm entgegen. Zwiſchen den zierlichen und oft ein wenig hüpfenden Buchſtaben ſah ihm ihr helles, lachendes Geſicht heraus.

Gertruds Briefe, ihre feſten, weißen Bogen mit den klaren, geraden Schriftzügen, lagen ſo ſchlicht dabei.

Warum konnten ſie nur nicht mehr miteinander gehen wie in der Kinderzeit, alle drei? Da ſtieß er die Schublade zu, daß die Lampe klirrte und ſetzte ſich an den Tiſch, um zu leſen.

Und wie er las, ein Blatt ums andere, da war es ihm, als ob er Gertrud von weitem ſähe, wie ſie abſchiednehmend grüßte und mit der Hand winkte: nun iſt es alles aus und vorbei.

Er verſuchte, es nicht zu glauben, was Fritz Hornſtein gemeint hatte.

Es waren ja ſo herzlich einfache Briefe. Sie fragten nach ſeinem Leben und Schaffen, zart und ohne zu drängen. Dann erzählten ſie vom Rektor Cabiſius, daß er nun faſt blind geworden ſei, aber aus ſeiner reichen, inneren Welt heraus ſo viel ſonniges, liebreiches Leben ſpende, und dann einiges von Gertrud ſelbſt. Das heißt von dem, was ſie arbeitete und las und ein weniges von dem, was ſie drüber dachte und von dem ſie meinte, daß es ihn beſchäftigen könne. Und immer etwas, das ihm Mut machen ſollte.

Aber wenn er die Briefe zum zweitenmal las, dann war es ihm, als ob jeder Satz etwas verhalte, etwas Unausgeſprochenes. Als ob die rechte Hand geſchrieben und die linke vorſichtig eine wunde Stelle beſchützt hätte, die keine Berührung vertrage. Da ſenkte ſich eine ſchwere, bittere Traurigkeit auf ihn. Er hörte die Betglocke auf dem Wiblinger Kirchenturm und ſah die Lichter hinter den Scheiben brennen und wußte, daß er nach Hauſe mußte und konnte doch nicht.

Bitterlich kam da das Heimweh über ihn.

Viertes Kapitel

Als das zweite Jahr in München um war, bekam Georg die Nachricht, daß ſeine Schwägerin geſtorben ſei.

Da kaufte er ſich einen ſchwarzen Filzhut, ein Florband um den Ärmel und eine Fahrkarte nach Hauſe.

Es war ihm um Franz. Der hatte ja doch niemand als ihn. Er empfand auf einmal mit Macht den ſtarken natürlichen Zuſammenhang mit ihm.

Aber als er ins Haus trat und in die Ladenſtube, fand er da ſchon einige Leidtragende: den Müller Hensler und zwei ſchwarzgekleidete Frauen — Lore und ihre Mutter. „Lore, du?" Sie ließ das Kuchenmeſſer, mit dem ſie eben hantiert hatte, fallen und drehte ſich raſch um. „Du — o — Georg — wir hatten dich erſt heut abend erwartet — o —" Da umſchloſſen ſie ſchon ſeine Arme. „Still." War ſie noch ſchöner geworden? In dem ſchwarzen Kleid ſah ſie ſo groß und ſchlank und vornehm aus. Da kam Frau Maute heran. Sie hatte eine breite Schürze aus Trauerkattun an und etwas aus ſchwarzem Krepp gemachtes auf dem Kopf und ihr Geſicht drückte eine Miſchung von feierlichen, traurigen und angenehmen Gefühlen aus.

Sie war mit einem Plan hierhergekommen, den ſie gleich nach der Beerdigung dem jungen Witwer zu offenbaren gedachte. Vorderhand zeigte ſie durch die Tat ihre verwandtſchaftliche Geſinnung für Franz, indem ſie geſchäftig hin und her ging, dem Müller Hensler einſchenkte, die Blumenſpenden der Wiblinger in Empfang nahm, hie und da eine Nachbarin in die Totenkammer führte, in der die junge Frau lag, die einſt ſo rührig hier herumgewirtſchaftet hatte, und indem ſie hie und da ein Federchen oder Härchen ſorgfältig von Franzens ſchwarzem Rock entfernte, das etwa daran hängen geblieben war.

Alle dieſe Taten vollbrachte ſie unter vielen und mütterlichen Reden, die ſie in etwas kläglichem Ton hervorbrachte, denn ſie hielt denſelben für am Platz und

paſſend bei dieſer Gelegenheit. Auch hatte ſie für Zwei gerührt und bewegt zu ſein, da Lore ſich ganz natürlich und anmutig betrug als ein Weſen, das durch ſein bloßes ſchönes und erfreuliches Daſein genug zum Troſt der betrübten Menſchheit beiträgt.

„Gelt, du wunderſt dich, daß wir da ſind?"

Sie lehnte ſich an Georg und ſah ihm in die Augen.

„Sag etwas; du biſt ganz verſtummt."

Ja, er hatte ſich im erſten Augenblick gewundert, wie man ſich im Traum wundert, daß etwas plötzlich da ſei, das man fern glaubte. Aber er war froh genug, daß ſie da war.

Alles zweifelhafte, unruhige Denken, das ihn in letzter Zeit oft gequält hatte, wenn er an ſie dachte, verſtummte vor ihrer leiblichen Gegenwart.

Aber als er nicht gleich etwas ſagte, hielt es Frau Maute für angezeigt, eine Erklärung zu geben.

Sie klopfte Franz, der im Großvaterſtuhl ſaß, auf die Achſel.

„Wenn man ſo nah verwandt iſt. Wir konnten ihn doch nicht im Stich laſſen, — jetzt. Hi hi." — Sie vergaß ſich und lachte geſchwind ein bißchen. Dann ſuchte ſie ſchnell wieder den leidtragenden Ton hervor, nahm die Schürze vor die Augen und ſagte hinter derſelben hervor:

„Es iſt vollends ſo ſchnell gegangen, man hätt's nicht gedacht. Vor ein paar Wochen, als Franz bei uns war" —

„Franz war bei euch?"

„Ja, hab' ich dir das nicht geſchrieben?" Lore ſtreichelte Georgs Hand. „Er war beim Doktor für ſeine Frau, da beſuchte er uns natürlich."

„Ja, wir haben die Verwandtſchaft ein bißchen gepflegt," ſagte Müller Hensler behaglich, „nicht, Franz?"

Franz nickte. Er ſah ſtark mitgenommen aus, trug ſich etwas ſchlaff und machte einen älteren Eindruck, als es ſeine achtundzwanzig Jahre wollten.

„Müller Hensler war auch mit in Tübingen? Das habt ihr mir alles nicht mitgeteilt."

„Ja du, du ſteckteſt ja bis über die Ohren in deinen Arbeiten. Was haſt du für Briefe geſchrieben — hu. Ich traute mich nicht mehr mit ſo kleinen Ereigniſſen an dich heran." Lore machte ein trotziges Mäulchen. „Es iſt nur gut, daß du endlich wieder einmal da biſt."

Da miſchte ſich Frau Maute wieder ein.

„Er hatte es ſchwer, der arme Franz. Es tat ihm gut, ein bißchen bei uns zu ſein. Ich — wenn man ſelbſt Mutter iſt — aber nun wollen wir ihn wieder herauskriegen."

„Mutter," ſagte Lore, „da kommt jemand mit einem Kranz." Da enteilte ſie und man hörte von draußen herein ihre klägliche Stimme, mit der ſie irgend eine Teilnahmsbezeugung quittierte.

* * *

Wenn jetzt Jungfer Lieſe dageweſen wäre. Wenn ſie jetzt wieder Schlüſſelbund und Geldtaſche an ſich genommen hätte, ſie, die Getreue, die ſo ungern ihre beiden Franze, den alten und den jungen, aus ihrer Obhut entlaſſen hatte.

Aber ſie war nicht mehr da, um die alten Pflicht- und Würdezeichen an ſich zu nehmen. Da mußten ſich andere Leute dazu bequemen, und das taten ſie auch.

Man muß es ihnen laſſen, daß ſie es äußerſt bereitwillig taten.

Es war je länger je mehr mit Hängen und Würgen gegangen, ſowohl was die Putzmacherei als die möblierten Zimmer betraf. Sie waren zu nichts gekommen und es hatte nirgends recht hinreichen wollen. Dazu kam, daß Lore nicht mehr recht Luſt hatte, in Tübingen zu ſein.

„Ach, es wächſt immer wieder ſo junges Gemüſe daher, was will ich davon? Ich wollte, Georg machte voran.“

Ja, das hätte Frau Maute auch gewollt.

Als Georg, etwas ſpäter als die andern, denn er hatte die bekannten Gräber beſucht und an Frau Judiths Grab Meiſter Nöſſel getroffen, — als er vom Kirchhof zurück kam und in die Ladenſtube trat, wo alle um den Kaffeetiſch ſaßen, verſtummte ein lebhaftes Geſpräch, das ſie ſoeben geführt hatten.

„Sag's ihm, Franz.“ „Nein, du.“ „Nein, ich,“ ſagte Lore und machte ihm an ihrer Seite Platz.

„Was würdeſt du dazu ſagen, wenn wir hier blieben, die Mutter und ich?“

„Man kann doch Franz nicht im Stich laſſen. Er muß doch jemand haben.“ Das ſagte Frau Maute. „Und da du wohl doch noch nicht ſo ſchnell Hochzeit machen kannſt, ſo dachten wir,“ ſie brach ab und ſah ihn erwartungsvoll an.

Wie merkwürdig das alles war. Eben noch dort draußen der eisgraue Mann, Meiſter Nöſſel, der ein ganzes Stück ſeiner Kindheit und Jugend in ihm wachgerufen hatte, dann im Heimgehen die alten Gaſſen und Häuſer, unter den Akazien Mütter mit Kindern — mit

den Müttern hatte er ſelber als Kind geſpielt — nun hier in ſeinem Vaterhaus, in der alten Ladenſtube, wo noch die beiden Edelleute an der Wand hingen, wie vor Zeiten, dieſer Kreis von Menſchen, niemand neues dabei, nur ſo neuartig zuſammengeſchloſſen.

Franz, der nur zwei Jahre älter war als er, ſaß da als Witwer, hatte ſchon alles erlebt, was in ein Menſchenleben herein gehört, was wollte er nun noch?

Und Lore, ſeine Lore, die ſollte hier daheim ſein, indes er draußen war? Und ihre Mutter ſollte hier ſchalten?

Frau Maute im Ehrenſpergerhaus? Wie merkwürdig.

Er fand nicht gleich eine Antwort, er ſah fragend von einem zum andern.

Der Müller Hensler ſaß neben Frau Maute und ſah ſehr einverſtanden aus.

„Jetzt wird's wieder gemütlich hier," ſagte er. „Jetzt werden wir wieder jung miteinander. Mach voran, Muſikante, dann kommſt du auch dazu."

„Ja, mach voran." Das ſagte auch Franz. Er hatte den ſchwarzen Rock ausgezogen und ſaß in Hemdärmeln da. Es war mühſelig und traurig zugegangen in ſeinem Leben die letzten Jahre her. Er hatte ſeiner Frau alle Erleichterung und alle Pflege angedeihen laſſen, die ſie ſich nicht ſelber als zu teuer verbat. Er glaubte ſich nichts vorwerfen zu müſſen. Jetzt, glaubte er, dürfe er ein wenig aufatmen.

„Platz hat's genug," ſagte er. „Ihr könnet im Oberſtock wohnen, heißt das, den Tag über gibt's genug zu tun ſo unten herum. Da iſt die Wirtſchaft und der Laden und die Küche, und —"

„Und der Krautgarten und das Baumgut," ſagte Lore und lachte. „Heidi, das gibt ein Leben. Dauert mich nur mein alter Riedeſel in Tübingen, ſonſt kein Menſch. Und derweil macht mein Herr Muſikdirektor ſeine wunderbaren Sachen fertig, von denen kein Menſch etwas rechtes erfährt, und dann — — jetzt mach du weiter, Georg."

Da ſahen ſie alle auf ihn.

Und dann? Er ſaß da und ſah vor ſich hin.

Es war ihm auf einmal, als ob er nicht daher gehöre. Gar nicht in dieſe Stube und in dieſen Kreis. Er hätte allein mit Franz auf das Baumgut gehen mögen, wie in Kindertagen und eine Weile mit ihm von ganz harmloſen Dingen reden, oder allein mit Lore in den Wald gehen. Er hatte ihr ſo viel zu ſagen, ſo viel. Er konnte es nicht hier tun, vor allen, er konnte es nicht.

Er ſah ſie bittend an: „Kommſt du ein wenig mit mir?"

Aber ſie merkte es nicht. Oder wollte ſie nicht?

„Du, Georg," ſagte ſie, „die Mutter hat erfahren, daß man fürs Komponieren faſt gar nichts bekomme. Man möge noch ſo ſchöne Sachen hinbringen. Sag, iſt das wahr? Du kannſt dir denken, daß ich keinen ſchlechten Schreck gekriegt habe. Aber du verſtehſt es wohl beſſer, gelt? Du mußt ja wiſſen, worauf es hinausläuft. Sag."

Und alle ſahen ihn an und wollten wiſſen, „worauf es hinauslaufe". Das war ſo natürlich — ſo natürlich. Aber es wandelte ihn dennoch die Luſt an, mit der Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen aus innerem Grimm heraus. Er mußte ſie im Sack ballen, daß er es nicht tat. Sie hatten ja doch ein Recht, zu fragen. Aber wie tauſendmal er ſich ſelber ſchon gefragt hatte, das wußten ſie ja nicht.

Er atmete ſchwer. „Ich habe mit dir davon reden wollen, Lore,“ ſagte er endlich, da ſie ihn alle anſahen.

„Du kannſt nicht ſagen, du wiſſeſt nichts von dem, was ich ſchaffe, ich habe es dir immer geſchrieben.

Ich habe etwas angefangen, das, wovon ich dir einſt ſagte, im Wald, an jenem Tag, etwas unſäglich Schönes. Die ganze Welt iſt drin. Ich höre es im Wachen und im Traum. Das muß werden. Es wird auch. Aber laß mir Zeit dazu, Lore, glaub' an mich, ſei geduldig. Sieh, manchmal iſt es zum Greifen nahe, dann entſchwindet es wieder in alle Fernen.“

Er ſprang auf, lehnte ſich an das Fenſterkreuz und redete im Stehen weiter. Seine Augen lagen auf Lore, er ſuchte in ihrem Geſicht. Suchte er den hellen Funken, der damals von ihr zu ihm geſprungen war, zündend, verheißend, befruchtend?

„Ich — ich habe es dir ſchreiben wollen. Ich will aus dem Konſervatorium austreten, es iſt nichts für mich. Es iſt da ſo viel zu hören und zu lernen, das mich nichts angeht innerlich. Ich will einmal nur auf das horchen, was aus mir herauswill. Sonſt kommt mir hundertmal das Fremde dazwiſchen.“

Er ſah ſie alle der Reihe nach an. Sie machten verdutzte Geſichter.

„Ja,“ ſagte Frau Maute, „davon iſt ja aber nicht die Rede und das verſtehen wir auch nicht ſo. Es iſt nur die Frage, worauf es ſchließlich hinausläuft. — Doch, Lore, das muß ich als Mutter doch fragen.“

Und Franz und Müller Hensler nickten bedächtig dazu und nahmen breite Schlücke von dem roten Wein, der in den Gläſern ſtand; denn mit dem Kaffee waren ſie nun fertig.

„Ich kann es euch nicht ſagen," dachte er troſtlos. „Ihr verſteht mich doch nicht. Ihr fraget nur: was bringt es ein?" Dann raffte er ſich auf.

„Laßt mir noch ein wenig Zeit," ſagte er. „Wenn ich das Werk fertig habe — es brennt mich und ich muß es ſchaffen, dann freut ihr euch mit mir. Dann wird ſich das Weitere auch zeigen. Dann iſt mir auch um eine Stellung nicht bange. Ich will es ihnen ſchon in die Ohren bringen, ſie müſſen es hören. Glaub' daran, Lore, du haſt es doch immer getan." Sein Geſicht ſah ſo warm und bittend in das ihrige, es wurde ihr ſo frühlingshaft zu Mute, als ob ſie vor einem Baum ſtände, der war voller Knoſpen, und der Baum gehörte ihr, und wenn er in Blüte ſtände, dann ſollte ſie Hochzeit machen. Aber als ſie aufſtand und ihm liebe, vertrauende Worte ſagen wollte, ſah ſie zufällig in den Spiegel und ſah, daß ihre Mutter, die hinter ihr ſtand, ihr zuwinkte: „Sei nicht zu nachgiebig; du mußt ihm den Ernſt zeigen. Du weißt, er iſt ein verträumter Idealiſt." Und ſie trat zwar zu ihm und legte den Arm um ſeinen Nacken und ſah ihn an; aber es war nicht das gläubige Leuchten, nach dem er ſich ſehnte, in ihren Augen, ſondern eine drängende Glut: „liebſter Menſch, man iſt nur einmal jung. Siehſt du mich? Da haſt du mich. Komm bald. Du haſt es mir verſprochen." Und in ihm ſchrie etwas auf, das hatte er lange und oft in ſich verſtummen heißen: „an einem wirſt du ſchuldig. An Lore oder an deiner Kunſt. Es iſt anders, als du gemeint haſt. Schuldig wirſt du, ſo oder ſo. Du wirſt wohl ein Brot ſuchen müſſen; du biſt dazu verpflichtet, bald. Aber das war es nicht, nach dem du ausgingeſt."

Er wußte nicht, wo er hinſehen ſollte, um ſeine Not

zu verbergen und verbarg ſein Geſicht in ihrer Hand und ſagte nach einer Weile, daß er jetzt gehen wolle, um den Rektor zu beſuchen. „Und Gertrud," dachte er im ſtillen, und auch da war ein Druck, wie von Schuld oder Furcht oder Sehnſucht. Er hatte ſie jetzt zwei Jahre lang nicht geſehen und wußte nicht, wie er ihr gegenübertreten ſollte, ihr, der er am liebſten alles ausgeleert hätte, was in ihm umging von Glück und Not.

Aber als er, um dem Denken ein Ende zu machen, an der Glocke des Rektorhauſes zog, da guckte ein junges Dienſtmädchen heraus und ſagte, daß der Herr Rektor und das Fräulein verreiſt ſeien für etliche Tage, und daß der Herr Rektor ſich einer Augenoperation unterziehe.

Alſo brauchte er ſich nun nicht mehr zu beſinnen: will ich? will ich nicht? ſondern konnte gleich umkehren, denn da war nichts für ihn zu holen. Er brachte es aber nicht über ſich, fortzugehen, ſondern klinkte die Gartentür auf und ſchritt zwiſchen den buchseingefaßten Beeten durch den Gemüſegarten, kam bis unter die Obſtbäume, die dies Jahr nicht viel trugen und ſetzte ſich in ſchweren Gedanken unter den Süßapfelbaum. Wo waren die Bubenträume, die er hier geſponnen hatte? Und wo war Gertrud, der er ſie erzählt hatte?

Hier waren ſie zu dreien geſeſſen, damals, eh' Lore nach Tübingen ging. Ein Schwarzköpfchen ſang in der Hecke am Stadtgraben ſein Abendlied; die Zweige des Baumes rauſchten leiſe in einem weichen Wind, und er ſaß und die Augen fielen ihm zu. Er war in der Nacht gereiſt und der Tag war unruhig geweſen. Aber plötzlich ſah er ſtaunend auf. Unter den Bäumen kam ein alter Mann daher, gebückt, grau — nein, das war nicht möglich — doch — es war der alte Hollermann. Ganz

ſo wie einſt ſah er aus, nur daß das Hinfällige, Schlaffe, Runzelige wie überſonnt oder durchſchienen war von etwas Feſtem, Frohem, Starkem.

Nun blieb er ſtehen, ſtützte ſich auf ſeinen Stock und ſah auf den Daſitzenden.

Der erſchrak und das Herz klopfte ihm.

„Ach," ſagte er unſicher, „das biſt du? Biſt du das und kommſt zu mir? — Das kann ja doch aber nicht ſein. Du biſt ja doch geſtorben." Da lächelte der Alte. Es war ganz ſein ſtilles, feines Lächeln von einſt; es ging aber über den ganzen Mann hin.

„Ja, geſtorben, das nennt ihr ſo, weil ihr keine andere Bezeichnung wiſſet. Ihr ſehet nicht ſo beſonders weit hinaus, ihr auf Erden. Aber dafür könnet ihr nichts. Wir nennen das nur „ſich verändern", und ich habe mich verändert, das iſt wahr. Und es iſt gut ſo.

Aber davon wollte ich nicht reden. Ich wollte dich nur fragen: Haſt du etwas gefunden?"

„Gefunden?"

„Ja, du wollteſt ja doch das ſchönſte Lied ſuchen, das, bei dem die ganze Welt mitſingt? Du biſt doch noch auf der Suche?"

Da ſenkte Georg den Kopf in großer Traurigkeit.

Der Alte aber ſah ihn immer an mit ſeinen ruhig betrachtenden Blicken.

„Was haſt du denn für einen ſchweren Sack auf dem Rücken? Es raſſelt darin und poltert, ſo kannſt du ja nicht horchen."

Das hatte der Jüngere ſelber nicht gewußt, daß er den Sack trug. Alſo daher kam der ſchwere Druck, den er empfand? „O, es ſind nur Steine drin," ſagte er. „Ich muß ein Haus bauen für Lore, ſie ſagt, ich habe

es ihr verſprochen. Ich habe es nicht ſo bedacht, daß ich das muß. Aber darum iſt es nun doch ſo. Da muß ich jetzt die Steine tragen. Es iſt ſchwer, ich kann mich nicht bei dir aufhalten. Horchen? Nein, horchen kann ich auch nicht." Aber der Alte wuchs ſo ſonderbar. Er ſchien die Bäume zu überragen und ſeine Augen wurden immer leuchtender und durchdringender.

„Du," ſagte er, „du Sonntagskind, du gehörſt dennoch zu den Horchenden. Du mußt die Steine wegwerfen, du kannſt jetzt kein Haus bauen. Das weißt du ja ſelber. Du mußt ja doch das Lied ſuchen. Du willſt nicht, du mußt. Hörſt du nicht, wie es klingt?"

Da zog eine ferne, leiſe Muſik an ihnen vorüber und Georg horchte mit klopfendem Herzen.

„Das war's, das iſt's." Aber als er aufſpringen wollte, raſſelten die Steine in dem Sack.

Und er warf ſich vor Hollermann auf die Kniee und umfaßte ihn.

„Hilf mir," ſagte er. „Du ſiehſt mich durch und durch. Du weißt, wie es iſt."

Aber Hollermann ſagte nichts mehr. Nur mit einer ſonderbar linden, feinen Hand ſtreichelte er den Knieenden, immer von der Stirn bis zum Nacken, daß es ihn durchrieſelte wie von einer belebenden Wärme. Da wurde es ihm ſo leicht zu Mute, ſo leicht und frei.

„Ich will aufſtehen und ihm nachgehen," ſagte er.

„Ja," ſagte Hollermann, „und da iſt auch die Geige."

Da ſah Georg mit Staunen feine, ſilberglänzende Fäden, wie aus Mariengarn geſponnen, die gingen von ſeiner Bruſt aus und waren an den Bäumen und Sträuchern ringsum befeſtigt und Hollermann rührte daran, da klangen ſie, teils ſtark teils leiſe.

„Ein Ton die Schuld, ein Ton die Liebe, ein Ton die Sehnſucht, ein Ton das Alleinſein, das große, herbe, ein Ton die Mühe — kannſt du ſie alle? Du mußteſt ſie alle erleben, um ſie zu kennen.“

„Still.“ Georg horchte atemlos. Das klang alles in ſeinem Herzen, aber draußen in der Welt klang es mit.

„Einiges fehlt noch,“ ſagte Hollermann und lächelte.

„Das mußt du noch ſuchen. Und einiges, das weißt du, findeſt du erſt in dem andern Land. Aber laß dich nicht irre machen, es iſt doch da und iſt wirklich. Davon ſollſt du ſingen: Was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig —.“

Jetzt war es auf einmal nicht mehr Hollermann, ſondern Frau Judith, und dann war es Meiſter Nöſſel, und dann Georgs Mutter, wie ſie ausſah an dem Tag, dem einen, da es Licht bei ihr geworden war. Und dann kam die Rektorin Cabiſius daran, und weit weg tauchte der Rektor auf, und Gertrud noch weiter, wie ein Schatten, aber alle waren ſie da und er hörte Hollermann ſagen: „Sind wir nicht viele? Sind wir nicht eine feine, ſtille Gemeinde? Nun wollen wir ihm das Lied ſingen. Leiſe, — man muß hören, daß alles mitſingt.“

Da entſtand ein wogender, ſchwebender Geſang, ein feines und doch ſtarkes Klingen. Die Sterne ſtanden am Himmel und ließen ſilberne Töne niederfallen, die Bäume regten ſingend ihre Äſte und jedes Blättlein ſchwang leiſe mit, der Wind trug auf ſeinen Flügeln von ferne her ſtarke Harmonieen, irgendwo rauſchte es, da war doch aber kein Fluß? Ach nein, Gertrud ſagte: „Im Zeitſtrom, der vorüberrauſcht.“ Und aus den wenigen Menſchen im Garten waren viele, unzählige geworden,

wie Schatten glitten alte Bekannte und fremde Geſichter an ihm vorbei, und ſie ſangen alle:

„Alle die Schönheit Himmels und der Erden
Iſt verfaßt in dir allein,“

und alles ringsumher ſang mit. Das Lied hatte Georg ſchon früher einmal gehört, er wußte nur nicht mehr, wo. Ihm brannte das Herz und er verſuchte mitzuſingen, aber da wurde alles undeutlich und zerfloß, und er ſaß mit offenen Augen und klopfenden Pulſen unter dem Süßapfelbaum. Es war ein Klingen und Schwirren in ihm, das zog mit den Strömen ſeines wallenden Blutes auf und ab; es rauſchte leiſe wie von weichen Gewändern, es war ein Schimmern zwiſchen dem Geſträuch hindurch, wie von weißen Fittichen, da rieb er ſich die Augen und ſtand auf und war allein.

Der Mond ging heute früh auf, er kam ſchon am Horizont herauf und warf einen milden, ſilbernen Schein da herein. Drüben über dem Stadtgraben war die Seilerbahn, die aufgeſpannten Seile ſchimmerten weiß in dem bleichen Licht, irgendwo ſang eine Männerſtimme — ein Volkslied — „und ſo will ich wacker ſtreiten, und ſoll ich den Tod erleiden“ — mehr war nicht zu hören.

Und Georg Ehrenſperger, der mutlos und ſchweren Herzens hierher gekommen war, reckte ſich, daß er aufrecht und hoch den Gartenſteig wieder zurückging und in ſeiner Seele gingen hohe Wellen. „Ich kann noch nicht gleich heimgehen, ich will noch in den Wald hinauf. Die Nacht möchte ich durchwandern, ganz allein. Still, daß kein Ton vergeht. Wie ein Segen iſt es auf mich herabgekommen.“ Und er beugte den Kopf, wie um es beſſer tragen zu können, was ihn wie ein ſchwerer Reichtum

füllte, und trug den Hut in der Hand. Vor den Fenſtern des Rektorhauſes blieb er ſtehen und grüßte die Abweſenden. „Ihr gehöret dennoch zu mir. Ich gehöre dennoch zu euch.“ Dann ſchritt er durch die Gaſſen. Es war niemand mehr draußen. Das war ihm recht. Die Brunnen plätſcherten, hinter den Scheiben entzündeten ſich die Lichter, er ließ das Städtlein mit ſeinen Heimweſen hinter ſich und ging die kleine Anhöhe hinauf, den Dinkelsbühl, und kam in den jungen Eichenwald, der dort droben ſteht.

Als einem, der lang in der Fremde geweſen und dann heimgekommen iſt, war es ihm.

Kühl und weich war das Moos am Waldrand, in das er ſein Geſicht drückte. Ganz ſtill ſtanden die jungen Bäume und horchten. Aber ſie hörten nicht, was er redete, es kam nicht über die Lippen.

Vielleicht wußte er es auch ſelber nicht ſo genau, was alles in ſtarkem Lebensdrang aus ſeiner Seele ſtrömte. Ein Dank und eine Freude und ein Sich-hingeben-wollen an die Welt. Ein Gebet: Bleib mir nah, du — du ew'ger Geiſt, des Weſen alles füllet —, bleibet mir nah — ihr, die ihr zu mir gekommen ſeid — ſchließet einen Kreis um mich. Das und mehr. Es wurde immer ſtiller, größer, es ging immer mehr nach innen.

Leiſe ging der Nachtwind über ihn hin.

Er iſt ſchon über manchen hingegangen, der in der Nacht „auf einen Berg beſonders“ ging, um ſich in der ewigen Einheit zu faſſen, und um den rechten Ton zu finden, am Morgen mit den Menſchen vom Ewigen zu reden.

Es war ziemlich ſpät, als Georg wieder den Berg hinabſtieg. Alles war ſtill umher, er ſing hie und da

leiſe an zu ſummen: „Alle die Schönheit Himmels und der Erden iſt verfaßt in dir allein“ und dann brach er wieder ab: „ſtill!“ und ſagte:

„Das wahre mir zur Leuchte,
Auf daß mir's auch den Pfad erhellt,
Der mich umnachtet deuchte.“

Sie hatten auf ihn gewartet und waren etwas ärgerlich, daß er ſo lange ausgeblieben war. Und Lore ſaß im Großvaterſtuhl und rührte ſich nicht, als er hereinkam. War ſie böſe? Daran hatte er gar nicht gedacht, er wollte ihr ſein ganzes, volles Herz bringen, das hatte ihm zuletzt die Schritte beflügelt. Da ſah ſie auf und ſah ihn an und wollte irgend etwas Gekränktes ſagen und blieb ſtaunend ſtill. So rein und ſchön war der Glanz ſeiner Augen und ſo ſtill und feſt ſeine ganze Haltung, ſo ſehr leuchtete ihr ſeine hohe Liebe entgegen und dann noch etwas, das ſie nicht kannte, etwas Sieghaftes, Heiliges.

„Komm,“ ſagte er. „Ich muß morgen früh abreiſen, wir haben nur den einen Abend. Komm mit mir in meine Kammer herauf, in der ich mit vierzehn Jahren ſchlief. Nein, ſag nichts, ich muß dir viel erzählen.“

Da führte er ſie an der Hand aus der Stube und die Treppen hinauf bis unters Dach, und die Zurückbleibenden ſchüttelten ratlos die Köpfe: „Was hat er jetzt wieder? Iſt das ein närriſcher Menſch.“ Und ratſchlagten, ob denn jemals etwas aus ihm werde, und fanden große Beruhigung in der Erkenntnis, daß „ſo etwas“ ſonſt nicht in der Ehrenſpergersfamilie daheim ſei, — wenn er aber nur nichts Ungutes von ſeiner Mutter geerbt habe.

* * *

Sie war viel hin- und hergezogen worden, ſo lang er fern war. Etwas, das Beſte in ihr, das ſtrebte nach ihm, das kam zur Entfaltung in der Gemeinſchaft mit ihm, in ſeiner Liebe, und in dem Willen, mit ihm in ſeiner Welt zu leben.

Aber da war ſo viel anderes daneben. In ihr ſelbſt und in ihrer Umgebung. Nun ſaß ſie neben ihm, auf der Kiſte, die er ſich einſt zu einem Sofa geträumt hatte. Das alte bunte Umſchlagtuch ſeiner Mutter lag noch darüber ausgebreitet von lang her. Sie ſah zu ihm auf mit erſtaunten Augen. Was hatte er nur? Da war nichts zu kritteln und zu tadeln, er ſtand ſicher und hoch in einer reinen, ſchönen Welt.

Und ohne den Druck und die Unſicherheit des Nachmittags fing er an, ihr von ſeinem Werk zu erzählen, das ihm jetzt wie ein Ganzes vor der Seele ſtand, ja, das ihm innerlich fertig zu ſein ſchien, ſo gewaltig tönte es.

„Könnt' ich dich nur dazu hineinhorchen laſſen, Lore. Das wär das Beſte. Denn mit Worten iſt es ſchwer zu ſagen. Aber dennoch. Alſo du weißt: Da geht einer aus und will das ſchönſte Lied ſuchen. Ein Geiger. Er hat es im Traum gehört, jetzt läßt es ihn nicht mehr los, er muß es wieder haben. Zuerſt hört man den Traum, das fängt ganz fein an mit Streichinſtrumenten die tragen eine Melodie wie auf Fittichen. Dann will es eine einzelne Geige nachbilden, das iſt immer er; aber es tönt ihm anders, nicht ſo, wie er es gehört hat. Dann geht er auf die Wanderung und ſucht immer. Da kommen Vogelſtimmen, Waſſerwellen, Winde, Gewitterſtürme. Überall iſt ein bißchen davon drin, aber nur da ein Ton und dort einer. Und immer wieder die Geige, die ihn feſthalten will, und immer wieder bricht

ſie ab und verſtummt, weil da ſo viel anderes hereinklingt. Und er merkt, daß er in der Natur allein das Lied, das ganze nicht findet, und er geht unter die Menſchen und will das ganze, reiche Leben kennen lernen. Da muß es doch irgendwo tönen. Da — da müßten eigentlich Chöre hinein, ich weiß noch nicht, — ſind ſpielende Kinder, und ſingen junge Burſchen und Mädchen, weißt du, Lore, nach Hinkelsbach zu am Sonntag nachmittag, und er ſpielt ihnen zum Tanz auf, und erſchrickt, denn er hat auf einmal die Melodie vergeſſen, die immer auf dem Grund ſeiner Seele war. Und zieht weiter und im Alleinſein fängt ſie wieder an zu tönen.

Er kommt durch Städte und Dörfer und findet allen Reichtum und alle Armut und lernt Liebe kennen und alles Verlangen und alle Not und auch die Schuld und auch die Sehnſucht. Das alles tönt in den Menſchenherzen, das hört man immer von den Inſtrumenten, und es klopft auch in dem ſeinigen, das iſt immer die einſame Geige. Und überall iſt etwas darin von dem ſchönſten Lied, aber es iſt nie das ganze. Er kommt auch in die Kirche, — das hab' ich ſchon, Lore, ich möchte es dir vorſpielen, — da iſt ein breiter Strom von einer tiefen, feierlichen Muſik, und er glaubt ſchon, hier am Ziele zu ſein, denn ein paarmal klingt ſtark und deutlich die erſehnte Melodie heraus, aber — weg iſt ſie wieder, auch da nicht das Ganze, und das Bruchſtück nicht ganz rein. O, wo biſt du?

Da iſt ein Stück weit müde, hoffnungsloſe Grauheit in der Muſik und nur die Geige, ſein eigenes Herz, ſummt ſich hie und da die paar Takte, die es noch weiß. Aber ſiehſt du, Lore, er gibt das Suchen nicht auf, das iſt es, was ich ſagen möchte. — Was ſagſt du? ich ſei

dennoch ein Pfarrer? weil ich das Predigen nicht laſſen könne? Ja, das muß ja wohl ſo ſein. Und ſieh, es iſt auch nicht umſonſt. Denn als alle die andern Stimmen ſchweigen und er alt wird und ſtill, da — da iſt zwei — drei Takte lang Pauſe in der Muſik, — da tönt ihm auf einmal die Traummelodie wieder, irgendwo her, immer ſchöner, immer ſtärker, und er hört plötzlich, daß alles Geſchaffene mitklingt, nicht mehr bruchſtückweiſe, ganz, und er erkennt, daß ſie nicht im Leben drin, daß ſie das Leben ſelber iſt. Das geht nun nicht aus, das iſt ewig, das geht für ihn erſt an. Und er will raſch mitklingen, denn die Saiten ſeiner Geige zittern ſchon, und er ſpielt und ſpielt, da reißt eine Saite um die andere, jauchzend brechen ſie ab — dann iſt die Geige ſtill — dann hört man nur noch die Melodie im Orcheſter, leiſer — immer leiſer, bis es alles wie in weite Fernen entſchwindet."

Sie wagte kein Wort zu ſagen, als er nun aufatmend ſchwieg. Sie ſah ihn nur an, wie man ein fremdes, ſchönes Bild anſieht, das dennoch ſo rätſelhaft bekannte Züge trägt. Er war ſo anders, als ſie ihn ſonſt kannte, ſo erhoben, — ſo glänzend von dem inneren Licht, das ihn zu erhellen ſchien. Aber dann wußte ſie doch, daß er ihr gehörte und ſie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, wie um die Befangenheit abzuſtreifen. „Und das hörſt du alles in dir drin?" fragte ſie. „Das kannſt du alles in Töne bringen?" Da nickte er. „So Gott es mir hütet. So ſtark war es noch nie wie heut Abend. Es war oft eine Qual in den letzten Monaten — ach, wir wollen jetzt nicht mehr davon reden. Ich glaubte, ich hätte mich verlaufen. Sie fragten immer: Wo hinaus? Und ich wußte es nicht. Und dabei ent-

ſchwand mir alles. Lore, das kommt nicht, wenn man es zwingen will, es kommt nur ungerufen. So kam es heute."

Da ging auch durch ſie etwas Großes hindurch, ein Glauben an ihn, — oder ein Glauben an ſeinen Glauben.

„Geh," ſagte ſie, und er ſah das Leuchten ihrer Augen wieder, „geh und halt's feſt, und wenn du es feſtgenagelt haſt, dann komm wieder. Und dann — gelt dann —." Er legte leicht die Hand auf ihren Mund. „Sag nichts ſonſt, heute nicht. Es kommt alles, eins ums andere." Und ſchloß ſie in ſeine Arme. „Du, o du, wenn ich nicht mehr zwiſchen beidem hin- und hergeriſſen bin, und kann froh an dich denken und froh an meinem Werke ſein — halt die Hände darüber, Lore — dann komm ich einſt zu dir — dann ſind wir beide geſegnet, du und ich.

* * *

Als der Morgen graute, ging er aus dem Haus ſeiner Väter. Lore hörte ihn, wie er die Treppe hinabſtieg und hörte die Haustür ins Schloß fallen und hörte ſeine raſchen, feſten Tritte auf dem Pflaſter des Marktplatzes. Sie ſah zu ihrer Mutter hinüber, die lag auch wach, ſie blinzelte zwiſchen verſchlafenen Lidern zu der Tochter herüber. „Na, ihr habt's ja wichtig gehabt geſtern abend. Was habt ihr denn jetzt ausgemacht?" „Ausgemacht? Ach, er hat mir erzählt, was er ſchafft." „Ja, und dann?" Lore drückte den Kopf in die Kiſſen und dehnte ſich wohlig. „Dann hab ich ihm verſprochen, daß ihr ihn in Ruh laſſen ſollt. Er weiß ſelber, was er zu tun hat. Hörſt du? Sie machen ſchon die Ladentür auf. Iſt das Franz? Das Frühaufſtehen, weißt du, Mutter, das iſt eigentlich nicht ſo meine Sache."

* * *

Er ging im dämmernden Morgen nach der Bahn, die Seele voll frischen Mutes und Glaubens, das Herz erwärmt von der alten Heimat und von Lore, die nun dort leben sollte. In wenigen Tagen schon wollten die beiden Frauen nach Wiblingen umziehen. Ach — es konnte ihm ja nur lieb sein. Sie war so wohl behütet in seiner Heimat. Er konnte so ruhig an sie denken und konnte einmal heimkommen und sich erfrischen an ihr — an allem Heimatlichen, bis — ja bis er ganz kam und sie zu sich holte. Wann? wohin? Das lag heute nicht so schwer auf ihm. Es fand sich, eins ums andere, jetzt, da er so reich an tönenden, treibenden Kräften wieder auszog.

„Ach, das habe ich nicht gesagt. Das habe ich vergessen. Sie soll Gertrud besuchen, bald und oft. Sie soll lieb mit ihr sein. Ich will es ihr schreiben, so bald ich nach München komme. — Gertrud — sie muß unsere Schwester sein, sie wird es auch, sie war die meinige, so lang ich denken kann. Das muß wieder zurecht kommen, es muß ja."

Da hallten feierliche Schläge vom Turm. Und weit tat sich ihm das Herz auf. Die Morgenglocke. Mit der alten vertrauten Stimme rief sie ihn und gab ihm alles mit auf den Weg, was sie von jeher für ihn gehabt hatte. Es war aber alles schon vorher wach, wer weiß, ob sie sonst den Weg in sein Inneres gefunden hätte. Er nahm den Hut ab. Die Morgenluft spielte mit seinem Haar.

„Ich — ich will dir nicht entlaufen. Ich will dir dennoch dienen. Das wahre mir zur Leuchte."

Und alle die alten, vertrauten Gestalten standen um ihn und nickten ihm zu und er war der ihren einer.

Fünftes Kapitel

Ein Frühlingstag, ein ganz rechter und echter. Alles, was blühen konnte, drängte und trieb und machte die Augen auf, alles, was zwitſchern und ſchwirren und ſummen konnte, tat es, alles, was ſich zu freuen vermochte, nahm, falls es den Winter hindurch aus der Übung gekommen war, einen neuen Anlauf dazu.

Im Rektorgarten blühten Syringen und Goldregen, und in den Beeten Narziſſen und Kaiſerkronen, es ſchwatzten die Staren und ſchmetterten die Buchfinken, es ſaßen um den ſteinernen Tiſch unter dem großen Nußbaum drei Kinder, ebenfalls blühend, ebenfalls in lauten und lebendigen Tönen in das allgemeine Konzert der Daſeinsfreude einſtimmend.

Der Rektor Cabiſius ging nicht wie an jenem erſten Frühlingstag, da wir ihn kennen lernten, in den Steigen auf und ab. Er ſaß an der ſonnigſten Stelle des Gartens in einem Korblehnſtuhl und ließ ſich anſcheinen, ohne daß er das Licht erblicken konnte. Denn er war jetzt bis auf einen kleinen, ganz kleinen Schein blind geworden. Aber die Pfeife hielt er noch in der Hand und als ſeine Enkelin zu ihm trat, da ſaß er umgeben von einem leichten Rauchwölkchen und taktierte, wenn er wieder ein paar Züge getan hatte, nach irgend einer Melodie, die er zu vernehmen ſchien, und ſein Geſicht war ſo klar und heiter wie je. Vielleicht war es die Jubelouvertüre der Schöpfung, zu der ihm auch das Kindergeſchwätz gehörte: „Freude, ſchöner Götterfunken, Tochter aus Elyſium,“ vielleicht auch zeigte ihm ein inneres Licht die Eingangshalle zu den Gefilden, die wir mit unſeren guten Augen nicht zu erblicken vermögen und

es klang feierlich in ihm: „wir betreten feuertrunken, Himmliſche, dein Heiligtum.“ Jedenfalls ſah er aus, als ob er einer von denen ſei, bei denen es „um den Abend licht“ wird.

Und das ſtimmte ja freilich nicht mit den äußeren Tatſachen. Aber darnach fragte der Rektor Cabiſius nicht ſo viel.

„Großvater, du bekommſt Beſuch,“ ſagte Gertrud. Und da kamen auch ſchon hinter ihren raſchen, feſten Tritten die etwas ſchlurfenden, von Stockſtößen begleiteten des Meiſters Nöſſel den Gartenweg herauf. Sie gab dem Großvater nur geſchwind die Hand, eine breite, kräftige, nicht eben zarte Hand, denn ſie mußte ihn hie und da ihres Dabeiſeins verſichern. Dann führte ſie den alten Mann zu ihm. „Da iſt noch ein bequemer Stuhl, Meiſter Nöſſel, und — ja, und Konrad ſoll noch eine Pfeife herunterholen, und da ſteht der Tabak und das Feuerzeug. Ich muß wieder zu meinen Kindern.“ Und dann ging ſie wieder an den Tiſch hinüber und hatte es ſehr wichtig und ſehr mütterlich mit einem großen Brotlaib und der Butterdoſe, und ſah nicht, wie der eine der beiden alten Männer ihr kopfnickend nachſah und wie der andere zu ſeinen Worten lächelte: „Wenn ſie die Judith ſo ſehen könnte, wie ſie da hantiert und ſo ein helles Geſicht hat und ſo aufrecht iſt.“ Ja, da waren die beiden Alten wieder an ihrem Lieblingsthema angelangt: die Vorangegangenen, und die alten Zeiten, und das, was noch aus den alten Zeiten in der Gegenwart mit ihnen lebte, — das Kind.

Es war ein reiches und ein herzerwärmendes Thema, und all' das Lebendige rings umher gab eine gute Begleitung dazu. Es hatte in dieſem Garten von jeher

und immer wieder Kinder und Blumen und Vögel gegeben, und auch mütterliche Frauen, die ſich an Kindern und Blumen und Vögeln zu freuen wußten, — auch dann, wenn in ihrem eigenen Leben ſchon einiges abgeblüht und verklungen war. Gertrud paßte nicht ſchlecht in die Fußtapfen ihrer Vorgängerinnen in dieſem Garten. Sie hatte wacker aufgehoben, was ihr an Leid des Lebens auf den Weg gelegt worden war, und ſie trug es nnu nicht wie einen Trauerflor um ſich her, ſondern ſie hatte es, da es ja freilich nicht von flüchtiger Art war, tief in ſich hineingeſchloſſen. Da wohnte es, ganz nah bei der „zwölften Kammer," von der ſchon einmal die Rede war, und trat ans Tageslicht nur in einer reifen, warmen Mütterlichkeit gegen alles, was eines Schutzes oder einer Hilfe zu bedürfen ſchien, in einem ernſten und klugen Verſtehen von allerlei Nöten, die den Menſchen in ihrem Bereich — auch nicht immer auf der Stirne geſchrieben ſtanden.

Es war Feiertag und ſie hatte ſich die Kinder geholt. Es waren die drei Buben der Türmersleute, die drei Entenmänner, die damals bei dem Adventsgewitter ſo heldenhaft die Köpfe unter die Decke ſteckten. Sie waren ſeitdem um ein gutes Stück gewachſen, hatten helle, kurzgeſchorene Köpfe und lebhafte Augen, und Gertrud ging damit um, ihnen ein gut Teil von dem allgemeinen Wiſſen, das ſie ſelber einſt ſo hungrig in ſich aufgenommen hatte, zukommen zu laſſen. Warum war ſie nicht Lehrerin geworden, wie einſt beſtimmt war? Warum ſahen die beiden, der Älteſte, ſtarke und der Mittlere, zarte, mit ſo hungrigen Augen drein, wenn ſie ihnen hinten unter dem Süßapfelbaum von den Wundern und Sagen der alten Griechen und von den Taten unſerer eigenen Vor-

väter und zuweilen auch von dem Zug der Kinder Iſrael durch die Wüſte erzählte? Der Jüngſte, der war ein wenig dick und ein wenig denkfaul, der mochte ja ihretwegen Flickſchneider werden, obgleich — wenn ſie das ſagte, dann erſchien ſie noch einen Zoll höher als ſonſt — droben auf dem Turm Meiſter Nöſſel auf dem Schneidertiſch geſeſſen war, der ſich mit allerhand Weiſen und Gelehrten meſſen konnte. Sie wollte das ihrige tun, daß dieſe ihre Patenkinder, ſie mochten werden was ſie wollten, Teil hätten an den geiſtigen Gütern der Menſchheit. Ja, macht nur die Augen auf, ihr Buben. Dote Gertrud hat ſo vieles in ſich angeſammelt, ſie hilft ſich ſelbſt, wenn ſie euch hilft.

Aber was verſteht ihr davon?

Ihr rennet davon, alle drei, wenn ihr euer Veſperbrot gegeſſen habt und ſpielet unter den Bäumen „Frau Mutter leih mir d' Scheer", nach einiger Zeit liegt einer von euch, der kleine, feine Leonhard, unter dem jungen Birnbaum am Stadtgraben und verſchränkt die Hände hinter dem Kopf und guckt nach dem blauen Himmel, der zwiſchen dem Geäſt hereinſieht und guckt den Wolken nach. Wer hat dich gelehrt, gerade ſo träumeriſch dreinzuſehen, wie Georg Ehrenſperger, und gerade ſo leiſe vor dich hinzuſummen, als ob dir etwas Schönes durch Kopf und Herz ginge?

Abgewendet hat ſich Gertrud, als ſie dir eine Weile zugeſehen hatte und nun ſteht ſie an dem Bretterzaun, der den Garten von der Straße nach Hinkelsbach trennt und ſieht hinaus — hinaus.

Weißer Staub liegt auf der Landſtraße, ein Lüftchen kommt und wirbelt ihn in die Höhe. Kinder verlaſſen den ſchmalen Steig, der neben der Straße hergeht und ſchlürfen

mit den Schuhen durch den Staub, es iſt ſo luſtig, wenn ſich das ſchwarze Leder weiß färbt. Mögen die Eltern auf dem ehrbaren Steig einhergehen und ihre ſauberen Feiertagskleider ſchonen. Ihr Teil Staub bekommen ſie dennoch, ſo gut wie die hellbegrünten Hecken am Weg und das junge Gras davor. Aber es ſchadet nichts, der Frühlingswind iſt luſtig und der tanzende Staub iſt luſtig, und die weißen Wölkchen, die durch den blauen Frühlingshimmel ſchimmern, ſind luſtig, und in Hinkelsbach iſt eine große Bauernhochzeit, da wird's erſt recht luſtig werden. Da müſſen die Wiblinger dabei ſein, die Metzger und die Bäcker und die Schuſter und die Schneider, die alle mit den Hinkelsbachern zu ſchaffen haben. Es iſt Pflicht, ſie tun es der Kundſchaft zulieb, wenn ſie mit Kind und Kegel hinausziehen und eſſen und trinken und tanzen und ſich im ſauberſten Staat zeigen. Sie greifen heut tief in den Beutel in dieſer Pflichterfüllung. Wieder eine Gruppe und wieder eine, und nun kommen zwei, bei deren Anblick Gertrud Cabiſius — nicht ſo ganz ruhig bleibt. Ein ſtattlicher, breit gewachſener Mann in hellgrauem Anzug, im Knopfloch eine rote Nelke, im Geſicht heiteres Behagen, kräftige Lebensluſt, in der ganzen Haltung eine behäbige, vermögliche Bürgerlichkeit. Und ein hochgewachſenes, ſchönes Mädchen, nicht mehr ſo ganz jung, nicht ſo viel jünger als Gertrud, ſo recht reif und voll erblüht, im weißen Kleid, Korallen um den feinen Hals, leuchtend roten Mohn auf dem großen, gelben Hut.

Sie gehen im Takt, raſch, leicht, wie auf Federn; falls es auch für ſie ein Pflichtgang iſt, — er fällt ihnen nicht ſchwer. Worüber ſie nur ſo viel zu lachen haben? So hell und herzlich kommt es heraus, ſo leicht und unbeſchwert.

„Grüß Gott, Gertrud.“ Lore ſagte es ſo übermütig, ſo ſieghaft.

Schier ein bißchen Mitleid iſt auch dabei, oder meint Gertrud das bloß? So etwa: „Was weißt du von Lebensfreude, du — du Großmutter? Ich — ich weiß davon. Du auch, Franz, gelt?“

Da iſt wieder das Lachen. Und Gertrud weiß nicht recht, warum es ihr ſo ins Herz ſchneidet.

Vorüber.

Hintendrein kommt ein anderes Paar, der Müller Hensler, kurz, dick, rot im Geſicht, auch eine Blume im Knopfloch, Lore hat ſie ihm hineingeſteckt. Überhaupt, Lore. Wer kann ſich noch denken, daß ſie einmal nicht dageweſen ſei? Der Müller Hensler nicht. Die Gäſte in der Weinwirtſchaft auch nicht. Franz? — Franz auch nicht.

Frau Maute geht in einer lilaſeidenen Bluſe, mit roten Blümchen beſät, neben ihm her, ein wohlhabendes Lächeln um Mund und Augen, den Anſatz zu einem Doppelkinn auf der Perlborte des Halskragens ruhend, das rotblonde Zöpfchen ſauber aufgeſteckt unter einem meergrünen Spitzenhütchen.

„Immer jünger,“ ſagt der Müller Hensler, wenn er ſie anſieht. Er ſelbſt wird auch immer jünger. Man weiß nicht, was noch werden mag. Wenn ihm nur der Wein nichts tut. Der Doktor hat dieſelben Bedenken bei ihm, wie beim Bäcker Ehrenſperger.

Vorüber.

Gertrud ſieht ihnen nach und weiß nicht, daß ſie es tut. Denn ihre Gedanken ſind fern von hier, bei einem, der in dieſem Augenblick in der kleinen, altersgrauen Kapelle, auf der Anhöhe am Iſarufer ſitzt. Es iſt eine

Orgel drin, und er läßt ſie erklingen. Er hat geſchrieben, daß ihm dort zuweilen, zwiſchen den grauen Steinwänden, an denen nur wenig Schmuck haftet, hie und da ein Heiligenbild, hie und da ein Kränzlein — daß ihm dort zuweilen ſchöne, ſchöne Melodien, wie in feierlichem Zuge kommen.

Nun ſieht ſie ihn dort ſitzen, ein blindes, elendes Bübchen bei ſich, das ſitzt ganz ſtill da und hebt die lichtloſen Augen und horcht. Wie die Klänge zu der offenen Tür hinausſchweben in das grüne Dunkel des Buſch- und Baumwerks draußen. Wie Geſang einer Gemeinde, die körperlos hier drinnen verſammelt iſt.

Hie und da iſt Emeritz bei ihnen; hie und da kommt der Schneider, Theodors Vater, wenn er ſeine Kundengänge gemacht hat. Dann lädt er das Büblein auf ſeinen Rücken und trägt es heim, ein zweiter Sankt Chriſtoforus, nur daß ihn das leichte Gewicht nicht niederdrückt, den breiten, ſtarken Mann. Ihn drückt etwas anderes; ihn drückt der Kummer um das Kind. Daß es ſo hinleben ſoll, ſo lichtlos, ſo arm. Aber das Kind lächelt. „Es iſt ſo ſchön geweſen, Vater.“ Bilder einer reichen Welt ſind an ihm vorbeigezogen, die hält es noch feſt.

Und nun iſt der Komponiſt allein. Gertrud ſieht ihn; ſie ſieht ihn deutlich. Wie er aufſteht und in dem dämmerigen Raum hin und her geht. Das weiß ſie, daß er ſo zu tun pflegt. Aber ſie weiß nicht, ob er mutig und froh darein ſieht, ob er das, was ihm durch den Sinn zieht, faſſen konnte, oder ob er ſich müde daran zerarbeitet.

„Es wird ſo anders als ich dachte,“ ſchrieb er neulich an den Großvater, „es wird religiös, ernſt, ſehnlich — und iſt doch keine Kirchenmuſik. Ich weiß nicht, wer es

aufführen ſoll und nicht, wie ich es nennen ſoll. Es iſt keine Symphonie, kein Oratorium, es iſt eine muſikaliſche Dichtung. Aber ich kann nichts anderes ſchaffen als das. Alles, was ich habe, ſtrömt dahin. Es muß mich doch noch ſegnen. Ich bin jetzt weit voran. Ich denke bis zum Sommer fertig zu werden." Dann, wenn er nach Haus geht, das heißt, in ſeine Stube zurück, geht er den Strom entlang, und ſieht den Abendhimmel ſich darin ſpiegeln, und die Ufer, und kommt zu den Menſchenwohnungen und ſieht Kinder auf der Straße ſpielen, und ſieht ein Paar mit einander gehen, und ſieht den Blick, mit dem ſich die beiden anſehen, und erſchrickt, daß er ſo allein ſei und kein Auge habe, in das er das ſeinige ſenken könne, nun ſeine Seele zurückgekehrt iſt aus der Welt, die er ahnend, tönend feſthalten wollte.

Dann, das weiß Gertrud, ruft er ſich ein Bild vor die Seele, das gehört ihm, — ſie iſt es aber nicht, es iſt Lore. — Und er breitet im Geiſt die Arme nach ihr aus. „Bald, bald."

Wie ſie da am Zaun zuſammenſchrickt, als müſſe ſie noch die beiden ſtattlichen Geſtalten dahinſchreiten ſehen, die vorhin vorbeigingen.

Weißt du es, Lore, daß er die Arme nach dir ausbreitet? Warteſt du ebenſo auf ihn? Sicher, gläubig, ſtill und feſt? Warum kommſt du nie mehr zu Gertrud Cabiſius? Da habeſt ſo viel zu ſchaffen, ſagſt du? Sie hat dich aufnehmen wollen, um ſeinetwillen, ſie hat ihr Herz bezwungen, daß es dich hereinließ. Und nun Lore? — Vorüber. Kein Staubwölkchen zeigt mehr, wo ihr gegangen ſeid. Leer und ſtill die Straße.

Und Gertrud wendet ſich um und geht zu den Kindern und ſpielt mit ihnen, und geht zu den Greiſen, die

ſchon durch ein langes Leben gegangen ſind. Dauert es lang, bis man ſo alt wird? Still.

* * *

In der Krone zu Hinkelsbach ging es hoch her. Es war eine ſtattliche Bauernhochzeit mit vielen Gäſten. Wagen an Wagen drängte ſich vor der Tür, Ellbogen an Ellbogen ſaß man in der großen Wirtsſtube, Paar an Paar drängte ſich im Tanzſaal. Die Wiblinger waren mitten drunter. Die Kinder tanzten draußen im Hausöhrn und hinter dem Haus auf der Wieſe, die Alten drinnen.

Auf einer kleinen Erhöhung waren die Muſikanten untergebracht. Ein alter Baßgeiger, kurzatmig, den Kopf tief zwiſchen den Schultern eingebettet, ſtrich, beſtändig mit den kleinen Äuglein zwinkernd, ſo eifrig auf ſeiner Baßgeige hin und her, als ſei ſie ein Stück Brennholz und der Bogen eine Säge, die es zu zerkleinern habe. Didel dudel dudel — didel dudel dudel. Neben ihm blies ein Klarinettiſt von faſt ſchwindſüchtiger Hagerkeit, lang und oben vornübergebeugt, mit düſterm Geſicht in ſein Inſtrument hinein. Wie lange mochte er noch Atem haben, um die Töne hervorzubringen, die den Bauern und den Städtern in die Beine fuhren?

Didel dudel dudel — didel dudel dudel. Und noch zwei Muſikanten. Ein Geiger und ein Harfenmädchen. Sie ſchienen zuſammenzugehören, wenigſtens tauſchten ſie hie und da einen Blick des Einverſtändniſſes, der Geiger aus feurig blitzenden Augen, an deren Blinken indeſſen zum Teil der reichlich genoſſene Wein ſchuld ſein mochte. Wenn ſolch ein Strahl das Mädchen traf, dann hob es für flüchtige Sekunden die dunklen, etwas ſchwermütigen

Augen, die in einem bräunlich-blaſſen Geſicht ſtanden, und langſam färbte eine aufſteigende Röte ihre Haut bis unter das krauſe dunkelbraune Haar.

Sie trug ein grünes Kleid, das zu einer längſt verklungenen Zeit ein Prachtſtück geweſen ſein mochte, mit vielen Garnituren und Falten, und um den bloßen Hals ein Kettlein aus kleinen Goldblechmünzen, und ihre Schuhe ſahen unter dem Saum ihres Kleides hervor wie ſolche, die für glatte, ebene Wege gemacht und widerwillig ſteinige, mühſelige Straßen gegangen waren. Didel dudel dudel. Sie griff ihre Akkorde dazu wie eine, die es aufgegeben hat, in der weiten Welt noch etwas beſſeres zu ſuchen als tanzenden Bauern aufzuſpielen, den ſchwermütigen Unterton zu dem Gekreiſch und Gelächter der Geigen und Klarinetten, heute hier, morgen dort, — weiter, weiter, ohne Heimat, ohne friedlichen Raſtort. Was ihr der Geiger war, wer konnte es wiſſen? Ein Trauring blinkte nicht an der Hand der Harfnerin, an der ſeinigen ſaß ein Siegelring. Er führte den Bogen nicht ohne Geſchick, es hatten ſchon ſchlechtere Muſikanten als er hier gefiedelt. Didel dudel dudel.

Dachte Lore Maute an einen andern Tanzſaal, einen weiten, grünen Wieſenplan am Saum des Waldes? Damals waren die Englein auf weiß ſchimmernden Wölkchen geſeſſen und hatten aufgeſpielt, alles war Glanz und Jubel und Seligkeit geweſen, alles Jugend, Jugend. Das war lang her ſeitdem, es ging ins vierte Jahr. Sie hatte damals wohl auch mit Franz getanzt — heimlich lächelnde Blicke des Einverſtändniſſes mit Georg tauſchend. Es war ſo anders als heut.

Warum kam er auch ſo lange nicht? Warum tat er ſich nicht um eine Stelle um, ein Brot? Warum

mußte mit Gewalt jenes Werk vorher fertig ſein, von dem man nicht einmal wußte, ob es dann Geld und Ehren brachte? Sah ſo das Glück aus, nach dem Lore Maute, die ſchöne, bewunderte Lore ausgeſchaut hatte, ſeit ſie denken konnte?

„Komm, Franz.“ Und ſie tanzten, tanzten, ruhig, ſicher, beherrſcht und gut im Takt, ſie, — warm und angeregt vom Wein und von der Frühlingsluft und von der Muſik, und von dem Anblick des ſchönen Mädchens, das er im Arm herumſchwenkte — er —. Er war ein ſtattlicher Mann, gerade im beſten Alter, und heiter, und gutmütig, und hatte ſchöne, weiße Zähne; wenn er lachte, ſah er hübſch aus. Und ſeine Augen und ſeine Gedanken waren gleicherweiſe hell, nüchtern und aufs Reelle gerichtet.

„Proſit, Frau Baſe,“ ſagte der Müller Hensler und ſtieß mit Frau Maute an. Sie ſaßen an einem Ecktiſchchen und ſahen in das Gewühl der Kommenden und Gehenden. Mit dem Tanzen war es bei dem Müller Hensler vorbei, trotz ſeines jugendlichen Gemütes, es fehlte am Atem. „Proſit, Herr Vetter.“ Frau Maute lächelte ſüß und ſah in den offenen Tanzſaal hinein, wie in einen vollen Geldbeutel. Was ſie da ſah, gefiel ihr. Jetzt ſetzte die Muſik aus, „die Jungen“ kamen herein, hochatmend und vergnügt. „Jetzt etwas zu eſſen her, aber viel und etwas Gutes,“ ſagte Franz. „Ich muß hier etwas draufgehen laſſen, ſie kaufen viel bei mir. Ihr wißt es.“ Ja, das wußten ſie. An ihnen ſollte es nicht fehlen, wenn die Kundſchaft künftig ſchlechter wurde. Die Muſikanten kamen auch in den Saal. Ganz hinten beim Schenktiſch ließen ſie ſich nieder. Das Harfenmädchen war nicht dabei. Der Geiger ließ die Augen unruhig umherlaufen. Als ſie nach einer Weile nicht

kam, ſtand er auf und ging mit großen Schritten durch den Saal und durch die offene Tür in den Tanzraum. Dort mußte er ſie gefunden haben, denn er führte ſie an der Hand mit ſich herein. Sie ſperrte ſich, es mußte etwas zwiſchen ihnen gegeben haben. Die Gäſte ſahen auf und einige lachten. „Nimm dich zuſammen," raunte der Geiger und ſah ſie zornig an. Da ging ſie mit geſenktem Kopf neben ihm her; er hielt ihr Handgelenk umſpannt wie mit einem Schraubſtock.

Als die beiden an dem Tiſch der Wiblinger vorübergingen, fing Lore einen Blick von Franz auf, der ihr nicht gefiel. Was wollte er? „Du," ſagte er, ſo mit einer ſpöttiſchen Luſtigkeit, die man nicht an ihm gewöhnt war, „du, Lore, was meinſt du, das Harfenſpielen wird nicht ſo ſchwer zu erlernen ſein?"

„Das Harfenſpielen?" Sie ſah ihn groß an. „Warum, willſt du es üben?"

„Nein," er lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und ließ ſeine Augen über ſie hingehen, „ich dachte nur ſo bei mir, die Muſikerfrauen können doch auch zuweilen, wenn Not an Mann geht, den Männern im Handwerk helfen. Sauber iſt die da auch, nimm mir's nicht übel, wenn du auch ſchöner biſt. Du könnteſt immerhin zeitig anfangen." Jetzt hatte ſie ihn verſtanden.

„Sei ſtill," ſagte ſie. Ihre Stimme war klanglos und ihre Augen flammten zornig auf. „Was fällt dir ein?" Sie kehrte ſich mit einem Ruck von ihm ab. Die Alten hatten nichts bemerkt, ſie waren eifrig mit Eſſen beſchäftigt. Da erſchrak er, weil er ſie nun verletzt hatte. Er wußte nicht, wie es ihn ſo plötzlich angekommen war, das zu tun. Er war aufgeregter, als er von ſich ſelbſt gewöhnt war.

„Lore," ſagte er halblaut, „Lore, es war ja nur ein Spaß. Es fiel mir ſo ein. Sieh einmal den Geiger an, er ſieht dem Georg ein bißchen gleich. Lore. Ich mein's doch gut mit dir. Das weißt du doch. Jetzt ſei nicht bös. Guck, ich hab's ſchon lang ſagen wollen: er bringt's ja doch zu nichts. Ich mag ihn, er iſt mein einziger Bruder. Aber das ſag' ich doch. Er bringt's zu nichts. Er iſt nicht praktiſch und nicht nüchtern. Ich will dir ſagen, was er iſt: er iſt zu ideal."

Jetzt war er ganz bei der Sache. Die Worte floſſen ihm leichter von den Lippen als ſonſt.

„Guck, er hat immer bei allem ſo einen Gedanken, wie es eigentlich ſein müßte. Da kommt er mit dem, was iſt, nicht ins Glatte. So war's beim Pfarrer werden. Er ſei nicht fromm genug dazu, er wäre nicht wahrhaftig, wenn er's würde, hat er geſagt. Und ſo iſt's jetzt. Das weißt du ſelber. Iſt er etwas? Wird er etwas? Immer ſo eine Eigenbrötlerei, anſtatt drauf loszugehen. Sich ein bißchen gut dran machen bei den Lehrern, ein Examen machen, dann ſich irgendwo niederlaſſen, hier in Wiblingen, wenn's ſein muß. Er könnte Stunden genug kriegen und könnte Organiſt werden. Aber nein, da muß komponiert ſein. Und was? Ach, ich ärger' mich ja zu ſehr, komm, wir wollen tanzen, Lore."

Sie ſaß längſt wieder gerade neben ihm, ſah in ihren Schoß, während er redete, und über ihre Mienen ſpielten unruhige Lichter. Als er ſie zum Tanzen aufforderte, ſtand ſie auf, ohne ein Wort zu ſagen und ging hoch und aufrecht neben ihm her.

Sie dachte jetzt nicht gut an den Fernen. Franz hatte recht. Er brachte es zu nichts. Jahr um Jahr

verging — ſie ſah jetzt nicht mehr das ſtille, tiefinnerliche Glück, das ſie zuweilen in ſeiner Gegenwart überſchattet hatte, — ſie ſah auch nicht mehr das Leuchten ſeines Sterns, ſeiner Zukunft, — ſie ſah nur den Sonderling, der, nicht mehr im ſchönen, ſtolzen Sinn, anders war, als alle andern. Ein Zorn überkam ſie, eine jähe Blutwelle ſtieg ihr bis unters Haar, bis in die Fingerſpitzen. Franz ſah es. „Du könnteſt es beſſer kriegen. Ihr paſſet ja nicht für einander.“ Er ſagte es kaum hörbar. Als nichts darauf erfolgte, fuhr er fort: „Ihr drücket einander, — du ihn und er dich. Lore, du ſollteſt — du ſollteſt einen Knopf an die Geſchichte machen — einen Schluß, mein' ich. Er iſt froh — ſchließlich — nicht gleich, — aber bald. Und du auch. Und dann — dann nimmſt du mich. Dann bleibt alles in der Familie.“ Er lachte ein wenig, ſo, als ſollte es ein Spaß ſein und war doch Ernſt.

„Sei ſtill.“ Sie brachte es kaum heraus. „Sei doch ſtill. Ich frag' ihn; er ſoll mir's ſagen. Ich will keine alte Jungfer werden. Ich nicht. Das kann er nicht verlangen.“

Der Geiger und das Harfenmädchen kamen Hand in Hand auf ihren Platz bei der Muſik zu. Sie waren ſcheints wieder einig.

Als Lore ſie ſah, verdunkelten ſich ihre Augen, ſo mächtig ſchoß ihr das Blut in die Stirn. Wer wagte es, ſie mit einer herumziehenden Muſikantenbraut zuſammenzuſtellen?

Dort in Wiblingen ſtand das ſolide, gedeiliche Ehrenſpergerhaus. Dort konnte ſie Herrin ſein, wenn ſie wollte. „Komm, Franz.“ So hatte ſie noch nie getanzt. Alles war Leben, Wallung, zornige und hingebende Leiden-

ſchaft an ihr. Der Müller Hensler ſtand unter der Tür und pfiff leiſe zwiſchen den Zähnen, als er ſie ſah. Sie hatten ja recht, es war gewiß das Geſcheiteſte, wenn ſie zuſammenkamen, die Zwei da. Indeſſen, er konnte ſich nicht helfen, der „Pfarrer“, der Muſikant, der Georg tat ihm doch leid. Allein, die Lore blieb ja in der Familie, und alles konnte einer auch nicht haben: das ſchönſte Mädchen und alle Freiheit, zu leben wie er wollte. Es fiel ihm eine Geſchichte aus Georgs Kindheit ein. Da hatte man ihn gefragt: „Willſt du lieber Kirſchen oder Butterbrot?“ und er hatte nach kurzem Beſinnen geſagt: „Lieber Kirſchen und Butterbrot.“

So ging es aber nicht das ganze Leben hindurch, da konnte ihm niemand helfen. Er tat ihm aber dennoch leid.

* * *

Als an dieſem Abend die Wiblinger nach Hauſe gingen, ziemlich ſpät und ziemlich lebhaft angeregt, da ſaß der, der einſt „Kirſchen und Butterbrot“ gewollt hatte, an einem Kinderbettchen und drückte die trockenen, überwachten Augen und die heiße Stirn in die kühle Decke, die darauf lag. Drüben in ſeiner Stube beſchien die Lampe viele verſtreute Notenblätter, ein offenes Klavier, ein unberührtes Nachteſſen. Die Lampe flackerte unruhig, denn beide Fenſter ſtanden offen, und hie und da hob der Wind ein Blatt und trug es ein Stück weit, bis es auf den Boden fiel. Wollte er Georg Ehrenſpergers „ſchönſtes Lied“ in die weite Welt hinaus tragen, damit es bekannt würde? Er, der Wind, war ja auch darin, und die Frühlingsnacht mit ihren wundervollen Sternen. Es war ja aber noch nicht fertig. Da mußte wohl der Wind noch warten. Darum ließ er die Blätter, eins

ums andere, nahe beim Fenſter zu Boden fallen. Georg war nur zur Erfriſchung auf eine Weile zu dem blinden Theodor hinübergegangen. Der war ſeit einigen Tagen krank. Nicht ſchwer, nur ein bißchen fiebrig und matt. Er lag in der Wohnſtube und war allein. Der Schneidervater war vorhin ins Bett gegangen, er war rechtſchaffen müde. „Nehmen Sie nur die Lampe mit," hatte Georg geſagt. „Wir brauchen kein Licht, gelt, Theodor?"

„Nein." Ein ſchmales, heißes Händlein ſchob ſich in ſeine große Hand.

„So, jetzt ſind wir allein. Willſt du noch nicht ſchlafen, Theodor? Sag's, wenn du müde biſt."

„Nein, ich ſchlafe noch nicht. In deiner Hand klopft es ſo ſtark. Da, in den Fingern, und überall. Was tut da ſo?" „Das tut überall ſo, in meiner Stirn und in meinem Herzen und überall. Das iſt mein Blut. Das iſt ſo unruhig, weil mich etwas ſtark umtreibt."

„Was treibt dich denn ſo ſtark um? Was iſt das — umtreiben?"

„Ach, ſieh, es iſt mir auf einmal angſt geworden: es iſt ſo viel, viel Muſik in der Welt. Allein in dieſer Stadt, lieber Bub, ſo viel. Du glaubſt es nicht. Und jetzt will ich doch auch kommen und ſagen: hört auf mich. Und wenn jemand horcht, wem wird es dann Freude machen?"

Sie waren ſo gute Freunde geworden. Immer beſſere mit der Zeit. Sie verſtanden einander ausgezeichnet. Was dem einen an Jahren abging, das hatte er an wartender, ſehnlicher Armut voraus, die hungrig auf- und annahm, was in das verdunkelte, abgeſchloſſene Kinderleben dringen wollte.

„Ach, das gefällt allen. Es iſt ja ſo ſchön." Er

war aber doch ein bißchen bedenklich. So viele Muſik war? Wo denn nur? War die Welt ſo reich? Und würden die andern einmal eine Weile ſtill ſein, daß man Georg Ehrenſperger hören konnte? „Alſo ſieh, auf morgen, da iſt mir's angſt. Da will ich zu einigen Leuten gehen, die etwas verſtehen, meine Mappe unter dem Arm, und will ihnen etwas vorſpielen. Weißt, die Stellen, die dir ſo gut gefallen. Ich will ſie fragen, ob ſie mir zur Aufführung helfen wollen. Oder, Theodor, — ob mir's einer abnimmt, ganz und gar, und druckts — viele hundertmal, du. Ach, das darf ich ja faſt nicht denken. Aber ſchön wär's. Und dann — Konzert in den Mathildenſälen — oder ſonſtwo, und das ganze Orcheſter ſetzt ein — ob ſie mir's auch fein genug ſpielen, — und ich, ich ſitze ganz hinten und horche, und du biſt auch dabei. Und wer noch? in einem weißen Kleid und hat eine einzige, rote Roſe vorn ſtecken? und ſieht mich an: du, ſo ſchön hätt' ich mir's nicht gedacht? Wer? Und ſagt: du, ich bin ſtolz. Alle die vielen Menſchen hören auf dich?"

„Das Fräulein Lore," ſagte Theodor vergnügt. Es war nicht das erſte Mal, daß ſie davon ſprachen.

„Und dann nachher kommt ſie zu mir und ſagt: Theodor, wenn wir aber einmal in einem ſchönen Haus mit einem großen Garten dran wohnen, dann hol' ich dich, dann mußt du zu uns auf Beſuch kommen. Das ſagt ſie, weil ſie die Kinder gern hat und weil ich dein Freund bin."

Man ſieht, daß die zwei miteinander die allerbeſte Meinung von dem Fräulein Lore hatten. Sie konnten gar keine beſſere Meinung von irgend jemand haben.

„So, jetzt muß ich wieder hinüber und du mußt ſchlafen. Schlaf dich geſund. Wirſt du ſchlafen können?“

„Ich weiß nicht. In meinem Kopf drin iſt alles ganz wach. Spiel' mir noch etwas. Spiel' das, wie die Kinder auf der Wieſe tanzen. Das tu' ich auch, wenn ich in den Himmel komme und geſunde Füße habe, und Augen, und kein Rückenweh. Spiel' mir das, dann ſchlaf' ich ein.“

Da ging Georg Ehrenſperger in ſeine Stube hinüber und ſah, daß die Lampe am Erlöſchen war und was der Wind für Arbeit mit ſeinen Notenblättern gemacht hatte. Und löſchte das Licht und nahm ſeine Geige und ſpielte beim Sternenſchein dem blinden Kind das Schlaflied: wie geſunde, frohe Kinder auf einer Wieſe tanzen und ſpringen und einander Blumenkränze aufs Haar drücken und ein heiteres Lied ſingen. Auf der einen Seite, Wand an Wand mit ihm, hob die dicke, brave Gemüſehändlerin, Emeritz's Mutter, das runde Haupt, das in einer geſtrickten Schlafhaube ſteckte und ſagte mit gutmütigem Brummen: „Na, geht er heut gar nimmer ins Bett? muß er vollends zu Haut und Knochen werden?“ und beſchloß, ihm morgen einen extrazarten Rettich zu ſpendieren, wann er kommen würde, um die Miete zu bezahlen. Und ſchalt Emeritz, die neben ihr im Schlafe lachte: „Ja, jetzt lachſt du. Steh' auf und tanz', im Nachthemd meinetwegen. Das möchteſt du, Nichtsnutz! Und geſtern haſt du ihm die ſtaubigen Stiefel unters Bett geſtellt. Das kommt mir noch einmal vor. So einem Herrn, den die Engel Gottes hüten müſſen, daß er in der ſchlechten Welt nicht unter einen Wagen kommt, ſo unbewußt iſt er.“ Und küßte das Kind, das immer noch lachte, auf den Mund. Das tat ſie bei Tag nie-

mals. Da hörte ſie aber auch Georg Ehrenſpergers Geigenſpiel nicht. Und auf der anderen Seite zogen durch die Seele des elenden Bübleins die lieblichen, heiteren Klänge wie lichte, feſtliche Boten aus einem Land, in dem es keinerlei Mangel, noch Dunkelheit, noch Schwäche gibt und zogen ſich in einen purpurnen Traum hinein, der das Kind in ſeine Arme nahm.

Denk' daran, Georg Ehrenſperger, wenn du morgen ſaure Tritte tun wirſt und Achſelzucken und befremdete Mienen ſehen und ablehnende Worte hören.

Denk' daran, daß du einem armen Kind wohl getan und ein anderes lachen gemacht und einer Mutter das Herz zum Wallen gebracht haſt. Denk' daran, wie viel feſtliche Stunden du deinen Freunden, den armen Leuten, ſchon bereitet haſt und wie dir ſelber im Ringen mit dem ſchaffenden Geiſt der Ernſt und die Schönheit und die Tiefe des Lebens aufgegangen iſt. Und laß deine Hände ſinken, wenn ſie unruhig nach dem Kranz, den der Ruhm flicht, greifen wollen. Aber die Augen laß nicht ſinken, Georg Ehrenſperger.

Sechſtes Kapitel

Es iſt eine alte Geſchichte und ſchwer zu erzählen, die Geſchichte von dem Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte. Sie iſt ſchon oft erzählt worden in vielen Sprachen, zu allerlei Zeiten. Sie iſt die Geſchichte vieler. Ja, ſie geht durch die ganze Menſchheit hindurch. Wer erlebt

ſie nicht mit? Nur die ganz Satten, ganz Heimiſchen wiſſen gar nichts davon zu ſagen. Die andern alle ſind irgendwie am Suchen und ſind es ihr Leben lang und bis an den Tod.

Aber es ſind doch immer noch einzelne, die Sonntagskinder, die Horchenden, von denen wir ſchon einmal geredet haben, denen vom Paradies her noch das Rauſchen der vollen Lebenswellen in den Ohren klingt, die ſind von einem Verlangen getrieben, ſie wieder zu hören, ganz rein, ganz ſtark, — und die andern auch hineinhorchen zu laſſen.

Still!

Es iſt ein langer, ſchweigender Zug, der an unſern Augen vorübergeht.

Auch jener gehört dazu, der ahnend ſagte: Was kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Auch Er — ach er wie kein anderer, der ſeinen Glauben und ſeine Liebe durch eine Welt voll Enttäuſchungen und Mißerfolge und Nichtverſtehen hindurchtrug und dennoch in der letzten Stunde noch einem armen Menſchen verſprach, daß er jetzt dann gleich — heute noch — ſagte er, mit ihm das Rauſchen der Paradieſesſtröme hören werde.

Auch Jabal und Jubal, als ſie zum erſtenmal Pfeifen ſchnitten und verſuchten, das, was ſich nicht in Worte faſſen ließ, den Menſchen in Tönen zu ſagen.

Auch alle Propheten und Dichter und Künſtler und Prieſter aller Zeiten und Völker, ſo fern ſie nur wahrhaftig das, was vom Ewigen in ihrer Seele lebendig wurde, — und nichts anderes — aufnahmen und ihm nachgingen, immer hinter ihrem Glauben und ihrer Hoff-

nung her, immer wieder in die Stille gehend und ſich ſammelnd, wenn ihnen die Melodie verloren ging, immer wieder den andern mitteilend, daß ſie Gott in und hinter dem Leben vernahmen.

Auch jener alte Mann gehört zu ihnen, den Georg Ehrenſperger am Abend eines Tages, an dem ihm allerlei Hoffnungen fehlgeſchlagen hatten, in der kleinen, grauen Kapelle am Iſarufer fand, von einer Schwäche befallen, und den er ſorgſam nach Hauſe führte. Der hatte in ſeiner Stube, vier Treppen hoch in einer engen Gaſſe, achtundzwanzig Mal dasſelbe Bild an der Wand, in Bleiſtift-, Kreide- und Kohlezeichnungen und in Aquarellfarben ausgeführt, einigemal ſehr mangelhaft, einigemal beſſer, einmal in einer reifen warmen Schönheit. Es war ein Stückchen kahle Heide, an deren Rand ein kleiner Weiher lag, in dem ſich eine Birke ſpiegelte. Ein armes, einfaches Stück Land, aber auf dem letzten Bild war alles, Heide, Weiher und Birke vom Lichte der ſcheidenden Sonne golden übergoſſen. Man ſah den feurigen Ball nicht mehr, nur die Flut des ſegnenden Lichtes, das von ihm ausging. Kein Läublein ſchien ſich an der Birke zu rühren, kein Wellchen in dem Weiher, kein Gräslein in der Heide; es war, als ob alles den Atem anhielte, um nicht durch eine Regung einen funkelnden Tropfen des goldenen Reichtums zu verlieren.

„Ich habe nichts ſonſt zu hinterlaſſen," ſagte der alte Mann, als Georg ſtill davor ſtand, „nichts als das, wenn ich davon gehe. Ich habe es hundertmal verſucht, es ſchien mir ein Bild meines Lebens zu ſein. Aber die Sonne hat mich doch geſegnet, einmal doch. Sie iſt doch da, auch wenn man ſie nicht ſieht. Man muß nicht an ihr verzagen. Man kann ſie nicht ſo malen,

wie ſie iſt," er lächelte fein, „ich einmal nicht; — wir haben auch wohl keine Augen, um hineinzuſehen — höchſtens wenn ſie ſinkt, ganz zuletzt. Aber ſie ſegnet uns doch."

Und Georg wußte, daß ihm hinter dieſer Sonne eine andere ſtand, der er nachging in Liebe und Verlangen, und daß er hoffte, irgend einmal rechte Augen dafür zu bekommen.

Ja, er gehörte auch zu jenem ſtillen Zug, von dem wir ſprachen. Und Georg Ehrenſperger auch.

Sie wiſſen nichts von einander, oder doch nur ſelten. Sie gehen viel allein, in Armut und mit ſehnlichen Herzen, und es gehört zu ihrer großen Hoffnung, daß irgendwann einmal das große, herbe Alleinſein aufhört.

Alle guten Geiſter ....

Da grüßen ſie einander durch Länder, Zeiten und Ewigkeiten hindurch und ſind dennoch eine Gemeinde untereinander. Es iſt eine alte Geſchichte und oft iſt es auch eine leidvolle Geſchichte, ſchwer zu erzählen, die Geſchichte von dem Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte.

Wenn er es in ſich ſelber vernimmt und ſeine Finger ſind ſchwer und ſeine Geige hat keine Saiten dafür.

Wenn die andern herumſtehen und die Köpfe ſchütteln: Was iſt das? Das iſt wirres Zeug, dunkles. Ein Narr biſt du.

* * *

Der Frühling und der Sommer war vergangen, es war Herbſt geworden.

Daheim in Wiblingen lag die Sonne auf den reifenden Trauben in den Weinbergen und auf den Apfelbäumen droben am Berg in dem Obſtgut, wo einſt die

Kinder miteinander Kirſchen gebrochen hatten, und auf Lore Mautes breitrandigem Strohhut, unter dem ihr lachendes Geſicht hervorſah. Sie ſtand unter einem Roſenapfelbaum und hatte einige niedrige Zweige zu ſich heruntergezogen und brach die reifen Früchte in einen Korb. Oben auf einer Leiter ſtand Franz und hatte einen Zwerchſack umhängen. Er war an der gleichen Beſchäftigung. Heitere Reden flogen hinauf und hinunter, neckiſche Sonnenlichter tanzten in den Zweigen, im herbſtlichen Duft und in glänzenden Farben lag die Landſchaft da.

Es ſaß einer fern davon am Iſarufer und ſah in die ziehenden Wellen des Fluſſes, auf denen auch die Sonne lag und hatte doch ein anderes Bild vor Augen, das ſchützte er ſich nach einer Weile mit der vorgehaltenen Hand, damit es ihm nicht vergehe. Darauf war mit freundlichen, warmen Farben die Heimat gemalt, das ganze Städtlein und die Berge und Felder ringsumher und die Häuſer und die Menſchen. Ach ja, die Menſchen. Ihrer bedurfte er am meiſten zu dieſer Stunde. Dachten ſie ſeiner? Einige waren, die wußten, was er jetzt, heute, vorhatte. Da ſtärkte er ſich im Gedanken an ihr Dabeiſein, an Lores vor allem. Sie ging es vor andern an, darum ſchuf er ſich von ihr, was er in ihr ſuchte, treues und ernſtes Gedenken.

Als es von einem nahen Kirchturm ſechs Uhr ſchlug, ſtand er auf, mit ſtillem, gefaßtem Geſicht, obgleich es hinter ſeiner Stirn und in den Händen pochte und zuckte, und ging in die Stadt. Es war Zeit. Drinnen auf der Thereſienwieſe ging es laut und farbig zu. Es war ein Menſchengewühl und ein Gelärme von ſchriller Karuſſellmuſik, von Moritatenſängern und Schießbuden-

ausrufern. Das Oktoberfeſt hatte begonnen. Durch all das Gewühl hindurch ging Georg Ehrenſperger ſeiner Wohnung zu. Wie es ihm plötzlich im Ohr klingelte, als wollte ſich etwas anmelden von ferne her. Das war's, der Lärm rief es in ihm wach, er hatte lang nicht an jenes hinterlaſſene Wort des alten Hollermann gedacht: „wer den rechten Ton will finden, der in allen Dingen beſchloſſen liegt, der muß in die Stille gehen und horchen. Und darf nicht fragen: iſt es ſo den Leuten recht? Sonſt lärmen ihm die Trommeln und Pfeifen der Jahrmärkte dazwiſchen."

Ja, aber jetzt mußte er doch darnach fragen, jetzt, da ſein Werk fertig dalag und nach Menſchen begehrte, zu denen es reden könne. Es ſollte ihm nicht gehen, wie jenem alten Muſiklehrer, den er kannte. Der hatte ihm einſt geſchriebene Noten gezeigt, drei Schubladen voll, lauter eigene Kompoſitionen, die nie vor Menſchenohren hatten klingen dürfen, weil ſie ihm niemand abgenommen hatte. „Da ſteh' ich manchmal davor," hatte er geſagt, „und höre, wie es da drinnen wimmert und klagt und heraus will. Noten ſind doch lebendig, — lebendig begraben ſind ſie."

Nein, ſo nicht, ſo ſollte es ihm nicht gehen.

Da ſtieg er ſeine Treppen hinauf. Emeritz kam ihm entgegen, als er die Tür aufſchließen wollte. „Der alte Herr iſt ſchon drin, der eine, der ſchon zweimal dageweſen iſt." Sie ſah wichtig und feierlich aus. Da atmete Georg auf. „Der alte Herr," das war der Lehrer, der ſich ſo freundlich und verſtehend um ihn angenommen hatte. Der half ihm, der ſo allein für ſich hingegangen war, auch jetzt, daß einige Männer, Muſiker von Fach, und einige Laien, die im Geruch ſtanden, etwas rechtes

zu verſtehen, ſich bereit fanden, einmal eine oder zwei Stunden daran zu rücken und ſich das Werk des jungen Sonderlings, der ſo eigene Wege ging, vorſpielen zu laſſen, wenn auch nur im Klavierauszug. Man konnte doch ſehen, ob etwas daran war. Denn einen Verleger dafür hatte er nicht gefunden, „bis jetzt noch nicht," hatte er nach Hauſe geſchrieben.

Das ſollte nun heute geſchehen.

„Grüß Sie Gott." Der alte Herr ſchüttelte ihm die Hand.

„Laſſen Sie ſich nicht draus bringen, durch nichts. Das Leben iſt ja doch noch mehr, als die Kunſt."

Georg mußte ihn ſcharf anſehen. Steckte etwa der Rektor Cabiſius hinter ihm? So hätte der auch ſagen können.

Aber da klingelte es ſchon, und wieder, und wieder. Die Stube füllte ſich, man begrüßte ſich, man tuſchelte, räuſperte, nahm Plätze ein. Dann war es Zeit, anzufangen.

Alle guten Geiſter . . .

Die Herren hatten ein beſchriebenes Blatt in der Hand, eine Einführung in das Ganze. Darüber ſteckten ſie die Köpfe zuſammen. Er hatte es ſelbſt geſchrieben zum beſſeren Verſtändnis.

Georg zwang ſich, nicht mehr nach ihnen hinzuſehen.

Dann fing er an. Dann breitete er alle die Zeugen ſeiner ſtillen Stunden, der frohen und der böſen, vor fremden, horchenden Ohren aus. All' ſein Ringen mit dem Innerſten, das es gab, daß es einen Ausdruck finde, das zeigte er dieſen Leuten. Eine Zeitlang ging es gut. Er hielt ſich feſt am Zügel: Nicht denken jetzt, nicht fragen. Aber dann lief doch ein Gedanke zu einem Spalt hinaus: Ob einer, auch nur einer, mit dem Herzen dabei

iſt? Und eben, als er das fragte, bekam ſein einziger näherer Bekannter unter ihnen den Schlucken und ſchluckte ein paar mal laut hinaus, eh' er Zeit fand, es zu unterdrücken. Es war ein nervöſer Reizzuſtand bei dem Mann, das wußte Georg, er ſtörte ihn oft. Aber warum kam er gerade jetzt? — Weiter. — Aber der Spalt ließ ſich nicht mehr ſchließen. Ein Unruhgeiſtchen um das andere ſchlüpfte herein und ſaß auf den Taſten oder rumorte in ſeinem Gemüte. Alle Fehler, die ſein Werk hatte — und es hatte deren viele, wenn man es kritiſch anſah, — die fielen ihm jetzt auf, mehr, immer mehr. Es war ihm, als ob er ſie zählen müſſe. Und in ſeinem Kopf klopfte etwas hart und hölzern den Takt dazu, tak — tak — tak.

Seine Lieblingspartieen kamen, da eine, dann wieder eine, dahin wollte er ſich retten, wie auf ſelige Inſeln. Einmal gelang es auch, da atmete er auf und wußte: das iſt ſchön, da mögen ſie ſagen, was ſie wollen. Aber dann mußte er wieder weiter ſchwimmen, und da hörte er hinter ſich ein Stühlerücken und — hatte da nicht der Deckel einer Doſe geſchnappt? — Weiter. —

Aber er war nicht mehr der Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte, er war es nicht mehr ſelbſt, er ſelbſt, wie während des Schaffens. Er ſaß daneben und ſpielte etwas fremdes, das ſagte nicht das, was in ihm lebte, es war anders und er kannte es nicht mehr.

Hilf mir, guter Geiſt, — bleib bei mir! Bleib da drin, in dieſen Tönen, wie du drin wareſt, als ich ſie ſchuf. Wo biſt du? — Jemand ſtand auf und ging, jemand trat ans Fenſter und öffnete einen Flügel, da gellte wie ein Hohnſchrei die Jahrmarktsmuſik herein. Darauf wurde er freilich wieder geſchloſſen, aber der Schrei blieb hier drinnen.

Er wußte, daß er bis zum Ende ſpielen mußte. Sie ſaßen doch nun einmal da, und er ſaß auch da, und die Noten ſtanden auf dem Papier. Aber er wußte auch, daß dann irgend etwas ſonſt noch zu Ende ſei. Was? Nicht denken jetzt, fertig machen.

Und plötzlich ſpürte er wieder ſo ein Summen und Klingen im Ohr, wie vorhin auf der Straße. Und er wußte, daß da drüben, Wand an Wand mit ihm, die kleine Gemeinde der Hausfreunde ſei und liebend horchte, mit dem Herzen, nicht nur mit den Ohren, — und dann taten ſich die Wände auf, und weiterhin auf der Welt waren noch mehr ſolche Menſchen, und — ja und Gertrud Cabiſius ſah ihn an, ganz wie einſt und horchte auch. Da ſchwanden die Ängſte, die faſt körperlich geweſen waren, und die Männer hinter ihm. Wie im Traum ſpielte er weiter und merkte nicht viel davon, daß es allmählich unruhig wurde in der Stube, und daß jemand neben ihn trat, um zu ſehen, ob es noch nicht bald aus ſei, und daß eine fette Stimme etwas von abſolutem Myſtizismus ſagte, und daß der Inhaber dieſer fetten Stimme ging, eh' es aus war.

Er ging hinter ſeinem Lied her und es war ihm, als ob ſich, wenn nun der Schluß kam und die Saiten ſprangen und der Geiger ſtarb, die vollen Chöre von drüben herüber hören laſſen müßten, von daher, wo es „beſſere Geigen" gab.

Aber es geſchah nichts ſo Wunderbares.

Es geſchah ein Stühlerücken und Aufſtehen und er ſelbſt merkte, daß er auch aufſtand und daß einiges zu ihm geſagt wurde, und daß ihm jemand ein Glas Waſſer einſchenkte und hinhielt. Da trank er und kam in die Welt zurück, und ſie ſchenkte ihm auch einen Becher ein,

der war gefüllt mit einiger zögernden Anerkennung deſſen, was „immerhin muſikaliſch“ daran ſei, und ein wenig Hoffnung, daß „bei tüchtigem Studium ſchon noch etwas herauskomme“, und mit viel lächelnder Gleichgiltigkeit. Da wußte er und war plötzlich wach geworden, — es war ein ſcharfes, wehtuendes Wachſein, — daß er zu denen gehöre, die das hohe Lied des Lebens, das in ihnen erklingt, nicht ſingen können, nicht ſo, daß es in den Menſchen widerhallt. Da ſprang auch in ihm eine Saite. „Die wird nie wieder ganz.“ Das wußte er. Einmal bekam er einen guten Händedruck. Der war von dem „alten Herrn“. Aber es brauſte ſo wunderlich in Georgs Ohren, er hörte nicht recht, was geſagt wurde. „Ich komme morgen wieder, ich habe Ihnen allerlei zu ſagen.“ Dann ging der alte Herr zögernd fort. Er ſtieg allein hinter den andern drein die Treppe hinunter; das Herz war ihm voll. Das war doch echte Muſik geweſen, dennoch, obgleich er, der ſie geſchaffen hatte, wohl nie zu den Meiſtern zählen würde, die die Welt anerkennt. Er wollte es ihm ſagen, morgen. Als Georg ſich nach einiger Zeit umſah, war er allein.

Nicht ganz allein. Emeritz ſtand an der Tür und machte fragende Augen. „Ob Sie nicht zum Theodor kommen könnten?“ Aber ſie fragte umſonſt. Er rührte ſich nicht. Er ſaß da, wie einer, der nun nicht mehr weiter kann und auch nicht will und nicht weiß.

Da wetterte ſie in ohnmächtigem Grimm und Mitleid die Stubentür und dann die Gangtür zu, und polterte die Treppen hinunter; es ſollte poltern, ſie wollte es ſo. Und ſchwang dabei die Schultaſche, die ſie in der Hand hatte, daß die Schiefertafel am Treppengeländer verkrachte. Aber mochte ſie doch verkrachen, es gab noch

mehr Verkrachtes in der Welt. Sie hatte deutlich gehört, was die Herren beim Hinuntergehen zueinander ſagten; es war viel Spöttiſches darunter geweſen, und ſie hatte es ſofort den Schneidersleuten erzählt und wollte es jetzt der Mutter erzählen.

Aber ſie wußte nicht, daß er, dem ihr grimmiges Mitleiden galt, droben in Haſt und Eile eine Reiſetaſche packte und nach dem Fahrplan ſah. Es war ihn plötzlich angekommen, heimzugehen. Was ſollte er noch hier? In ſeiner Kammer neben dem Taubenſchlag wollte er ſich beſinnen, was nun aus ſeinem Leben zu machen ſei. Und er wollte ſich von Liebe umfangen und tröſten laſſen, und am Glauben der Liebe wollte er wieder an ſich ſelbſt glauben lernen.

* * *

Als der alte Herr am andern Tag wieder kam, um ſich mit Georg zu beſprechen, da ſaßen Theodor und Emeritz ſchluchzend beiſammen. Er ſei fort, ſagten ſie, in aller Frühe ſei er abgereiſt, und ob er wieder komme, das wiſſe kein Menſch. Hier liege auch ein Brief an ihn, den müſſe man ihm nachſchicken nach Wiblingen. Und dann ſchmiegten ſie ſich von neuem aneinander, um ihre Betrübnis beſſer tragen zu können. Lorens Bild aber lächelte noch von ſeinem Eckbrett herunter. Das hatte er zurückgelaſſen? Er war ja zu ihr ſelbſt gegangen.

* * *

Es war eine Zeitlang, wohl drei Monate, nachher. Ein ſtilles Zimmer, grün geſtrichene Wände mit wenig Schmuck daran. Beim letzten Schein der ſinkenden Sonne ſaß einer und ſchrieb.

„Weißt du noch, Gertrud, das Märchen von dem Fuhrmann, der „noch nicht arm genug“ war? Zuerſt fiel ihm ſein Pferd, dann ſein Hund, dann ſeine Frau, dann ſein Haus, dann er ſelbſt. Nun, ich ſelbſt lebe noch. Und vielleicht bin ich jetzt auch arm genug. Denn mehr als mich ſelbſt — und was für ein Ich — habe ich nicht mehr. Es lebt aber irgendwo in mir etwas wie eine tiefe, ſchauerliche Freude, dochzuleben und dazuſein. Das muß für den Anfang genügen. Es muß ja auch denen, die um mich herum ſind, genügen, zu leben. Denn viel mehr als das Leben ſelbſt haben ſie, die nicht einmal das Licht ſehen können, nicht.

Ich will aber verſuchen, dir alles der Reihe nach zu erzählen, du biſt es wert, du Getreue. Es iſt nur nicht leicht, und du mußt verzeihen, wenn hie und da eine Blaſe aufſteigt und zerplatzt, ich habe hie und da noch einen bittern Geſchmack in mir. Es wird ein langer Brief werden.

Alſo das haſt du erfahren, ich ſchrieb es mit drei Worten deinem Großvater, und du, die du ſein Auge biſt, haſt es ihm wohl vorgeleſen: Es war nichts mit dem Lied, das ich ſingen wollte. Davon zu reden nützt ja nichts. Du weißt, wie es von Anfang an war: als ich mich von der Theologie abwandte, weil ſie mir zu groß und zu ſchwer war, da mußte ich erfahren, daß etwas von ihr meinem Weſen gemäß ſei und meine tiefſte Neigung beſitze. Als ich vor der Kanzel floh, weil ich der Meinung war, daß man den Glauben nicht lehren könne, das Innerſte im Menſchen, das allem Zugang der Menſchen verborgen ſei, — da merkte ich erſt, daß ich dennoch einen Zug dazu hatte, ihnen zu predigen, wenn man ſo ſagen will. Ich wollte

ihnen etwas bringen, ein Aufhorchen auf das, was die Stille redet, einen Glauben an das Innerliche, Unſichtbare, das erſt das eigentliche Leben iſt, und daran, daß die Sehnſucht nach dem Ewigen Recht behalte.

Und weil mich Worte dazu ſo unvermögend und arm dünkten, wollte ich verſuchen, es in Tönen zu ſagen.

Meiner eigenen Sehnſucht und ihrer wollte ich damit nachgehen. Nun, du weißt es, ich bin beides nicht, kein Prieſter und kein Künſtler. Ich *wollte* es nur ſein. Andere *ſind* es, das iſt der Unterſchied.

Aber genug davon. Ich war noch nicht ganz arm. Ich hatte ja noch meine Liebe. Das war Schmerz und Troſt zugleich. Schmerz, weil ich ihr noch kein Haus bauen konnte, — ich wollte jetzt mit ihr beraten, wie es zu machen ſei, und wollte ihr auch die Freiheit anbieten; aber mein Herz lachte: das nimmt ſie nicht an. — Und Troſt, weil ich von jemand ſagen konnte: meine Heimat du.

Daß ich *dir* das erzähle, Gertrud. Aber ich habe ſonſt keinen Menſchen und du haſt von Kind auf zu mir gehört.

Ich bin zu ſpät gekommen. Sie hatte ſo lang gewartet, als ſie konnte. Als ich kam, ſaß ſie an der Nähmaſchine und nähte rot- und weißgeſtreifte Hemden für Franz, und Franz bog eben ihren ſchönen Kopf zurück, daß er in ſeinen beiden bloßen Armen lag und ſie hatten ein Lachen des Glücks in ihren Geſichtern. Zu lachen, Gertrud, hatte ſie nicht viel bei mir, und ſie lacht ſo gern und iſt ſo ſchön, wann ſie lacht. Ich hoffte, es ſpäter auch noch zu lernen. Aber es hatte zu lang gedauert. Da ging ich leiſe von der Tür zurück, die war offen geweſen, und ſtieg in meine Kammer hinauf. Weißt du, Gertrud, meine Kammer unter dem Dach.

Später kam Lore nach. Der Lehrling hatte mich hinaufgehen ſehen und es ihr geſagt.

Ich darf ihr nicht zürnen, Gertrud. Sie konnte nicht anders. Franz, der iſt ja mein Bruder, der hätte eigentlich —, nun, es hat wohl ſo ſein müſſen. Was iſt eine Liebe, die keinen Boden hat, keinen rechten, natürlichen Nährboden? Er aber iſt Bäcker, Weinwirt und Hausbeſitzer und — ich darf nicht bitter ſein, ein heiterer, nüchterner Menſch, der keinen vergeblichen Träumen nachgeht. Nur, ich habe ſie ſehr geliebt, und eine Seite ihres Weſens, die ich kenne, die hätte doch wohl zu mir gepaßt.

Zu dir konnte ich damals nicht gehen, Gertrud, das verzeihſt du mir. Es zog mich mit Gewalt zu dir, und du hätteſt mich aufgenommen. Aber ich konnte doch nicht.

Eins noch aus jenen Tagen: ich kann ſo gar nicht durchfahren. Ich hätte, wär' ich ein ganzer Mann geweſen, ſogleich wieder gehen ſollen, irgendwo hin. Ich gehörte ja doch nicht in dieſes Haus. Aber ſie kamen herauf und ſetzten mir auseinander, wie es gegangen ſei, ganz verſtändlich, es war gar nichts dawider zu ſagen, und Lore bat mich tauſendmal, zu ſagen, daß es ſo beſſer ſei auch für mich. Ich glaube, ich habe ſogar ſo etwas geſagt. Da blieb ich drei Tage. Ich war auch ſo ſtumpf und müde. In dieſer Zeit ſchickten ſie mir einen Brief von Fritz Hornſtein nach, der fragte mich, ob ich „noch nicht genug von der Freiheit" hätte. „Denn du gehörſt ja doch zu uns und in ein Amt gehörſt du auch." — So? In ein Amt? In was für eins? Ich mochte nicht weiterleſen. Wie ein verlorenes Paradies ſtand das Ideal meiner Jugend — du kennſt es, — vor mir. Sollte es jetzt gut genug ſein für einen verlaufenen Muſikanten?

Es ſchüttelte mich. Ich war ja ärmer als je. Was hatte ſo einer, wie ich, zu geben?

Aber ſchließlich las ich doch weiter. Falls es dir mit dem Neuſchaffen nicht ſo klappt — verzeih', daß ich das für möglich halte, aber es kommt ja vor und ich meine, in deinem letzten Brief ſo etwas geleſen zu haben —" (ach ja, ich meine es auch), „ich wüßte dir einen Poſten, dem ich dich gönnen möchte, wenn er dir auch nicht lang genügen wird. Es wird von einer Blindenanſtalt ein Muſiklehrer, der auch ſonſt einige Stunden, am liebſten Religion und Weltgeſchichte, und etwa Literatur zu geben hätte, geſucht.

Seit ich das weiß, muß ich immer an dich denken, wie ich dich unter dem Häuflein armer Leute antraf, damals in München. Du magſt machen, was du willſt, du gehörſt dennoch zu uns. Im übrigen wirf mir getroſt einige Grobheiten an den Kopf, falls es dir nicht paßt."

Jetzt bin ich da, Gertrud, und merke erſt, wie arg zerbrochen. Ich will aber verſuchen, zu leben und nun dennoch –."

Als Georg Ehrenſperger, Muſiklehrer und Vikar der Blindenanſtalt, droben in ſeiner einſamen Stube im dritten Stock ſoweit geſchrieben hatte, legte er die Feder weg und es flutete in heißen Wellen über ihn hin, daß er nicht wußte, *was* er *dennoch* wollte, und er ließ den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken und ſaß mutlos da.

Da ging die Tür geräuſchlos auf und ein Zögling des Hauſes, ein blaſſer, feiner Jüngling mit lichtloſen Augen ſtand da und ſagte: „Ich habe geklopft, aber Sie haben es nicht gehört. Es iſt Beſuch für Sie da."

Beſuch?

Feſte, wohlbekannte Tritte auf dem Gang, eine liebe Stimme.

„Georg.“ Da trat ſie, der er ſoeben ſein Herz ausgeſchüttet hatte, herein zu ihm und nahm ihn bei der Hand. „Grüß Gott.“

Er konnte nicht gleich reden. „Gertrud.“ Das war alles. Es war auch nicht nötig, mehr zu ſagen, er ſchickte ſie nicht fort, das merkte ſie dennoch.

„Da, lies, das iſt für dich,“ ſagte er.

Aber ſie wußte ja alles. Ahnte er denn nicht, wie ſie mit ihm fortgelebt hatte?

„Wie kommſt du hierher, Gertrud? Wie haſt du mich gefunden?“

Eine tiefe Röte überzog ihr ernſtes Geſicht. Sie kämpfte einen Augenblick mit der Verſuchung, ihm zu ſagen, daß ſie ein Kind im Hauſe beſucht und nicht habe verſäumen wollen, ihn auch —. Weg damit. „Ich bin nur zu dir gekommen.“ Das Herz ſchlug ihr bis an den Hals, aber ſie ſagte es dennoch. „Ich mußte, ich habe immer zu dir gehört, Georg. Ich habe ſo lang gezögert, ich hatte — ach, das iſt ja gleich. Da bin ich.“

Da zum erſtenmal ſeit — ach ſeit langer Zeit, überkam ihn eine Bewegung, die warm und weich und ſchmerzvoll zugleich war und die heiße Tropfen in ſeine Augen trieb und auf ſeine Hände fallen ließ. Er dachte nicht daran, ſie zu verbergen. „Du biſt — mein guter Kamerad,“ wollte er ſagen, aber es ging nicht, er ſchüttelte den Kopf. Da ſagte ſie es ſelbſt. „Das will ich jetzt auch ſein.“

Er mußte ſie anſehen. Er hatte ſie ja lang nicht geſehen.

Es war eine ernſte, reife Schönheit in ihrem Geſicht und Weſen; ſie ſah älter aus, als ihre Jahre es wollten, aber ſo ſicher und aufgerichtet und auf irgend eine Art froh, von innen heraus. Nun ſaß ſie neben ihm.

Sie las ſeinen Brief, damit er nicht reden mußte. Dann legte ſie ihn zurück auf den Tiſch.

„Und nun dennoch?“ fragte ſie leiſe mit den letzten Worten des Briefs.

Da ſchüttelte er den Kopf. „Ich weiß nicht. Ich meinte, dennoch irgend einen Teil an den Menſchen haben. Aber ich weiß nicht, welchen. Ich habe ihnen nichts zu geben. Ich habe nur einen ſtarken Zug zu ihnen, das iſt alles. Ach, Gertrud, es geht ein Riß durch mein Leben hindurch. Der läßt ſich vielleicht notdürftig flicken, mehr nicht. So viel Mißratenes, ſo viel verlorene Zeit, vergebliches Streben, unklares Wollen, — ach, es iſt nicht aufzuzählen. Und dann auf einmal gar nichts mehr zu haben, nichts, Gertrud. Weg iſt alles Schöne, auf das man hoffte, weg wie ein Traum.“

„Das verſtehe ich beſſer, als du denkſt,“ ſagte ſie, und verbarg ihm ihre Augen nicht.

„Man glaubte ein Ziel zu haben, einen eigenen, beſtimmten Inhalt für ſein Leben, und auf einmal ſteht man da und hat ganz leere Hände.“

Das mußte ſie erlebt haben, das ſpürte man, und Georg wußte nun, daß auch das wahr ſei, was er ſich hie und da auszureden verſucht hatte, daß er ihr, an die er nicht in einer ſolchen Liebe gedacht hatte, das Leid des Lebens gebracht hatte. Das kam auch noch hinzu, er ſenkte den Kopf noch ein wenig tiefer.

„Aber das wird wohl ſo ſein müſſen. Die den Armen etwas bringen wollen, eine Liebe oder eine Botſchaft, die müſſen ſelber arm geweſen ſein. Wie könnten ſie ſonſt die andern verſtehen? Warte du nur, es geht dir nichts Gutes ganz verloren, du mußt es nur zuerſt wagen, ohne alles dazuſtehen, ganz allein und ohne Beſitz.“

Sie zögerte, ob ſie das auch noch ſagen ſolle, was ihr von unten heraufſtieg und auf den Lippen lag, dann fuhr ſie leiſer fort, wie man von einem ſchönen Geheimnis redet: „Es bekommt alles ein anderes Geſicht für einen von da an. Alles, auch Er, du weißt, wen ich meine. Von dem ihr ſo oft ſo zaghaft redet — ich meine, ihr Theologen, weil ihr nicht recht wiſſet, wo ihr ihn unterbringen ſollt. Von da an, wo man ſich wundert, daß er die Armen ſelig preiſt. Gerade die, die es in ſich ſelber — im Geiſt, ſagt er, — ſind. Er muß es auch geweſen ſein, ſonſt könnte er es nicht tun. Dann wüßte er es nicht. Da tritt er einem ganz nah, ganz nah. Alles verſteht man anders von da an. Da geht ein neuer Weg in die Welt hinaus, zu den andern. Man verſteht ſie, wenn ſie ſchwer an ſich tragen und hat ſie lieb. Das ſpüren ſie. Das ſchließt ſie auf. Ach — fang' nur an — ſagen iſt nichts, erleben, das iſt alles."

Er ſah ſie immer an, ſolang ſie ſprach. Er trank das alles in ſich hinein, wie man friſches Waſſer trinkt.

Nun war ſie wahrhaftig wieder auf ſeinen Weg gekommen, wie damals auf der Landſtraße, als er verſtört und erſchrocken bei dem invaliden Drehorgelmann ſtand, und wieder faßte ſie ſeine Hand und ſagte: „Komm, wir gehen nach Hauſe."

Wie war ſie ernſt und ſtark, wie war ſie geſund und friſch.

Unten läutete eine Glocke, das war für ihn das Zeichen zu einer Stunde.

„Geh' mit, ich will dir alles zeigen, die Menſchen, die großen und die kleinen, und das ganze Haus. Es iſt mir heimatlicher, wenn du alles geſehen haſt."

Und ſie durchwanderte mit ihm das Haus, und hörte

zu, wie er einen blinden Knaben im Orgelſpiel unterwies, und ſaß mit gefalteten Händen dabei, als er nachher eine ernſte, ſchöne Muſik ertönen ließ, die ihr fremd war und ſie doch vertraut anmutete. Die war aus ſeiner eigenen Seele gefloſſen, das wußte ſie, und wußte auch, daß er neu aufſtehen und das Leben angreifen werde, ja, daß er es im Grunde ſchon getan habe.

Da ging eine große Freude durch ihr ganzes Weſen hindurch, viel größer, als in jener Nacht, da ſie zu erkennen glaubte, daß ſie beide, Georg Ehrenſperger und Gertrud Cabiſius für einander geſchaffen ſeien.

„B'hüet Gott.“ Sie reichte ihm die Hand, da eben die Blinden in langen Reihen mit ſtillen Tritten in den Saal kamen, und die Abendandacht beginnen ſollte. Er konnte ſie nicht zur Bahn geleiten.

„Bleib nur. Du weißt, ich mußte kommen. Gelt, du verſtehſt es. Ich bin deine Schweſter, das bleib' ich. Du haſt es immer gewußt, ich nicht immer.“

Da ging ſie hin. Er ſah ihr nach, bis ſie um die Ecke verſchwand.

Dann atmete er hoch auf. Untergehen? Nein.

Siebentes Kapitel

Die Fenſter ſtanden weit offen, die laue Abendluft trug den Duft der Reſeden und Levkojen vom Garten herauf ins Zimmer. Es war ein ſtilles Zimmer. In dem großen Lehnſtuhl ſaß der Rektor Cabiſius. Er

hatte das weiße Haupt auf die Bruſt geſenkt und dämmerte ſo zwiſchen Schlaf und Wachen dahin. Die Zeit war gekommen, da er von dem allem, was ihn hier umgab, Abſchied nehmen ſollte. Es war kein Losreißen, er ging ſtill und gern. Das große Studentenbild ſah von der Wand herunter auf den Greis. Wo waren alle die jungen, kraftvollen Geſtalten hingekommen? Sie hatten alle ihren Weg durch die Welt gemacht und waren wieder gegangen; neue Generationen waren nach ihnen gekommen. Er war wohl der Letzte von den Alten, damals Jungen.

Der Greis regte ſich und hob den Kopf.

„Ja, Anne, ſo jung als möglich.“

„Haſt du etwas geſagt, Großvater?“

Unter der offenen Tür des Nebenzimmers erſchien Gertrud.

Sie trat zu ihm. Er lächelte und öffnete die Lider ſeiner blinden Augen. Das tat er wohl aus alter Gewohnheit, denn die Geſtalt ſeines Kindes, das vor ihm ſtand und ihr Geſicht mußte er ja mit andern Augen wahrnehmen, als mit den erloſchenen ſeines Leibes.

„Ich glaube, ich habe mit deiner Großmutter geredet. Sie iſt jetzt immer neben mir. Sie ſagte in ihrer raſchen Art, wie ſie früher oft ſagte: „Wir müſſen ſo jung als möglich ſein, Alter. Für das Kind. Du biſt aber kein Kind mehr, Gertrud.“

„Du biſt aber ſo jung als möglich geweſen, Großvater, du biſt es für mich geweſen. Ich danke dir ſo herzlich dafür.“ Sie kniete neben ihm und legte ihren Kopf in ſeinen Schoß.

„Du Kind, du biſt lebensreifer, als ich je geweſen bin. Das hat das Leid getan, das große Alleinſein. Ich habe es gewußt, wir haben nur nie darüber geredet.

Aber jetzt, da ich gehe, ſag, Gertrud, wie iſt es? Ich muß es Anne ſagen können. Wie iſt es mit dir und Georg?"

Er miſchte Traum und Wirklichkeit durcheinander.

„Ach, Großvater, da iſt nichts zu ſagen. Er iſt wieder bei mir, wie einſt. Er hat mich lieb und ich gehöre zu ihm, wie ich es von Kindheit an tat. Aber wenn du das meinſt, das eine: ich bin ihm nicht das Weib, nicht ſein anderes Ich. Ich weiß es. Das kann nie kommen, das iſt nicht. Das iſt ein Rätſel des Lebens, das Gott allein weiß. Ich weiß nicht, ob irgendwo jemand lebt, der zu ihm gehört; bis jetzt weiß er nichts davon. Manchmal denke ich, wir werden ſo leben und alt werden und davongehen, und irgendwo ſei die Löſung des Rätſels, die andere Seite des Gewebes, die wir dann zu ſehen bekommen. Aber ich weiß es nicht. Bis dahin, — man muß ſich ſtillen und nichts verlangen, und ſein Leben füllen, ſo gut man kann. Sie ſind ja alle irgendwie in Not, die Menſchen. Man muß ſie lieb haben und verſtehen, nicht in ihrer Sünde, in ihrer Not. Das tat Er auch."

Sie ſchwieg. Der Abend dunkelte durch das Zimmer. Der Greis ſchlief wieder. Er war ſo müde.

Draußen wurden Schritte hörbar, raſche, kräftige Tritte.

Das kleine Dienſtmädchen verhandelte etwas mit jemand, dann klopfte es an die Tür des Nebenzimmers.

„Herein."

„Grüß Gott, Gertrud."

„Grüß Gott, Georg." Sie war aufgeſtanden und ihm entgegengegangen.

„Lebt er noch?"

„Ja.“

„Ich habe nicht bälder kommen können. Es war ſo vieles in den letzten Wochen und Tagen, Prüfung und Jahresfeſt, und, Gertrud, ich habe es nicht laſſen können, ich habe einiges von meinem Eigenen mit den Blinden eingeübt, einen Chor, und ein Orgelſtück, und ein Andante für Klavier und zwei Violinen. Es iſt aus dem Alten, das nicht ſchweigen will. Sie haben es mir ſo lebendig abgenommen, du glaubſt nicht, wie froh es mich gemacht hat. Sie haben nicht ſo viele Tore ihrer Seele, durch die das Leben aus- und einſtrömt, darum ſind ſie geſammelter, einheitlicher. Wir hatten kein Publikum dazu, wir waren unter uns. Es war aber ein Feſt.“

Sie ſah auf ihn und freute ſich, daß er ſo hell und friſch dreinſah und dachte, wie eine Mutter denkt: „Wie hat er ſich herausgeriſſen und iſt des Seins und Lebens mächtig geworden. Ach, das iſt ja nicht ſo wichtig, was ſein Amt und Titel iſt, und ob ſeine Altersgenoſſen weiter ſind, als er. Was er *iſt*, das iſt das Wahre, und er iſt ein Menſch und Mann, an dem Gott ſelber ſeine Freude haben kann.“

Sie ſaßen aber ſtill in der Stube neben des Rektors Studierſtube. Von drinnen kam ein leichtes, kurzes Atmen und hie und da ein Wort, im Halbſchlaf geredet.

Da, nach längerer Zeit, fingen ſie an, ſich flüſternd zu unterhalten.

„Wenn er aufwacht, dann will ich zu ihm hineingehen. Ich möchte ihm noch ſo vieles ſagen, aber das werde ich ja nicht können. Weißt du, mit dem Danken, es iſt ſo eine Sache. Wer ſich ſelber von Herzen gab, der will keinen Dank dafür. Und *ſo* gab er ſich, ſein Leben lang, wenigſtens ſeit *ich* denken kann.“

„Seit wir denken können. Das iſt ſo ziemlich das gleiche.“

„Ja.“ Er dachte zurück, ſo weit er konnte.

„Weißt du noch?“ Da machten ſie es wie die Alten, die ganz Alten und tauchten in den Jungbrunnen der Kindheitserinnerung ein. Tauſend und eine Erinnerung. Hie und da wurden ſie lebhaft und verfielen in lauteres Reden, dann erſchraken ſie vor dem eigenen Ton ihrer Stimmen und flüſterten wieder.

Frau Judith ſchritt am Stock durch das Gemach, und Jungfer Lieſe, und die Rektorin, und Hollermann. Und dann glitt ihr Schifflein unvermerkt in das breitere Flußbett des Lebens hinaus.

„Du, Gertrud, wo biſt du mit deinen Gedanken?“

Sie ſchrak auf. Sie hatte ſoeben einen kleinen Privatausflug gemacht, davon ſollte er nichts wiſſen.

„Ja?“

„Ich bin heute nachmittag drüben geweſen, bei Franz und Lore. Sie wiſſen gar nicht, was ſie mir alles zuliebe tun ſollen. Aber, du — du hörſt nicht recht zu.“

„Doch, ich höre alles.“

„Du, Lore geht ins Korpulente. Das iſt ſehr heilſam für mich. Dieſe Frau mit den dicken Backen und der breiten, geſtreiften Schürze habe ich nicht gekannt. Heute, als ich kam, ſtand ſie unter der Ladentür und ſah hinaus. Ich hatte ein wenig Mitleid mit ihr; man ſollte es nicht glauben, aber es iſt doch ſo. So, als ob ihr Geſicht fragte: ‚Iſt das jetzt alles?‘ Und, Gertrud, es iſt ja tatſächlich alles. Sie hat ihren Franz und ihren rundköpfigen Buben, und ein gutes Geſchäft und viel Geld. Aber ich weiß, irgend etwas in ihr hungert nach mehr. Sie iſt nicht zufrieden mit dem allem.“

„Und das ist ihr Bestes," sagte Gertrud. „Das ist ein Faden, der sie ans Innerliche, Ewige knüpft. Wenn sie älter wird, wird das Heimweh steigen, und zuerst wird sie meinen, es sei nach dir, und dann wird sie erkennen, daß es nach deiner Welt ist. Und sie wird ihrem Sohn davon erzählen, und wird den Armen Brot und Liebe geben, und wird ihren Mann davor behüten, daß ihm gut Essen und Trinken alles wird. Und das hast du ihr gegeben."

Da schwiegen sie wieder.

Die Hausglocke schellte.

„Das ist Meister Nössel. Er kommt jeden Abend um diese Zeit und sieht nach dem Großvater. Es ist ein Wunder, daß er es noch kann, er ist so eingetrocknet und zusammengerunzelt wie eine Hutzel. ‚Wenn mich nur der liebe Gott nicht abzurufen vergißt,' sagte er gestern. Ich glaube, er ist in Sorge darum. Aber es ist nicht mehr viel Leibliches an ihm, man kann ruhig sein in dieser Hinsicht."

Da kamen trippelnde Schrittlein und schwere Stockstöße näher.

„Guten Abend."

„Guten Abend, Meister Nössel."

„Ist er noch da? Ja? Ich dachte, er sei heut gegangen. Heut sind's elf Jahre, daß Judith starb. Ich hätte nicht gedacht, daß es noch so lang daure, bis ich nachkomme."

„Still."

Vom Turme hallten die feierlichen Schläge der Betglocke.

„Er hat's doch gelernt. Das Läuten, meine ich. Ich habe einst im Ärger gesagt: Das lernt er nie so

recht, er läutet anders, weil er anders iſt. Aber er hat's doch gelernt. Er hat inzwiſchen viel erlebt und auch erlitten, das macht's."

Dann ſchwiegen ſie wieder.

Der letzte Hall, noch einer.

„Und wenn das Leben neiget ſich, laß uns einſchlafen ſeliglich."

Das hatte Meiſter Nöſſel geſagt. Sonſt begehrte er ja auch nichts mehr. Das andere, das Unruhige, Müdmachende, Glück und Leid und Sorge und wie alle die Erdengeiſter heißen, das lag weit dahinten, nicht vergeſſen, nicht verachtet, aber ausgedient.

„Gute Nacht." Er gab ſeinem alten Freund die Hand, der war in Träumen und kannte ihn nicht.

„Das tut nichts. Wir — wir kennen uns doch wieder, wenn es Tag wird, Joachim Cabiſius. Schlaf wohl, ſchlafet alle wohl."

Sie hörten die Stöße ſeines Stockes auf der nächtlichen Gaſſe. „Bleibſt du da, Georg? Ich bleibe die Nacht auf; wenn du willſt, bleib bei mir. Der Doktor war da, kurz, eh' du kamſt, er ſagt, es könne ganz leiſe ausgehen, wenn das Herz verſage. Aber ich glaube es noch nicht. Er erwacht hie und da und ſpricht dann ganz klar und wie ſonſt, wenn auch faſt ganz ohne Stimme. Hörſt du?"

Sie traten leiſe zu ihm, da redete er undeutliche Worte, und, da er müde an die Seitenlehne geſunken war, wie ein ſchlaftrunkenes Kind, brachten ſie ihn miteinander zu Bett.

Der Mond war heraufgeſtiegen und leuchtete wie vor Zeiten in die altbekannte Stube und wunderte ſich, daß die lange Pfeife unbenützt am Haken neben dem

Stehpult hing und daß alle die Geiſter und Geiſtchen, die ſonſt auf weißen Rauchwölkchen da herumſpukten, ſchwiegen und den Atem anhielten. Als er aber bis an das weiße Bett hinleuchtete, das ſonſt nicht in dieſem Raum geſtanden war, da hörte auch der Mond auf, zu flimmern und herumzuſpielen. Ganz ſtill lag ſein Licht auf dem Boden und an den Wänden und blieb auf dem Bett und der ruhigen Geſtalt darin liegen.

„Es tut ihm nicht weh, du brauchſt den Vorhang nicht zuzumachen, Georg.“

Da ſetzte der ſich auf die Truhe, wie einſt und ſah ſich um, wie die Stube in dem weichen, ruhigen Licht dalag und dachte, daß es jetzt auch anders werde, da ihr alter Bewohner davonging.

„Was willſt du nun anfangen, Gertrud? Haſt du dir etwas ausgedacht?“

Sie zuckte nun doch ein wenig zuſammen. Was hilft das Ausdenken? „Ich bleibe vorläufig da. Ich habe es alles mit dem Großvater beſprochen. Ich will Veronika zu mir nehmen, meine lahme Freundin, der die Mutter geſtorben iſt, und will mich um meine Patenkinder annehmen, ſo gut ich kann. Eines von ihnen, (du kennſt ihn ja, es iſt Leonhard, der mittlere Bub von den Türmersleuten, — der iſt ſo zart und kann nicht gut ſo oft die vielen Stufen ſteigen), bekomme ich vielleicht ganz ins Haus. Dann will ich ſehen, ob ich ihm etwas von allem dem geben kann, was er —“ ſie zeigte nach dem Bett hin — „was er mir gab. So iſt noch manches.

Ich habe früher an einen beſtimmten Beruf gedacht, Krankenpflege, oder Lehrerin, oder ſonſt etwas. Aber daraus iſt jetzt nichts geworden, und ich glaube, es iſt auch beſſer ſo.“

Sie ſaß da ſo hell im Licht und Georg ſah, wie es in ihren Zügen arbeitete und wie dann ein Lächeln darüber ging.

„Das iſt jetzt ſo. Ich paſſe wohl nicht recht in irgend einen Model, ich bin ſo ein wenig anders geraten als andere Mädchen. Ich ſtieße wohl da und dort an, wenn ich nicht ſein dürfte, wie ich gewachſen bin. Da muß ich ſehen, daß ich mir ſelber ein Leben zimmere. Es wird auch ſchon gehen.“

Im Stillen dachte ſie: Und dann will ich für dich da ſein, ſo oft du eines treuen und ehrlichen Menſchen bedarfſt, der zu dir gehört.

Sie ſagte es nicht; ſie war doch wohl noch nicht heil genug, um ganz rückhaltslos von ihm und ſich zu reden.

Aber er ſagte es ſelber.

„Das iſt gut für mich,“ ſagte er. „Ich muß dich immer finden können. Ich weiß ja nicht, was noch aus mir wird, obgleich ich vorläufig bei meinen Blinden bleibe und noch nicht ans Fortgehen denken mag. Wie lang das noch dauert, weiß ich nicht. Was ſagſt du Gertrud?“

„Was ich ſage? Du ſollſt einmal einen Schritt um den andern tun und einen Tag um den andern nehmen, wie du das bereits angefangen haſt. Es wird eines aus dem andern herauswachſen, eine Aufgabe aus der andern und ein Können aus dem andern. Das ſage ich und ſonſt nichts.“

„Doch noch eins, Gertrud.

Ich weiß nicht, was meine Altersgenoſſen von mir denken. Hie und da kommt einer — ſie ſind aber nicht alle ſo, lange nicht, — ſo ein bißchen mitleidig, ein bißchen vorſichtig zurückhaltend zu mir, neulich beim Jahres-

feſt, oder wenn einer das Haus betrachten will, und glaubt dann, nachſichtig mit mir reden zu müſſen, wie mit einem, der eigentlich etwas wie eine ‚verfehlte Exiſtenz' iſt. Und das, Gertrud, das will ich nicht ſein. So ſehe ich mein Leben nicht an, es komme, wie es wolle."

„Das biſt du auch nicht. Durch das alles hindurch geht ein gerader Weg zum rechten Leben, weißt du, dazu, ‚das Leben zu haben in ſich ſelbſt'. Das kann man freilich den andern nicht ſagen. Sie ſehen nur das Äußere. Aber das wird gerade gut ſein. — Gut ſein müſſen," ſetzte ſie doch mit einem leichten Seufzer hinzu. Denn leicht war es nicht immer, das wußte ſie wohl.

„Ja, und das ſollſt du mir hie und da ſagen. Dazu will ich dich finden können — und zu manchem anderen. Du weißt es. Wenn ich es nicht mehr weiß, will ich dich fragen können."

Sie nickte ernſt und einverſtanden.

„Das will ich. Das ſollſt du können, mein Bruder."

Und ſo ſah Gertrud Cabiſius' Glück aus?

So ſah es aus.

Sie hatte ſich einſt weit aufgetan, um ein ganz großes, ganz volles Menſchenlos in ſich zu empfangen. Und nun war ſie zufrieden, — nun fand ſie eine tiefe Freude darin, dem, den ſie liebte, ein ruhender Punkt, hie und da eine Zuflucht, eine Weggenoſſenſchaft zu ſein?

„Es wird nicht allen ſo gut," dachte ſie dankbar. „Es iſt mehr, als ich an böſen Tagen hoffen konnte."

— Wer will ſagen, was ein ganzes Menſchenlos ſei? Vielleicht wird im Entbehren, im tiefen Leid des Einſamſeins ſtärker als im warmen, ſonnigen Glück die Ahnung davon wach, daß das hier „nicht alles" ſei.

Daß die kurze Spanne Zeit, die wir unſer Leben heißen, nur ein Teil jenes großzügig angelegten Planes ſei, in den ſich der Schöpfer der Menſchengeſchlechter nicht hineinſehen läßt. Wie der Geiger, der das ſchönſte Lied ſuchte, ſo ſucht die Menſchenſeele einen Ort, da es „beſſere Geigen“ gibt, damit einmal, endlich einmal das ganze Konzert von großen, ſchrecklichen und herrlichen Dingen, die die Menſchenbruſt zu Zeiten faſt zerſprengen wollten in Liebe und Sehnſucht, zur Aufführung kommen könne, oder da in dem ungeahnt Allergrößten das jetzt Große unterſinke und verſtumme.

Mitternacht war vorüber. Sie ſaßen noch da, manchmal ſtill für ſich und in Gedanken jedes, manchmal flüſternd, Gegenwärtiges und Zukünftiges beredend. Daß Georg einen Brief von Emeritz, ſeiner Münchener Freundin, habe, und daß es ihm gelungen ſei, den blinden Theodor in der Anſtalt unterzubringen. Gertrud wollte ihn einmal über eine Vakanz zu ſich holen und freute ſich darauf.

„Er ſoll es gut haben,“ ſagte ſie lebhaft und dämpfte ſogleich wieder ihre Stimme; die leiſen, ſchwachen Atemzüge, die nur in der tiefen Stille der Nacht hörbar ſein konnten, gaben hier drinnen den Ton an. Es iſt nichts Geringes, dabeizuſein, wenn ein ernſter, Gottes und des Lebens bewußter Menſch ſich anſchickt, in die dunkle Flut unterzutauchen, deren Grund und anderes Ufer wir nicht kennen.

Ein Uhr.

„Horch, er redet.“

Sie traten ans Bett.

Immer ein Wort mit verſagender Stimme, ſchnell

aufeinander, dann langſamer, deutlicher, dann kam mehr Stimme hinein.

Immer dasſelbe — „ewig — ewig — ewig.“ Immer lauter, immer ſtaunender wurde der Ton. „Ewig — ewig — ewig.“ Sonſt nichts. Sie verſuchten ihn anzureden. Aber für den leiſen Laut einer Menſchenſtimme war Joachim Cabiſius nicht mehr da, er, der zu vergehen ſchien an etwas ganz Rieſigem, ganz Unfaßbarem.

„Ewig — ewig — ewig.“

Es dauerte immer noch fort. Faſt nicht zu tragen für die Zuhörenden, denen der Vorhang noch nicht gehoben iſt, der ihm ſich aufzurollen ſcheint. Es war ſo rieſig, alles andere verſank davor.

„Ewig — ewig — ewig.“

Sie waren ans Fenſter getreten, dicht nebeneinander und hatten ſich feſt an den Händen gefaßt.

„Daß uns werde klein das Kleine, und das Große groß erſcheine,“ ſagte Gertrud leiſe.

Dann nach und nach wurde es ſtiller, dann ganz ſtill.

Waren auch ihm die Saiten zerſprungen, als er in den vollen Chor einzuſtimmen verſuchte?

Er hatte ſein Lebenlang zu der ſtillen, ſchönen Gemeinde der „guten Geiſter“ gehört, die in allerlei Sprachen und auf allerlei Weiſe, ein jeder nach ſeiner Art „loben Gott den Herrn“ und deren Bundeslied, ob ihnen ſchon die Worte vielfach nicht bewußt ſind, doch durch alles Geſchaffene tönt:

„Alle die Schönheit Himmels und der Erden
Iſt verfaßt in dir allein.“

Wenn wir Ohren hätten.

Aber es wird ſo gut ſein, wie es iſt und wird gut werden, wie es wird.

* * *

Der Morgen graute ganz von ferneher. Kaum ein erſtes, blaſſes Dämmern drang durch die Nacht. Die kleine Nachtlampe fing an zu flackern in dem kühlen Wind, der über die Berge herkam und draußen in den Bäumen rauſchte und in die Stube hereinwehte. Da ſtanden ſie auf von ihren Sitzen und deckten ein weißes Tuch über das liebe, ſtille Geſicht.

„Ich gehe, Gertrud. Ich will mit dem Morgenzug reiſen und meine Stunden halten, wie ſonſt. Morgen komme ich wieder.

Ich komme immer wieder, du weißt es. Dieſes Haus iſt mir eine Heimat geweſen und dieſer Mann ein Vater, und du — du biſt mir eine Schweſter. Meine einzige. Biſt du es nicht?"

„Doch, Georg."

Ihr bleiches, überwachtes Geſicht glänzte von einem inwendigen Licht.

Sie gaben ſich die Hände.

Das leiſe Sauſen draußen ſchwoll ſtärker und ſtärker an.

Als ſie ihm die Haustür öffnete, ſtand der Morgenſtern über dem Nachbarhaus:

„Wohlauf in den Tag hinein, ſo lang er währt. Iſt er auch jetzt noch grau, er wird hell und heller werden wann die Sonne kommt."

Vor ihnen lag das Leben. Sie hörten leiſe ſeine Ströme rauſchen in der Morgenſtille. Es würde ſchon Wege geben, hindurchzugehen.

Auf dem Dach, auf dem ſpitzen Giebel ſang eine Amſel und ſang die anderen Vögel wach. Wußten ſie nicht, was heut nacht geſchehen war? Sie ſangen ihr altes Lied:

„Freude, Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligtum.“

Sie können kein anderes. Es iſt ihnen das Lied des Lebens, und wollte Gott, wir alle könnten, über Leid und Tod hinüber, alle nur das einzige, das Lied des Lebens, zu dem die Saiten in uns aufgeſpannt ſind.

Urteile

über Anna Schieber, Alle guten Geister ...

Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung“: „Aus Württemberg wächst uns, wie es scheint, wieder einmal ein neues Erzählertalent von Bedeutung zu. Man wird sofort an die Erzählerart Wilhelm Raabes erinnert. In den letzten Jahren kamen mir eine ganze Menge von Romanen unter die Hände, die sich in der Art dieses Meisters versuchten, aber kläglich scheiterten, weil ihre Verfasser blutige Dilettanten waren. Mit Anna Schieber jedoch versucht sich ein Talent in der Art Raabes, und zwar nicht nur, weil sie ihr besonders gut gefällt, sondern auch weil ihr diese Art innerlich entspricht. Manche ihrer Gestalten erinnern direkt an Raabesche Figuren. Und doch sind sie ihnen nicht einfach nachgemacht, sondern wirklich von ähnlicher seelischer Art, also keine imitierten Puppen, sondern tieflebendige Menschenkinder... Dies schöne Buch wird seinen Weg schon machen.“

Dr. Hch. Lhotzky im „Leben“: „Ein ganz ungewöhnlicher Roman, fesselnd und erquickend zugleich. Niemals ist mir ein Buch vorgekommen, das ich so bedingungslos jedem in die Hand geben würde. Die Verfasserin ist ein Segensmensch und wahrscheinlich durch viel Einsamkeit und herbes Leid hindurchgegangen. „Sonst wüßte sie ja nicht zu trösten.“ „Man muß allein gewesen sein, eh' man recht mit den andern gehen kann.“ Das ist weit hinausgewachsen über das übliche Christentum und steht im wahrhaft Menschlichen und Göttlichen. Menschen, die solches verstehen, habe ich mir immer ersehnt, und freue mich, daß sie erstehen. Wer irgend jemandem ein liebes Buch schenken will, ein Buch zum immer wieder Lesen, schenke dieses. Aus ihm kann man sehen und hören lernen, was den Vielen meistens entgeht.“

Dr. C. Busse in Velhagen & Klasing's Monatsheften: „Mit heller Freude und daneben mit einem verwunderten Kopfschütteln muß ich heut von einem Buche erzählen, das anders ist als andere Bücher, das wie eine schöne Predigt ist und doch mehr als eine Predigt, das Menschen vor uns hinstellt, die wir zu Vätern, Brüdern, Schwestern, Freunden haben möchten, das alles Gute in uns anspannt, das uns fröhlich und getrost macht. Wie ein Märchen aus einer schönen, verlorenen Heimat ist das Buch, aber vielleicht wie jedes gute Märchen voll der höchsten Wahrheit.“

Vortreffliche Erzählbücher!

Helene Chriſtaller, Meine Waldhäuſer. Bilder aus einem Dorfe. 2. Aufl. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Fritz Philippi, Von der Erde und vom Menſchen. Bauerngeſchichten. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Fritz Philippi, Unter den langen Dächern. Neue Erzählungen vom Weſterwald. 2. Aufl. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Fritz Philippi, Haſſelbach und Wildendorn. Erzählungen aus dem Weſterwälder Volksleben. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.20.

Die Erzählungen des Weſterwälder Roſeggers gehören zu der beſten Heimatkunſt.

A. Supper, Leut'. Schwarzwaldgeſchichten. 1.—3. Aufl. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.—.

A. Supper, Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 5. Aufl. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.—.

Türmer-Jahrbuch 1906: „Dieſe Frau vereinigt mit ſcharfem Tiefblick in die Seele des Bauerntums eine ſtarke Liebe zu deſſen unverwüſtlichen Kräften. **Ihr Buch gehört zu dem wertvollſten, was die Heimatkunſt bislang hervorgebracht hat.**" Dr. Karl Storck.

A. Supper, Der ſchwarze Doktor. Eine Erzählung aus Würzburgs düſterer Zeit. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.—.

A. Supper, Der Mönch von Hirſau. 2. Aufl. Kart. Mk. 2.—, geb. M. 2.80.

Grüß Gott: „Wir können das Buch wohl Steinhauſens „Irmela" und Webers „Dreizehnlinden" zur Seite ſtellen. Duftig wie das erſte und dramatiſch wirkſam wie das zweite Stück — ſo tritt der Mönch von Hirſau in die Reihe der neuromantiſchen Dichtungen, die religiöſe Tiefe mit humaner Weitherzigkeit verbindend."

Aus der verlorenen Kirche. Religiöſe Lieder und Gedichte für das deutſche Haus. Geſammelt von R. Günther. Geb. Mk. 3.—.

Lit. Rundſchau f. d. evang. Deutſchl.: „Unter den Sammlungen religiöſer Gedichte in weiteſtem Sinn iſt dies die umfaſſendſte und planvollſte. Ein ſchönes Buch, das wir herzlich begrüßen, warm empfehlen für Haus und Schule."

This book should be returned to
the Library on or before the last da
stamped below.

A fine of five cents a day is incurre
by retaining it beyond the specifie
time.

Please return promptly.

51763.42.28
Alle guten Geister :
Widener Library 003574546
3 2044 087 272 563